

School of Theology at Claremont



1001 1367168

# Sammlung von Vorträgen.

Herausgegeben

von

H. Frennkel & F. Hoff.

13.



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California

170







8V  
4244  
F7  
V13 ✓

# ammlung von orträgen

für das deutsche Volk.

---

Herausgegeben

von

Wilhelm Frommel, und Dr. Friedrich Pfaff,

Professor in Heidelberg,

Professor in Erlangen.

---

Dreizehnter Band.



Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1885.

Alle Rechte vorbehalten.

# Inhalt.

1.	Seite
Die Bedeutung der Philosophie für die Erfahrungswissenschaften. Von Privatdozent Dr. F. Kreyenbühl in Zürich . . . . .	1
2/3.	
Die Darstellung des Schmerzes in der Plastik. Von Professor Dr. Gust. Portig in Hamburg . . . . .	25
4/5.	
Die Provinz Rio Grande do Sul, Brasilien und die deutsche Aus- wanderung dahin. Von Dr. Wilhelm Breitenbach in Göttingen	105
6/7.	
Die Prohebibel. Beleuchtet von Lic. theol. F. Krummel in Sand- hausen . . . . .	181
8.	
Kolonialpolitik und Christentum betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Südwestafrika. Von C. G. Büttner, früherem Missionar in Damaraland . . . . .	253
9.	
Der altchinesische Monotheismus. Von D. V. v. Strauß und Torney in Dresden . . . . .	299
10.	
Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen. Von Professor Dr. Ludwig Neumann in Heidelberg . . . . .	327



1.

Die

# edeutung der hilosophie

für die

## Erfahrungswissenschaften.

Vortrag,

gehalten in Zürich am 27. April 1883.

Von

**Dr. J. Kreyenbühl,**

Dozent an der Universität und am Polytechnikum in Zürich.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. 1885.

Sammlg. v. Vorträgen XIII.

Alle Rechte vorbehalten.





## Die Bedeutung der Philosophie für die Erfahrungswissenschaften.

---

Der Betrieb der philosophischen Forschung leidet nicht bloß unter der Schwierigkeit ihrer eigentümlichen Gegenstände und Probleme, sondern auch unter den Mißverständnissen, denen die Philosophie von jeher in den Kreisen der „Erfahrungswissenschaften“ ausgesetzt war. Ich meine damit nicht jene kleineren Vorurteile und irrigen Vorstellungen, welche jeweilen in einzelnen Köpfen entweder der Mangel an wissenschaftlicher Begabung oder die Einseitigkeit des Standpunktes oder endlich eine gewisse Abneigung gegen metaphysische Probleme überhaupt zu erzeugen pflegt. Das schlimmste Mißverständnis, weil es grundsätzlicher Natur und durch den Sprachgebrauch selbst sanktioniert ist, liegt vielmehr schon in der Benennung „Erfahrungswissenschaften“, welche damit zur Philosophie in einen prinzipiellen Gegensatz gebracht werden sollen. Indem die einzelnen Wissenschaften, vor allem die Naturwissenschaften,

sich als Erfahrungswissenschaften bezeichnen, wollen sie damit sagen, daß ihre Aufgabe und ihr Inhalt wissenschaftliche Verarbeitung von Erfahrungsthatfachen ist; die Philosophie dagegen beschäfftige sich mit Dingen, die sich aller Erfahrung entziehen, mit reinen Gedankendingen also, die nur im Kopfe des Philosophen ein hypothetisches Dasein fristen. Mit dieser Gebietsteilung zwischen Philosophie und Erfahrungswissenschaften, wobei den letztern der Kern, der erstern die leere Schale verbleibt, verbindet sich folgerichtig sofort das andere Vorurteil, Erfahrungswissenschaften seien überhaupt allein Wissenschaft, Philosophie dagegen ein mehr minder unwissenschaftliches Gerede, von dessen Bedeutung für die empirischen Wissenschaften nur die Selbsttäuschung und bekannte Anmaßlichkeit der Philosophen so viel Aufhebens machen könne.

Vielleicht habe ich den Gegensatz, in welchen sich die Vertreter der Erfahrungswissenschaften zur Philosophie stellen, etwas schärfer betont, als er in Wirklichkeit und vornehmlich in gegenwärtiger Zeit geltend gemacht wird. Wie sich aber auch einzelne Vertreter der Wissenschaft und einzelne Epochen derselben zu diesem Gegensatze stellen mögen, im Grunde der Sache ist er eben doch vorhanden; und da jene Gebietsteilung ein tiefes Mißverständnis und ein bedenklicher Irrtum ist, so ist es besser, daß dieser Irrtum auch in seiner ganzen Schärfe ausgesprochen werde, damit niemand über seine Tragweite sich täusche, damit alle halben und somit ungenügenden Kompromißversuche von Seiten beider wissenschaftlichen Richtungen wegfallen und eine richtigere Ansicht vom Wesen der Philosophie Platz greifen

kann, welche gegenüber dem einseitigen Gegensatz zwischen ihr und den Erfahrungswissenschaften deren wesentliche Einheit betont. Eine solche Ansicht würde somit dem eben dargelegten Irrtum gegenüber die beiden Sätze umfassen: 1. Auch die Philosophie ist ihrem Inhalte nach eine auf Erfahrung gegründete Wissenschaft und was die einzelnen Wissenschaften Erfahrung nennen, steht mit der philosophischen Erfahrung nicht in Widerspruch, sondern wird durch sie ergänzt und abgeschlossen. 2. Auch die Philosophie ist in ihrem methodischen Verfahren Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes und alles wissenschaftliche Bewußtsein erhält in ihr seinen schärfsten Ausdruck und seine grundsätzliche Begründung. Diese beiden Sätze gedenke ich, so weit die Zeit reicht, nach ihrem Hauptpunkten zu begründen.

## I.

„Erfahrung“ ist, wenn wir von den einzelnen bei aller Erfahrung vorkommenden Formen des Bewußtseins zunächst absehen und darunter lediglich eine Erkenntnis des Wirklichen verstehen, ein Wort von mannigfacher Bedeutung und es ist eine nicht genug zu tadelnde Oberflächlichkeit, unter Erfahrung immer nur die sinnliche Erfahrung zu verstehen. Vielmehr giebt es so viele Arten von Erfahrung, als es Arten des Wirklichen giebt. Das erste Wirkliche und somit die erste Art der Erfahrung ist nun allerdings die Welt der Sinne und somit die sinnliche Erfahrung. Ich erlaube mir hier ganz abzuweichen von jener Theorie, welche das Wirkliche schlechthin

und ohne Einschränkung in Formen des Bewußtseins auflösen möchte; das gemeine Bewußtsein wie die mit ihm übereinstimmende Wissenschaft haben m. E. Recht, wenn sie diese gesamte Welt der Sinnlichkeit, diese farbigen, tönenden u. s. w. Erscheinungen als wirklich ansehen. Nicht das ist „naiver Realismus“, daß die Welt der sinnlichen Dinge als wirklich angesehen wird, sondern daß den Formen des Denkens in derselben Weise Wirklichkeit zugeschrieben wird, wie den Inhalten der sinnlichen Erfahrung.

Und hier sind nun eben die Erfahrungs-, vor allem die Naturwissenschaften zu tadeln, daß sie in der Meinung, nur das Sinnliche sei das Wirkliche, den bedeutamen Unterschied übersehen, der das Sinnliche vom Übersinnlichen trennt, und die Eigentümlichkeit des Letztern, welche durchaus nicht gestattet, demselben sinnliche Wirklichkeit zuzuschreiben. Zu diesem Übersinnlichen gehört eine ganze Reihe der wichtigsten Erkenntnis-momente, ohne welche eine Erkenntnis, auch die sinnliche Erfahrung, nicht zu Stande kommt. Wie genau wir auch die Inhalte der sinnlichen Erfahrung analysieren: sinnlich im strengen Sinne des Wortes ist darin lediglich die bestimmte Art und der bestimmte Grad eines Eindruckes, z. B. die bestimmte rote Farbe in einem bestimmten Grade ihrer Lichtstärke. Alles andere, die Lokalisierung des Eindruckes, die Unterscheidung des Eindruckes von der Vorstellung derselben im zeitlichen Nacheinander, die Beziehung der verschiedenen Eindrücke auf das einheitliche Ich, die sachliche Verknüpfung derselben u. s. w., alle diese Momente sind in ihrer eigentümlichen

Natur nicht mehr sinnliche Wirklichkeit, kein Gegenstand der sinnlichen Erfahrung. Entweder muß also die Naturwissenschaft auf diese Erkenntnismomente verzichten, oder sie muß zugeben, daß eine sinnliche Erfahrung ohne Zuhilfenahme übersinnlicher Erkenntnismomente nicht zu Stande kommt. Es ist damit freilich noch nicht bewiesen, daß auch dies Übersinnliche ein Wirkliches ist; es genügt indes vorläufig festgestellt zu haben, daß jene Scheidewand, welche die Naturwissenschaft zwischen dem Sinnlichen und Übersinnlichen aufrichtet, nicht in natura rerum, sondern nur in den Köpfen derer existiert, die von Natur aus eine gewisse Scheu gegen alles haben, das ihnen nicht durch derbe Massivität imponiert. Im übrigen aber ist allgemein bekannt, daß auch für die Naturwissenschaft wie für jede andere Wissenschaft der Gang alles Wissens darin besteht, „daß von irgend einem sinnlich Wahrgenommenen durch Denken zum übersinnlichen Grunde desselben aufgestiegen werde“<sup>1)</sup>. Die allgemeinste Grundlage aller sinnlichen Erscheinungen ist z. B. die Materie. Wir bemerken daher, daß jene Naturwissenschaft, die sich mit dem Wesen und den letzten konstitutiven Elementen der Materie befaßt, die Chemie, zu Hypothesen greift, deren Inhalt durch sinnliche Erfahrung weder gefunden noch begründet werden kann. So entzieht sich die Hauptposition aller chemischen Theorien, die Atomistik, aller Kontrolle durch die sinnliche Erfahrung; sie darf zwar den sinnlich erfahrbaren Erscheinungen nicht widersprechen, kann aber in ihrer innern positiven Wahrheit durch kein Hilfsmittel exakter Beobachtung erkannt werden. Wer zuerst diese Hypothese aufgestellt und

zur Erklärung der sinnlichen Erscheinungen nutzbar gemacht hat, er war ein philosophischer Kopf, denn er besaß die Fähigkeit, den Faden des Denkens über allen Augenschein hinaus und doch nur zur Erklärung dieses Augenscheines fortzuspinnen. Aber nicht bloß das Wesen der Materie, alle Probleme der Naturwissenschaft überhaupt erheben sich auf einem metaphysischen Hintergrund, dessen Dunkel die raffinierteste Vervollkommenung der Hilfsmittel exakter Beobachtung so wenig zu lichten vermag, wie der schlichte Sinn des Ungebildeten, der vor jenem Gebiete einfach als vor einem undurchdringlichen Geheimnis stehen bleibt. Ist nun aber das Übersinnliche als ein integrierender Bestandteil aller Erfahrungswissenschaften anerkannt, so haben die letztern gar keinen Grund mehr, gegen die Philosophie spröde und vornehm zu thun, als ob nur sie mit solidem und realem Stoff, Philosophie aber mit Hirngespinnsten arbeiten würde. Ist das Übersinnliche ein Hirngespinnst, so kommt dergleichen auch in den Erfahrungswissenschaften vor; können und müssen aber die Erfahrungswissenschaften übersinnliche Momente anerkennen, ohne daß dieses ihrem erfahrungsmäßigen Charakter Eintrag thut, so kann das Übersinnliche mit demselben Rechte Gegenstand der philosophischen Wissenschaft sein. Nicht mit Unrecht hat man darum schon in früher Zeit metaphysische Untersuchungen als die Hauptaufgabe der Philosophie angesehen, denn die Metaphysik geht auf das, was über die Sinne hinausliegt. Erfahrung und Metaphysik bilden somit keinen Gegensatz; sondern, sowie alle Erfahrung mit übersinnlichen Erkenntnismomenten durchsetzt ist, so ist auch



Metaphysik, wenn sie wissenschaftlich verfährt, ein Wissen von übersinnlicher Wirklichkeit, somit ein metaphysischer Empirismus, wie Schelling in ähnlichem Zusammenhange sich ausgedrückt hat<sup>2)</sup>. Es ist an diesem Orte freilich nicht möglich, die Leistungen einer so beschaffenen Metaphysik auch nur in den allgemeinsten Umrissen anzudeuten; nur die Richtungslinien möchte ich verfolgen, welche, von den einzelnen Wissenschaften ausgehend, gleichsam den Ort bezeichnen, an welchen das Übersinnliche und die Erkenntnis der übersinnlichen Wirklichkeit in seiner vollen Klarheit heraustritt.

Das eine große Gebiet des menschlichen Wissens befaßt sich mit der Natur: die Naturwissenschaften, das andere mit dem Geiste: die Geisteswissenschaften. Aber schon die Naturwissenschaften bieten uns überall da, wo sie gründlich und grundsätzlich verfahren, das bedeutsame Schauspiel, daß sie das Gebiet der übersinnlichen oder geistigen Welt zu Hilfe rufen müssen, um das Gebiet der sinnlichen Wirklichkeit zu erklären. So sind denn überall die letzten Prinzipien der Naturerklärung geistige Prinzipien. Die Naturwissenschaft anerkennt diese Sachlage, indem sie eingesteht, daß alle Hilfsmittel sinnlicher Erfahrung nicht zureichen, um jene Prinzipien vollkommen zutreffend, abschließend und widerspruchsfrei zu begründen bzw. dieselben als Ergebnisse bloß natürlicher Prozesse erscheinen zu lassen<sup>3)</sup>. Wir nehmen dieses Geständnis mit großer Befriedigung entgegen, denn es beweist, daß die Zeiten eines mehr als mittelalterlichen Aberglaubens vorüber sind, in denen man, wie einst aus verschiedenartigen Stoffgemengen das Gold,

so aus den physiologischen Prozessen den Geist abcheiden zu können geglaubt hat. Aber die Philosophie hat noch einen bessern, einen positiven Grund, die Prinzipien des Naturerkennens als geistige Prinzipien in Anspruch zu nehmen. Sie vermag den überzeugenden Nachweis zu leisten: Alle prinzipiellen Begriffe, deren die Naturwissenschaft sich als Erklärungshypothesen bedient, sind und bleiben unvollziehbare Widersprüche, so lange und so weit sie sinnlich aufgefaßt werden, und sie werden erst dann wahre und im Denken vollziehbare Begriffe, wenn sie als Bestandteile einer Erfahrung des Geistes behandelt werden. Ich beschränke mich zum Beweise hierfür auf ein Beispiel, auf den Begriff des Atoms. Die atomistische Hypothese nimmt bekanntlich an, „daß alle materiellen Körper auch die, welche den Raum, welchen sie einnehmen, gleichförmig und zusammenhängend auszufüllen scheinen, aus Aggregaten von sehr vielen einzelnen außerordentlich kleinen, räumlich von einander geschiedenen Massenteilchen, sogenannten Atomen, bestehen, deren die Hypothese so viele verschiedene Arten annimmt, als es verschiedene bis jetzt unzerlegte Stoffe giebt“<sup>4)</sup>. Es ist allgemein anerkannt, daß diese Hypothese bis jetzt die einzige ist, welche die chemischen Erscheinungen erklärt und „eine andere entwicklungsfähige Hypothese, deren Konsequenzen auch nur entfernt den Thatsachen sich so genau anpaßten, wie die der atomistischen Hypothese, ist bis jetzt nicht aufgefunden worden“<sup>5)</sup>. Gleichwohl ist diese Hypothese weit davon entfernt, ein wissenschaftlich unanfechtbares Prinzip zu sein. Nicht bloß ist sie ein partikulärer Gesichtspunkt, dessen Gültigkeit auf die stoff-

lichen Erscheinungen beschränkt bleibt, da wir zur Erklärung der geistigen Erscheinungen ganz anderer Annahmen bedürfen, sondern sie leidet auch innerhalb dieser beschränkten Anwendung an Schwierigkeiten, welche verhindern, daß man bei ihr als einem unwidersprechlichen Erklärungsgrunde der natürlichen Erscheinungen stehen bleiben kann. Diese Schwierigkeit aber besteht darin, daß wir uns die Atome als diskrete Massenteilchen vorstellen, nicht anders also als die Materie überhaupt, welche sich ja überall als mechanisch teilbar erweist. Nun aber erhebt sich die gewichtige Frage: Sind die Atome wirklich an sich diskrete Teilchen, wie kommt es denn, daß die materiellen Erscheinungen sich uns räumlich, d. h. also in einem Kontinuum darstellen? Die Frage bleibt bestehen, gleichviel ob der Raum als eine bloße Form des Bewußtseins oder als eine Form der Dinge selbst, mithin auch der Atome als der Urdinge angesehen wird. Im letzten Falle lautet die Frage speziell: Wie können die Atome diskret, somit räumlich getrennt und begrenzt und zugleich ausgedehnt sein, somit im kontinuierlichen Raume sich berühren? Im ersten Falle müssen wir uns fragen: Wie und mit welchem Rechte kann das Bewußtsein die sinnlichen Erscheinungen im räumlichen Kontinuum auffassen, da sie doch in ihrem Wesen und letzten Grunde (den Atomen) diskreter Natur sind? Begeht hier das Bewußtsein nicht eine Fälschung von Thatsachen, welche für die Erkenntnis derselben ein unübersteigliches Hindernis bildet? Alle diese Fragen sind vom Standpunkte der sinnlichen Erfahrung aus nicht mehr zu beantworten und die atomistische Hypothese ist daher kein wissen-

schaftliches Prinzip im strengen Sinne des Wortes, sondern bloß ein Notbehelf, ein Surrogat, welches der Chemie das eigentlich gesuchte Prinzip ad interim ersetzen muß. Dieses Prinzip aber spricht die Philosophie aus, es ist die geistige Fassung dessen, was die atomistische Hypothese und die Naturwissenschaft sinnlich vorstellt. An die Stelle diskreter Massenteilchen setzt die Philosophie ein ursprüngliches Kontinuum, einen ursprünglichen realen Zusammenhang aller Dinge. Aber dieser Zusammenhang ist keine bloße Form, keine bloße Beziehung der Dinge unter sich oder gar unseres Bewußtseins zu den Dingen, sondern er ist eine Realität und im Gegensatz zu der sinnlich vorgestellten Realität diskreter Dinge eine übersinnliche Realität. Wie also die Atome diskrete Wesen, so ist jener Zusammenhang in Wahrheit ein einheitliches Wesen: den Pluralismus der Naturwissenschaft ersetzt die Philosophie durch den Monismus, durch die Aufstellung eines einheitlichen Weltprinzips. Dieses Weltprinzip aber soll die Welt der diskreten Dinge, der atomistisch angelegten Erscheinungen begründen, nicht aufheben, erklären, nicht einen Widerspruch durch einen andern ersetzen. Also, schließt die Philosophie weiter, ist jenes Weltprinzip nicht eine abstrakte Substanz, nicht eine tote und leere Monade, nicht eine unlebendige allgemeine Form, sondern selbst ein Individuum (*ἄτομον*) höchster Ordnung, welches alle andern Individuen niederer Ordnung durch sein einheitliches Leben verbindet. Mit andern Worten: Der einheitliche Weltgrund ist der Geist, denn dem Geiste allein kommt es zu, eine wahre und ursprüngliche Einheit zu

sein, die nicht aus einer Vielheit konstruiert und nicht in eine solche aufgelöst werden kann, also ein Individuum im strengen Sinne des Wortes; die andererseits innerhalb dieser Einheit vielheitliches und mannigfaltiges Leben entfaltet und dieses Leben als die Thätigkeit seiner selbst, als jenes ursprünglichen und einheitlichen Wesens weiß, fühlt und genießt. Jenes Individuum also, welches die gesamte Mannigfaltigkeit des Lebens als sein Leben weiß, fühlt und genießt, würde das höchste Individuum und der höchste Geist genannt werden können. So hat sich unsere Behauptung gerechtfertigt, daß die Richtungs-  
linien der Naturwissenschaft nach einem Orte konvergieren, wo der Geist herrscht. Zu demselben Ergebnis würden wir gelangen, wenn wir von andern Erklärungsprinzipien der Naturwissenschaft ausgehen würden; überall würde es sich zeigen, daß jede Hypothese und jedes Prinzip widersprechend ist, so lange man bei seinem sinnlichen Sinne verharret, und erst dann wahr und denkbar wird, wenn es durch die Philosophie in eine geistige Erfahrung umgesetzt wird.

Aber was ist nun der Geist selbst? Diese Frage beantworten die Geisteswissenschaften und im abschließenden Sinne die Philosophie. Denn in der Philosophie kommt der Geist zu der höchsten und sichersten Erfahrung über sein eigenes Wesen, zum wahren Bewußtsein seiner selbst. Und zwar muß hier der Begriff „Erfahrung“ urgirt, im strengen und eigentlichen Sinne genommen werden. Bezeichneten wir oben Erfahrung als Erkenntnis des Wirklichen, so ist nicht bloß die sinnliche Wahrnehmung der Farben, Töne u. s. w. eine Er-

fahrung, und es ist ein ganz gemeines Vorurteil, wenn die Naturwissenschaft nur dieser Erkenntnisform die Würde der Erfahrung zuerkennen will; sondern Erfahrung liegt überall da vor, wo der Geist ein Wirkliches erkennt, einen Inhalt also, der überall nicht in die Formen des subjektiven Denkens aufgelöst werden kann. Erkenntnis dieses Wirklichen besteht dann folgerichtig auch nicht in einer Verwandlung des Wirklichen in Gedankenformen, sondern umgekehrt in einer Potenzierung des Denkens zur Einheit mit der Wirklichkeit, zur Erfahrung. Ist dies der Begriff der Wirklichkeit und der Erfahrung als Erkenntnis der Wirklichkeit: was kann wirklicher sein und in höherm Grade Inhalt der Erfahrung, als der Geist? Unter Geist aber versteht die rechte Philosophie nicht diese allgemeine verschwommene Substanz, welche diejenigen meinen, die sich unter Geist nur eine etwas feinere materielle Kraft, eine Art spiritistischen Fluidums vorstellen; auch nicht die ins Naturleben verflochtene Seele, die natürliche Basis des Geisteslebens, aber nicht der Geist selbst; endlich auch nicht das abstrakte Bewußtsein, das in Raum und Zeit beschränkte, in Abstraktionen und Irrtümern aller Art verflatternde Ich; sondern Geist heißt der freie Schöpfer der Ideale: der ästhetische Genius, der den Geist unmittelbar in der schönen Erscheinung verwirklicht, die Macht des sittlich Guten, welche die Selbstsucht des beschränkten Individuums durch die selbstlose Liebe vernichtet und auf ihrem Grunde eine neue Welt, das Leben in der sittlichen Freiheit, einrichtet; die Wissenschaft, Philosophie vor allem, die den Gedanken zu



seiner Wirklichkeit, zu seiner wahren Form und zu seinem wahren Inhalte zu führen bestrebt ist, das religiöse Bewußtsein, der einheitliche Brennpunkt und der treibende und bleibende Grund alles idealen Strebens, das alles ist wahre und reine Erfahrung des Geistes von der wahren Wirklichkeit, die er selber ist; von einer Wirklichkeit, die nicht als sinnliche des Geistes ermangelt, aber ebensowenig in bloße Gedanken verflüchtigt werden kann, sondern die als Geist wirklich ist und darum nur erfahren d. i. von einem zur Wirklichkeit seiner selbst gelangten Denken erkannt werden kann.

Sollen wir nun hiernach die Bedeutung der Philosophie für die übrigen Wissenschaften näher bestimmen, so sind die leitenden Gesichtspunkte hierfür mit dem Charakter der Philosophie als der auf der inhaltlich höchsten Erfahrung beruhenden Wissenschaft gegeben. Ist der Inhalt der Philosophie die wahre Wirklichkeit, der Geist, so wird sich diese unsere Wissenschaft zunächst gegen diejenigen Wissenschaften kritisch verhalten, welche diese Wirklichkeit direkt oder indirekt negieren oder eine Erkenntnis derselben bestreiten. Gegenüber einer Wissenschaft, welche den Geist leugnet, sei es, indem sie Geistiges auf Naturprozesse zurückführt oder der Naturordnung eine völlig selbständige Bedeutung beimißt und sie vom Reiche des Geistes gänzlich abgelöst wissen will, zeigt die Philosophie die Widersprüche und die innere Unmöglichkeit aller Theorien, welche vorgeblich aus dem reinen und soliden Material der sinnlichen Erfahrung aufgebaut sind; sie schärft unser Auge für die Unhaltbarkeit von Voraussetzungen eines toten Stoffes gegenüber

einer lebendigen Kraft, einer atomistisch angelegten Materie, eines ursächlichen Zusammenhanges der Dinge als bloßen Ergebnisses ihrer individuellen Natur<sup>6)</sup>); sie beweist die gänzliche Unfähigkeit der Naturwissenschaft, Thatfachen des Bewußtseins, den Raum, die Zeit, das Ich, die Einheit des Bewußtseins u. s. w. aus physikalischen oder physiologischen Vorgängen abzuleiten; sie ist es, welche dem Naturerkennen die Grenzen zieht und allein zu ziehen berechtigt ist, da sie allein den letzten Grund erkennt, der es verhindert, daß das Gebiet des Geistes ein Objekt naturwissenschaftlicher Demonstration sein oder jemals werden kann; sie ist darum die bestallte Hüterin dieser Grenzen, indem sie jeden Versuch, auf Grund naturwissenschaftlicher Beobachtungen Entscheidungen über metaphysische Fragen abzugeben als unberechtigten und erfolglosen Eingriff auf ein Gebiet zurückweist, für welches die Aussprüche des naturwissenschaftlichen Forums keine Gültigkeit haben können.

Das kritische Geschäft der Philosophie ist ein vorwiegend negatives, weil es sich gegen einen Irrtum wendet, den es zerstören muß; ist aber im wissenschaftlichen Bewußtsein hier einmal freie Bahn gemacht, dann vermag die Philosophie auf dasselbe auch einen positiv fördernden Einfluß zu üben. Man hat diesen Einfluß häufig verkannt, indem man die eigenthümlichen Ziele verkannte, welche Einzelwissenschaften und Philosophie bei aller Übereinstimmung verfolgen. Die einzelnen Wissenschaften haben es nämlich vorzugsweise auf Feststellung des thatächlichen Materials, auf die Erkenntnis der konkreten Fälle des Daseins als solcher abgesehen und wenn auch selbst-

verständlich allgemeine Gesichtspunkte als Erklärungsgründe dieser Thatfachen nicht fehlen, so haben doch auch diese allgemeinen Prinzipien stets eine sehr partikuläre Gestalt, eine solche nämlich, welche durch die Natur und Beschaffenheit jener besondern Thatfachen vorgeschrieben und an die Hand gegeben ist. Die Philosophie muß diese gleichsam urkundliche Feststellung des tatsächlichen Materials durch die Einzelwissenschaften voraussetzen, und nichts ist der Philosophie so verderblich und für ihre Beziehungen zu jenen so schädlich gewesen als der Anspruch, ohne Rücksicht auf das von den Einzelwissenschaften gefundene Material die ganze Welt a priori, d. i. aus einem reinen, erfahrungsfreien Begriff konstruieren zu können. Ihre Aufgabe ist ganz anders zu bestimmen. Sie hat, unter Anerkennung jenes Materials und unter Berücksichtigung der von den Einzelwissenschaften verwendeten Gesichtspunkte diejenige Thatfache und denjenigen Gesichtspunkt aufzufinden, welche als allumfassendste die übrigen Thatfachen und Gesichtspunkte erklärt. Ihr Erklärungsgrund hat daher diejenige Gestalt, welche durch die aller Wissenschaft vorschwebende ideale Forderung einer einheitlichen Weltanschauung geboten ist. Das einzelne, konkrete Material der Einzelwissenschaften soll daher der Philosophie ebenfalls bekannt sein; ebenso sehr aber soll sie im Besitze des allumfassenden Prinzips sein; erst die Einheit beider ist die Philosophie, die Gestaltung jenes tatsächlichen Materials vermöge des allgemeinen Prinzips zum philosophischen System.

Ebenso verkehrt aber, wie der Anspruch einer rational=

listischen Philosophie, durch Anwendung erfahrungsfreier Begriffe das Werk der einzelnen Wissenschaften anticipando überflüssig zu machen, ist die Meinung vieler Vertreter der einzelnen Wissenschaften, Philosophie sei überflüssig, weil sie ja doch nichts helfen könne, um das thatsächliche Material beizubringen. „Was nützt mir die Philosophie“, denkt der Chemiker, „da ich die spezifisch chemischen Probleme doch nur auf dem Wege der spezifisch chemischen Methoden lösen kann? Die Philosophie verbessere diese Methoden, sie zeige mir neue Wirkungsweisen der Stoffe oder führe die bekannten auf angemessenere Formeln zurück, sie unterstütze mich in meinem Bestreben, die wirklichen Urelemente zu finden und die ungeheure Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf Gleichgewicht und Bewegung dieser Urelemente zurückzuführen: dann will ich an die Philosophie glauben als an eine Wissenschaft, die erfahrungsmäßig vorliegende Probleme löst und sich nicht in Regionen versteigt, die der Wissenschaft doch auf ewig verschlossen sind.“ Solche Gedanken beherrschen vielfach die Denkweise der Empiriker und lassen eine freundliche und fruchtbringende Beziehung zur Philosophie nicht aufkommen. Und doch bedürfte es nur einer Verständigung über die eigentümliche Art, wie Einzelwissenschaften und Philosophie die gemeinsamen Probleme der Wissenschaft lösen, und somit über die Notwendigkeit einer gegenseitigen Ergänzung, um jenes freundliche Verhältnis herbeizuführen. Die Philosophie erkennt es gerne und willig an, daß nicht durch dialektische Entwicklung abstrakter Begriffe festgestellt werden kann, welches die einzelnen besonderen Thatsachen sind,

welche die Welt der Sachen ausmachen; sie anerkennt ferner, daß die einzelnen Wissenschaften das Recht haben, Gesichtspunkte aufzustellen, welche speziell zur Erklärung jener einzelnen Thatfachen dienen sollen und daß der allgemeinere Gesichtspunkt, von dem aus Philosophie die Thatfachen betrachtet, jene andern partikulären Gesichtspunkte nicht aufheben darf, sondern sich als deren Ergänzung bewähren muß. Dann sollen aber auch die einzelnen Wissenschaften anerkennen, daß die Philosophie sich nicht mit der Entdeckung und Feststellung der einzelnen Bestandteile dieser Sachenwelt befassen, daß sie ihrer Natur nach unmöglich die Arbeit des Chemikers, Physikers u. s. w. leisten kann; was sie zu thun hat, ist die Entdeckung und Feststellung des Ursakturns, der Wirklichkeit des Geistes, oder, wie Lotze sich ausgedrückt hat, der Welt der Werte, der ästhetischen, sittlichen, religiösen Ideen. Das ist der Gesichtspunkt der Philosophie und somit das eigentümliche Ferment, durch welches die Philosophie das Streben der Einzelwissenschaften durchdringt oder wenigstens durchdringen soll. Sie ergänzt die „Welt der Sachen“ durch die „Welt der Werte“, sie richtet das Auge von der sinnlichen Welt auf zur übersinnlichen, sie schärft den Blick des Empirikers für die Mängel, die seiner Welt-Betrachtung anhaften und anhaften müssen, sie lehrt ihn Vorsicht und bescheidene Zurückhaltung gegenüber dem Reiche des Geistes, zu dem er keinen Schlüssel besitzt, sie weist ihm die Richtung, die seine Forschung, soll sie nicht gänzlich vom rechten Wege abirren, zu verfolgen hat, sie zeigt ihm die reale Möglichkeit, zu einer Weltanschauung zu gelangen,

die nicht darin besteht, alles zu wissen, sondern darin, wahrhaft d. i. alles in seinem Innern und einheitlichen Zusammenhange zu wissen; sie erfüllt den Sinn des Empirikers mit dem Geiste wahrer Wissenschaftlichkeit, deren Lösung niemals eine tote und fertige Form ist, sondern lebendiges Streben nach Erkenntnis, zugleich mit dem Bewußtsein, daß dieses Streben je nach seiner Reinheit, Aufrichtigkeit und Treue auch seinen Lohn findet. So leistet die Philosophie auch wissenschaftliche Arbeit, aber weder als Rivalin der Einzelwissenschaften, die sie zu verdrängen sucht, noch als unterwürfige Magd, die irgendwelchen besondern Interessen sich dienstbar macht, sondern als ergänzende Genossin, als eine höhere Erscheinung des wissenschaftlichen Geistes, die den von den Einzelwissenschaften angeschlagenen Akkord auf einer höhern Tonstufe wiederholt — die mannigfaltige und scheinbar verwirrende Vielheit der Probleme bis in den Kern des Urproblems verfolgt, wo mit der richtigen Fragestellung auch die richtige Lösung sich einstellt.

## II.

Das Gefagte dürfte genügen, um die Philosophie als eine den übrigen Wissenschaften mindestens ebenbürtige Wissenschaft erscheinen zu lassen und den wohlthätigen Einfluß zu rechtfertigen, den wir uns von ihr für die Arbeit der Einzelwissenschaften versprechen. Leider ist es aber gerade der Idealismus der Philosophie, der ihre Wissenschaftlichkeit in den Augen der Empiriker beeinträchtigt. Gegen diesen Widerwillen einer anti-idealistischen Wissenschaft ist wenig auszurichten; wessen Sinn



für die Ideale zu, wessen Herz dafür erstorben ist, den vermag keine noch so scharfsinnige Demonstration von dem Werte und der Bedeutung der Philosophie zu überzeugen; hier gilt das Wort Fichte's, was man für eine Philosophie habe oder vielmehr, da es im Grunde nur eine geben kann, ob man überhaupt an der Philosophie Geschmack finde, das hänge davon ab, was man für ein Mensch ist; darüber läßt sich mit Erfolg nicht streiten. Glücklicherweise giebt es noch eine andere Thatsache, welche den streng wissenschaftlichen Charakter der Philosophie auch demjenigen nahe zu legen vermag, welcher „nicht mehr an die drei Worte glaubt“. Auch den Vertretern der Einzelwissenschaften kann es nicht unbekannt sein, daß die Philosophie in einer besonderen Abteilung, der Logik, Erkenntnis- oder Wissenschaftslehre, die Formen, Gesetze und Methoden alles Wissens untersucht und darum auch nach Seite der Erkenntnisform eine höchste Steigerung des wissenschaftlichen Impulses darstellt. Es ist diese Leistung der Philosophie freilich nicht so zu verstehen, als ob die einzelnen Wissenschaften sich nur mit dem Stoffe der Erkenntnis befaßten, von der Form derselben aber nicht die mindeste Kenntnis besäßen. Vielmehr liegt es in der Natur jeder Wissenschaft im Gegensatz zum unwissenschaftlichen Verhalten gegenüber den vorliegenden Thatsachen, daß neben der besondern Art und Beschaffenheit des Gegenstandes auch die allgemeine Form und die allgemeinen Bedingungen aller wissenschaftlichen Behandlung in höherm oder geringerem Grade zum Bewußtsein kommen. Die Philosophie aber, eben in der angeführten Funktion als

Wissenschaftslehre, wie Fichte sich glücklich ausgedrückt hat, beweist auch hier ihre wesentliche Übereinstimmung mit den einzelnen Wissenschaften dadurch, daß sie jenes wissenschaftliche Verfahren, losgelöst von den Einzelheiten des Materials, in einer Theorie des Wissens selbst entwickelt. Wenn irgendwo, so tritt hier mit voller Deutlichkeit die Thatsache ans Licht, daß das wissenschaftliche Verfahren in allen Wissenschaften im Grunde eines und dasselbe ist und was bisher von induktiver und deduktiver, analytischer und synthetischer, regressiver und progressiver Methode u. s. w. gesagt worden ist, das bedeutet gar nicht wesentlich verschiedene und abgeschlossene Methoden, sondern bloß einzelne einseitig hervorgehobene Momente einer und derselben Methode aller Wissenschaft. Wie verschieden nämlich auch die Gegenstände sein mögen, welche der wissenschaftlichen Behandlung unterliegen, diese selbst nimmt im wesentlichen überall denselben Gang: sie beginnt überall mit der Konstatierung erfahrungsmäßig vorliegender Thatsachen, scheidet hierauf kritisch diejenigen Momente aus, welche der Reflexion, dem Bewußtsein als solchem eigentümlich sind und sucht endlich in einer konkret geistigen Erkenntnis Sein und Gedanke, Wirklichkeit und Idee, Thatsache und Gesetz mit einander zu versöhnen. Indem die Philosophie nun dieses methodische Verfahren alles Wissens zu ihrem Gegenstande macht, klärt sie die Wissenschaften über die Ziele der Erkenntnis auf und über die Mittel, die zu diesen Zielen führen; sie betont gegenüber der Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Objekte die grundsätzliche Einheit des wissenschaftlichen Verfahrens; sie be-

fördert damit das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Forschungszweige, verwirft dagegen allen Abschluß und alle Ausschließlichkeit der Wissenschaften gegen einander und alle Beschränkung auf solche Detailstudien, welche keine Fühlung mit irgend einem Ganzen der wissenschaftlichen Forschung unterhalten; sie weist endlich darauf hin, daß alles Wissen aus einem Urquell der Wahrheit und Gewißheit fließt, der kein anderer sein kann als das Prinzip alles idealen Geisteslebens überhaupt; die Philosophie zerstört somit das schädliche Vorurteil, das die gesamte Bildung unserer Zeit, von der Schulbank der Volksschule bis zum Hörsaal der Hochschule, beherrscht: als ob Wissen und Wissenschaft ein Gebiet sei, das lediglich für sich, ohne Rücksicht auf die übrigen idealen Interessen betrieben werden müsse; die Philosophie aber reicht bloß demjenigen Volke und demjenigen Individuum die Palme des Wissens, das eine einheitliche Weltanschauung besitzt, in welcher die idealen, vor allem die sittlichen und religiösen, Interessen wissenschaftlich begründet und verwertet, die wissenschaftlichen Interessen nur im Einklange mit den übrigen Forderungen und Bedürfnissen unseres Geisteslebens gepflegt werden.

Von welcher Seite wir also immer die Philosophie betrachten mögen: ob nach der Seite ihres idealen Gehaltes als Metaphysik, als Wissenschaft des Geistes, ob nach der Seite ihrer idealen Form, als Wissenschaft der Formen und Gesetze des Wissens selbst: immer erscheint sie als Bannerträgerin der höchsten Ideale alles Wissens und es kann den übrigen

Wissenschaften weder zum Schaden noch zur Unehre gereichen, wenn sie auf der gemeinschaftlichen Entdeckungsfahrt nach dem Lande der Wahrheit unter dieser ehrwürdigen und kampfgewohnten Fahne sich sammeln.

## Anmerkungen.

<sup>1)</sup> J. G. Fichte, N. W. II. 541.

<sup>2)</sup> Schelling, W. W. II. 3. 114.

<sup>3)</sup> Insoweit hat Du Bois-Reymond Recht von Grenzen des Naturerkennens zu sprechen. Diese beginnen genau da, wo die Hilfsmittel der sinnlichen Erfahrung außer Gebrauch treten. Falsch ist es aber, diese Grenzen als unaufhebbliche zu bezeichnen. Sie weichen, wenn auch niemals in begrenzter Zeit, der metaphysischen Erkenntnis, und aller wissenschaftliche Fortschritt, unvereinbar mit absoluten Grenzen des Wissens, beruht auf der Ergänzung der sinnlichen Erfahrung durch die überfinnliche. „In die Tiefe der Natur“, sagt Kant, „bringt Beobachtung und Vergliederung und man kann nicht wissen, wie weit dies mit der Zeit gehen wird“ — denn die Potenz des Erkennens, der Geist, ist einer ewigen Entwicklung und Fortbildung fähig.

<sup>4)</sup> Lothar Meyer: Die modernen Theorien der Chemie u. s. w. Tüb. 1880. Erster Teil. S. 15.

<sup>5)</sup> a. a. O. S. 16.

<sup>6)</sup> Vgl. m. Abh. über die Teleologie als Weltanschauung in der Ztsch. f. Phil. Bd. 80 u. 81.



2/3.

Die

**D**arstellung des **S**chmerzes

in der Plastik.

von

Gustav Portig.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, 1885.

Sammlg. v. Vorträgen. XIII.

3

Alle Rechte vorbehalten.

Herrn

Pastor B. C. Roosen

in Hamburg

Der Verfasser.







## Die Darstellung des Schmerzes in der Plastik.

---

Während die Architektur in ihren konstruktiven Elementen es nur zu einem regelmäßigen und mathematisch bestimmbar<sup>n</sup> Rhythmus der Teile bringt und lediglich dem Ornament eine größere Freiheit der Linienbewegung verleihen darf, schreitet die Plastik dazu fort, die Strenge des architektonischen Knocheng<sup>e</sup>rüstes und die Symmetrie einer bewegungslosen Masse aufzunehmen in ein Gebild, dessen vorherrschende Wellenlinie und Bewegungsfreiheit der Ausdruck persönlichen Lebens sind. Indem die Plastik den Menschenleib zur greifbaren Erscheinung bringt, thut sie den Riesenschritt aus der unorganischen Natur in die organische. Während in der Architektur der Geist nur durch Schlußfolgerungen erkennbar werden konnte als ein solcher, welcher die unorganische Natur beherrscht und in den Dienst der Idee stellt, erscheint er in der Plastik direkt als derjenige, welcher sich seine eigene leibliche Erscheinung auswirkt. Nicht bloß als einen beseelten und bewegungsfähigen Körper soll die Plastik den Menschenleib darstellen, sondern als einen vom persönlichen Geist erzeugten, durchdrungenen und regierten.

Demnach ist ihr die schwere Aufgabe gestellt, aus dem Organismus des Leibes das Wesen des darin waltenden Geistes erkennbar werden zu lassen; ob aber und wie sie dies vermag, das hängt ab von der Bedeutung, welche Leib und Geist innerhalb der Weltanschauung eines Volkes haben. Nur da, wo der Menscheng Geist nicht bloß als ein flüchtiger Atemzug des Weltgeistes, sondern als das Ebenbild einer persönlichen Gottheit gedacht wird, ist auch die relative Selbstständigkeit des Menscheng Geistes gerettet und dessen künstlerische Entwicklung zu höchster Schönheit gerechtfertigt. Eine weltflüchtige, eine die Natur geringschätzende und den Leib kasteiende Religion ist auch der Tod der Plastik.

Es ist selbstverständlich, daß die Pflanzen und die meisten Tiere von der Darstellung durch die Bildhauerkunst ausgeschlossen sind, weil sie nicht ein geistiges Leben ausdrücken können; immerhin ist die Ausprägung des Schmerzes in einem sterbenden Löwen durch Thorwaldsen ein Meisterstück der Plastik und insofern zulässig, als der Löwe als König der Tiere eine symbolische Beziehung zum Menschen hat. Aber auch innerhalb der Menschenwelt ist das Feld der Plastik ein beschränktes, denn — abgesehen natürlich von Porträtfiguren — darf sie nur solche Persönlichkeiten darstellen, deren Erscheinung die Harmonie einer besonderen Seite des Geisteslebens mit ihrem Leibe ausdrückt. Es wäre aber grundfalsch, diese Harmonie in rein mechanischer Weise durch äußere Starrheit charakterisieren zu wollen; die Ruhe einer plastischen Gestalt muß vielmehr eine bewegte oder doch in jedem Augenblick bewegungsfähige sein, ohne in förmlich malerische Bewegtheit und Handlung auszuarten.

Wiederum spielt hier die Weltanschauung eines Volkes mehr herein, als es scheint. Nur da, wo der Mensch als

Selbstzweck gilt, darf ihn auch die Kunst als beharrende Gestalt, als eine kleine, in sich geschlossene Welt darstellen. Hin- gegen da, wo er nur gedacht wird als Mittel zum Zweck, nur als unentbehrlicher Stift auf der großen Spielwalze des Universums: da braucht ihn auch die Kunst nicht als einheitliches Ganzes, nicht als Individuum darzustellen, sondern nur in irgend welchen Situationen und Handlungen mit ihren vorüber- gehenden Stimmungen, nur als ausfüllendes Anhängsel eines Bauwerkes, als schablonenhaften Typus. Gewiß ist die künst- leriſche Darstellung auch von solchen nötig, aber sie erschöpft doch nur die eine Seite der Sache. Wir begnügen uns nicht mit Situationen und Handlungen, welche in ihrer Art nur einmal vorkommen können, ebenso wenig aber mit bloßen All- gemeinheiten, mit Verbildlichungen von Eigenschaften und Zu- ständen; wir verlangen auch bestimmte Individuen als Repräsen- tanten der wichtigsten Seiten des menschlichen Wesens. Die griechische Plastik, welche sich am selbständigsten entwickelt und einen normalen Prozeß durchlaufen hat, bringt es zu den am letzten genannten schwersten Leistungen nur in ihren klassischen Meistern, während sie in ihrer vor- und nachklassischen Periode sich mehr zur Gruppenbildung und zur Darstellung von irgend- wie pathetischen Handlungen hinneigt. Es ist ja leichter und dankbarer, den Gedanken- oder Gefühlsgehalt einer Handlung auf mehrere Personen zu verteilen, als sich auf einen einzigen Menschen zu beschränken, und dessen individuelles, sich selbst gleichbleibendes Wesen zugleich als ein allgemein wichtiges zu charakterisieren.

Da aber nur in der Minderzahl von Fällen ein solches Sichzurückziehen auf die idealsten Aufgaben möglich ist, so darf und soll der Künstler hineingreifen in die reiche Welt jener Stoffe, welche ihm die Religion und die Geschichte, mit einem

Worte: das Geistesleben seines Volkes darbietet. Wir sagen absichtlich „seines Volkes“, denn er soll nicht einem fremden oder längst versunkenen Geschlecht Gestalten und Scenen entlehnen, welche nur durch gelehrten Kommentar verständlich werden. Allerdings ist der Bildner mehr beschränkt als der Maler oder gar der Dichter. Das Unfittliche und Häßliche, das Kleinliche und Schwächliche muß er völlig meiden, oder höchstens als untergeordneten Bestandteil in Friesen, Reliefs oder architektonischen Ornamenten verwenden; nur das Charakter- und Kraftvolle, nur das Erhabene, nur das Würdige oder Anmutige darf er verewigen. Hierbei muß er nach plastischer Klarheit streben; alles romantisch Dämmernde, alles Mystische soll er fern halten und vielmehr die Durchsichtigkeit seiner Gebilde so weit ausdehnen, daß selbst die Gewandung den Körper nicht etwa nur umhüllt, sondern alle Bewegungen desselben durchschimmern, ja sogar die seelischen Regungen nachzittern läßt. Das ist freilich für den modernen Künstler oftmals eine unlösbare Aufgabe, denn unsere Trachten sind mehr oder minder die Mörder aller plastischen Schönheit. Es ist ja an sich eine rühmliche Eigentümlichkeit unserer Zeit, daß sie so viele Denkmäler von Ereignissen und Bildsäulen großer Männer als selbständige Monumente hervorgebracht hat, wie keine andere Periode der modern christlichen Plastik im Gegensatz zur antiken. Wir besitzen ein förmliches Pantheon historischer Gestalten, weil uns die Geschichte nicht der ewig gleiche Wellenschlag des Absoluten, sondern eine zwischen Anfang und Ende, zwischen Schöpfung und Gericht verlaufende Entwicklung ist. In Bezug auf die Gewandung aber haben unsere modernen Bildhauer mit Schwierigkeiten zu kämpfen, von deren Größe der Laie gar keine Ahnung hat.

Wenn nun unsere Künstler durch die modernen Trachten

so eingeengt sind, daß sie wohl den idealen Kern historischer Persönlichkeiten wiedergeben, aber viel zu wenig menschliche Seelenzustände und bedeutsame Handlungen dem Schönheitsideal entsprechend charakterisieren können: so dürfen und müssen sie eine andere Welt auffuchen, deren Idealität ihnen gestattet, die mustergültige antike Gewandung herüberzunehmen, nackte Gestalten zu bilden, Typen der höchsten Geistesthätigkeiten zu schaffen, die der religiösen Phantasie teuren Personen zu verkörpern. Thun sie dies, so schenken sie uns eine Plastik, welche ideal und national zugleich ist. Im Fries und im Relief mögen sie förmlich Geschichte erzählen, in Einzelfiguren das Wesen der Mächte und Kräfte unseres Gesamtlebens aussprechen, aber auch in Gruppen solche Szenen vergegenwärtigen, welche lebendig zum menschlichen Herzen sprechen. Wir verlangen ein Mittelglied zwischen den monumentalen Einzelgestalten und den an die Malerei angrenzenden Gebieten der Plastik, und wir finden dies in jenen Situationen, welche eines der menschlichen Grundgefühle zum tragischen oder mindestens pathetischen Durchbruch kommen lassen.

Allerdings ist eine solche Bildung von freien Gruppen oder von Hochreliefs sehr schwer; die Gefahr liegt nahe, anstatt eines beziehungsvollen Ineinander der Figuren ein steifes Nebeneinander oder buntes Durcheinander oder plummes Aufeinander derselben zustande zu bringen. Nichtsdestoweniger muß die Forderung festgehalten werden, daß die Plastik eine ihrer Hauptaufgaben in der Schöpfung von Gruppen sucht, durch welche ein ewiges Pathos des menschlichen Herzens zur bleibenden Erscheinung gebracht wird. Eines der nächstliegenden und für den Künstler dankbarsten wollen wir jetzt einer Einzelbetrachtung unterziehen: es ist die Darstellung des Schmerzes. Wir betonen hierbei ausdrücklich das Wort „Schmerz“, denn der

Ärger und der Groll, der Neid und die Eifersucht, der Ingrim und die Wut könnten nur von einer ihrer Grenzen nicht mehr bewußten Plastik in den Bereich ihrer Bilder gezogen werden.

Wenn nun der wirkliche Schmerz sowohl ein physischer wie ein seelischer sein kann, so ist allerdings die Darstellung des ersteren nicht ausgeschlossen; nur ist zu verlangen, daß er irgendwie in einen höheren geistigen Zusammenhang eingereiht werde, daß der Künstler auch ihm etwas heimische von dem Leidtragen, von dem Weh des geistigen Schmerzes, welchen nur der Mensch, nicht aber das Tier empfinden kann. Je mehr der physische Schmerz rein als solcher heraustritt, umsomehr wird der Träger desselben dem Tiere angenähert. Übernimmt es demnach die Plastik, den physischen Schmerz von Verwundeten und Gequälten, von Sterbenden und Märtyrern darzustellen, so darf sie denselben nie zur krampfhaften Verzerrung der Züge oder zur Verrenkung der Glieder ausarten lassen; sie muß vielmehr das gehörige Maß wahren und irgendwie die geistige Bedeutung von solchen Kampfszenen andeuten. Der seelische Schmerz aber ist nicht bloß technisch vielfach schwerer zu treffen als der physische, sondern er darf auch nur an großen Naturen erkennbar werden. So sind der Darstellung des Schmerzes durch die Plastik viel engere Grenzen gezogen, als derselben Aufgabe in einer anderen Kunst. Die Poesie und die Musik dürfen die schmerzliche Unruhe eines friedelosen Gemütes, ja sogar den Weltschmerz des Pessimismus mit ihren Mitteln schildern; die Plastik darf es nicht. Beide ersteren Künste zerlegen die ganze Geschichte eines Schmerzes in ihre einzelnen Momente; sie beginnen vielleicht mit leise hallender Wehmut; steigern dieselbe bis zur Zerrissenheit, und lösen dieselbe auf in einen unter Thränen lächelnden Schmerz, in eine innerlich beseligte Wehmut. Die



Aufgabe der Plastik aber ist darum so schwer, weil sie auf einmal den Schmerz selbst und zugleich dessen Überwindung darstellen soll, welche Schwierigkeit noch dadurch erhöht wird, daß der Schmerz nicht als momentaner Affekt, sondern als Zustand erscheinen muß. Hierbei ist wohl festzuhalten, daß Melancholie, Resignation, Schermut, aber auch die entgegengesetzten Extreme nicht an die Größe des reinen Schmerzes heranreichen; in all diesen Stimmungen und Affekten kommt der Schmerz nicht zum vollen Bewußtsein, während es ihm doch eigentümlich ist, daß er in seiner ganzen Tiefe gleichmäßig empfunden und klar bewußt wird.

Jede Darstellung des seelischen Schmerzes soll ergreifend auf uns wirken: sei es nun die Trauer um einen geliebten Toten, die Ergebung in ein schweres Schicksal, die Resignation des Alleinstehens, der Gram einer verrathenen Liebe, das Weh um den Ruin des Vaterlandes, die Scham über eine begangene Sünde, die Reue über ein verlorenes Leben, die Angst vor einem mächtigen Feinde, die Verzweiflung an aller Errettung. Die künstlerisch höchste Leistung aber wäre die Darstellung eines Schmerzes, welcher auf seinen Träger innerlich veredelnd und äußerlich verschönernd wirkte, welcher darum auch uns reinigend und erhebend wie das Pathos einer Tragödie ergriffe. Ein Schmerz, dessen Bild uns die Wahrheit des Dichtersworts verbürgt: kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude; ein heiliges Mitleid großer Seelen, wie Christi Thränen über Jerusalems, Scipio's Thränen über Karthagos Untergang, Jeremias auf den Trümmern der Hauptstadt, Paulus seufzend über die Verblendung seines Volkes; aber auch ein heiliger Zorn wie der des Moses, als er die Gesetzestafeln zerbrach, Luthers, als er die Bannbulle dem Feuer übergab: sie alle müssen es uns ahnen lassen, daß des reinen Schmerzes nur große Naturen fähig sind, nur solche, welche auch wahrhaft lieben können.

Wiederum hängen hier die verschiedenen möglichen Darstellungen des Schmerzes mit der Weltanschauung desjenigen Volkes zusammen, dessen Sohn der Künstler ist. Auf außerchristlichem Gebiet wird das erhabenste geistige Weh erstarren zur friedelosen Unterwerfung unter die Ursache des Schmerzes; innerhalb der christlichen Sphäre aber darf auch der furchtbarste Schmerz nicht zur absoluten Trostlosigkeit, zum völligen Verzweifeln an dem Sieg des Guten ausarten. Wunderbar zart und tief ist jenes Ineinander von Schmerz und Freude, wie es Jakob im Wüstentraum, Moses auf dem Berge Nebo, der geblendete Paulus auf dem Wege nach Damaskus empfanden; erschütternd das Pathos, welches einen großen Feldherrn auf den Schlachtfeldern seiner folgenreichsten Siege bewegt; erhebend die Wehmut, welche an der Ruhestätte unsterblicher Toten uns ergreift. Wahrlich, der herrlichen Aufgaben, welche die Plastik in der Darstellung des Schmerzes noch immer zu lösen hätte, sind gerade genug, um die schaffensfreudige Phantasie der Künstler auch in Zukunft anzuregen; nur müssen sie sich klar sein über die Grundsätze ihrer Arbeit und die Grenzen ihrer Kraft.

Es ist bemerkenswert, daß eine Darstellung der Freude in der Geschichte der Plastik viel seltener vorkommt als eine solche des Schmerzes; selbst die Griechen lassen uns hier im Stich. Wohl hat Phidias seinen Parthenonskulpturen einen Hauch von dem Glück der olympischen Götter zu verleihen gewußt; wohl kennt die hellenische Kunst die musische Begeisterung des Apollo, den Triumph der Siegesgöttin: aber das ist eigentlich auch alles, was mit der Freude verwandt ist. Selbst die vollendetsten Erzeugnisse der griechischen Plastik besitzen wohl einen Widerschein ästhetischer Anmut, aber nicht ethischer Freude; die Götter stehen wohl da in dem Gefühl der Bedürfnislosigkeit

keit, aber nicht der Seligkeit. Es ist zuweilen, als flöge der sehnsuchtsvolle Traum einer höheren Welt über diese Züge; eine äußerlich erkennbare Freude als der Abglanz des inneren Wesens der heiligen Liebe fehlt gänzlich.

Das ist anders in der mittelalterlichen Plastik, obwohl sich diese nach anderen Seiten hin nicht mit der griechischen messen kann. Bereits in einzelnen Gestalten der romanischen Skulptur bricht eine gewisse Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit hindurch, die besten Schöpfungen aber der Gotik lassen das Antlitz von einem stillfeierlichen Lächeln überhaucht sein. Auf Reliefs ausgeführte Begebenheiten, wie z. B. Christi Einzug in Jerusalem, enthalten schon viel mehr jene Abstufungen von Freude, welche die christliche Malerei den Seligen auf Bildern der Auferweckung und des Weltgerichts, den Engeln der verschiedenen Ordnungen aber bei solchen Vorgängen verliehen hat, wo sie nach biblischer Auffassung erschienen. Die Plastik wie die Malerei vermögen viel eher die Freude als augenblickliche Erregung denn als bleibenden Zustand darzustellen; eine der herrlichsten Aufgaben der ersten Art wäre die Begegnung der Maria Magdalena mit Christus am Auferstehungsmorgen, oder auch das Wiedersehen des Jakob und des Joseph.

Während nun die christliche Plastik ungleich mehr als die antike die Freude darzustellen vermag, so sind beide doch darin einig, daß Zeus stets und Gottvater fast immer als erhaben über den Schmerz dargestellt wird. Es ist ganz deutlich das Bestreben erkennbar, die Leidensfähigkeit des göttlichen Wesens in Christo zusammenzufassen; das durch ihn der Darstellung des Schmerzes eröffnete Gebiet ist nun allerdings so großartig, daß es bis heute noch nicht erschöpft ist.

Heben wir nunmehr die hauptsächlichsten Schmerzensszenen hervor, welche uns die Plastik aller Völker hinterlassen hat.

## A. Die alte Welt.

Die noch im Dienst der Architektur aufgehende orientalische und egyptische Plastik kennt den Ausdruck des Schmerzes überhaupt nicht. Mag auch die älteste egyptische Skulptur es bis zur Porträtähnlichkeit gebracht haben bei Königen: die übrigen Menschen bildeten doch nur die Nullen zu dieser Eins, und die Technik der bildenden Künste wäre höchstens zu einer rohen Darstellung des physischen Schmerzes geschickt gewesen, wenigstens bei Menschen, denn derjenige der Tiere ist auffallend ähnlich getroffen. Reliefs von Kujjundschik (im oberen Tigristhale unweit Mosul) enthalten Kampfszenen, aber nicht die Spur von Schmerz; desgleichen die Felsgräber von Ipsambul (Abu Simbal) in Nubien, wo König Ramses II. (?) einen Haufen von Feinden tötet, welche alle flehentlich die Hände zu ihm emporstrecken. Ein Relief aus Theben enthält eine sehr lebensvolle Kampfszene und deutet den Schmerz in den zuckenden Gliedern an, aber nicht in den Zügen der Gesichter. In Egypten ebensowenig bringt es die Plastik zu einer Darstellung des Schmerzes, weil der Mensch nur als Glied der Masse zählt, nicht aber als einzelnes Individuum Wert hat.

Da die alte etruskische Kunst weiter vorgeschritten war als die egyptische, aber beide Völker den Totenkultus gemein hatten, so möchte man erwarten, daß sie auf ihren zahlreichen Grabmälern dem Schmerz irgendwie zu seinem Rechte verholßen hätte. Dem ist aber nicht so. Zwei etruskische Sarkophage — aus Vulci und aus Caere — enthalten Reliefs mit den Bildern beider darin liegenden Gatten; letztere halten sich umarmt, aber ein Symbol des Schmerzes über ihren Tod fehlt. Hierher gehören auch die Aschenkisten, welche die Etrusker

aus gebranntem Thon oder Stein ziemlich handwerksmäßig anfertigten. Die kleineren sind oft aus Marmor und enthalten an den Seiten Reliefs mit Szenen des Abschieds und der Leichenbestattung. Der Deckel aber zeigt gewöhnlich die porträtähnliche Figur des Verstorbenen.

In Griechenland sind die jedenfalls sehr alten Totenmasken aus Mykenä völlig starr und schablonenhaft, doch zeigt die Metope eines Tempels von Selinunt auf Sizilien (etwa 600 v. Chr.) eine wenn auch fragenhafte Andeutung des Schmerzes in der Enthauptung der Medusa durch den Perseus (jetzt im Museum zu Palermo). Eine Grabstele aus Mykenä (gefunden von Schliemann) enthält eine noch sehr rohe Kampfszene; dergleichen mehrere von Gesnola auf Cypern aufgefundenene silberne Schalen, deren besser gearbeitete Kämpfe zweifellos auf gleiche assyrische Darstellungen zurückweisen. Überhaupt sind Kampfszenen eines der beliebtesten Motive der griechischen Kunst. So enthält der Fries des Theseion in Athen den Kentaurenkampf bei der Hochzeit des Peirithoos; reich an schmerzenvollen Kämpfen ist derjenige vom Tempel der Nike Apteros auf der Akropolis; endlich der Fries vom choragischen Denkmal des Lykratez in Athen veranschaulicht die Bestrafung von Seeräubern durch die Genossen des Gottes Bacchus. Da finden sich nun viele Kämpfende, zu Boden Geworfene und Sterbende, welche Schmerz oder Angst oder Entsetzen nicht nur in den Zügen, sondern auch durch das Sträuben des Haupthaars kundgeben. Der höchste Grad von körperlichem Schmerz ist ausgedrückt auf einem Fries des Nereiden Denkmals von Xanthos in Lykien; dort zieht einer der Sieger seinem noch lebenden Opfer die Lanze aus einer Gesichtswunde, so daß der Verwundete sich aufbäumt vor Schmerz. Sogar auf einem Kameo aus

der Zeit des Augustus (Museum zu Neapel) kommt eine Gigantomachie vor. Das Mausoleum in Halikarnaß, eines der sieben Wunderwerke der alten Welt, enthielt kostbare Reliefs eines Amazonenkampfes, dessen bedeutende Reste im Britischen Museum sind; hier zeichnen sich die Köpfe nicht bloß durch großes Leben überhaupt aus, sondern zum leiblichen Schmerz der Verwundeten oder Sterbenden tritt auch ein seelischer insofern, als besiegte Amazonen ihre Dränger um Schonung anflehen. Übrigens hat der englische Bildhauer Edward Stephens den Kampf der Kentauren und Lapithen in den sechziger Jahren durch ein meisterhaftes Relief reproduziert.

Wie sehr die griechische Plastik sich ihrer Schönheitsgrenzen bewußt war, beweist der Umstand, daß später sogar die rächenden Erinyen (Furien) als Eumeniden, d. h. als wohlwollende ernste Jungfrauen mit Fackeln, Geißeln oder Schlangen in den Händen dargestellt wurden; selbst die Medusa empfing ein verschönertes Antlitz, welches äußerst geschickt nur symbolisch von bandartigen Schlangen umrahmt war. Beweis dafür ist die berühmte, mit Flügeln und Schlangen am Kopfe versehene Medusa Rondanini in der Glyptothek zu München, vermutlich aus der Diadochenzeit stammend. Eine andere bedeutende Medusa befindet sich im Vatikan und der Profilkopf einer sterbenden Medusa in der Villa Ludovisi.

Giganten- und Amazonenkämpfe waren übrigens im griechischen Altertum ein so beliebtes Thema, daß sie sogar auf Schilden dargestellt wurden. Auch zerfällt der Fries des Tempels von Phigalia in Arkadien in einen Amazonen- und einen Kentaurenkampf; er veranschaulicht den Beistand, welchen Apollo und Artemis ihren Verehrern leisten. Dieser Fries zeichnet sich ganz besonders aus durch die plastisch maßvolle, edel und psychologisch fein gezeichnete Charakterisierung



des Schmerzes. Der Torso einer sterbenden Amazone, aus der Reifezeit der archaischen Periode stammend, läßt das todesmatte Hinsinken der Gestalt, das Herabfallen des Kopfes und das Brechen der Augen vortrefflich erkennen, während der sogenannte sterbende Alexander (Florenz), der Kopf eines jugendlichen Giganten aus den Reliefs von Pergamon, den Ausdruck eines unsäglichen vorwurfsvollen Wehes zeigt. Die Augenbrauen sind aufwärts gezogen, die Stirn und der Mund des jugendlichen Kopfes zucken krampfhaft. Die Giebelgruppen des Zeustempels zu Olympia sind uns zu wenig vollständig erhalten, als daß wir sie hier in Betracht ziehen könnten. Der Fries der Westseite des Parthenon enthielt den Kampf der Lapithen mit den Kentauren; außerdem die Südseite einen Kentaurenkampf, die Westseite Amazonenkämpfe, die Nordseite die Zerstörung von Troja; eine uns erhaltene Metope — ein Grieche hält einen niedergeworfenen Kentauren am Bart — vergißt in aller Erbitterung des Kampfes nicht die Schönheit im Ausdruck des Schmerzes.

Wenn man endlich in der bekanntesten Kämpfergruppe des Altertums, in den Megineten, eine entsprechende Verdeutlichung des Schmerzes zu finden hofft, so sieht man sich enttäuscht. Allerdings liegt ja am westlichen wie am östlichen Ende der Gruppe ein gefallener Krieger; aber nur der letztere verzieht ein wenig den Mund, während der andere Sterbende völlig ausdruckslos ist. Der Mangel an Individualisierung des Antlitzes ist so groß, daß die Figuren selbst im furchtbarsten Kampf ihr stereotypes Lächeln nicht aufgeben. Selbst der gefallene Achilleus in der Mitte, um welchen sich der Kampf dreht, verrät im Antlitz keine Spur von Schmerz.

Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß die Kämpfe des Altertums ungleich mehr geeignet sind, für die plastische Kom-



position als die modernen, weil es in jenen ungleich mehr auf persönliche Kraft als auf die fernhin treffende Waffe ankam. Auch ist die Ausprägung des Schmerzes an den meist nackten Gestalten viel dankbarer als an den Uniformen unserer heutigen Kriegerdenkmäler.

Höchst bezeichnend ist die Art, wie die Alten den Tod darstellten. Sie dachten sich ihn als Zwillingsbruder des Schlafes, zuweilen als geflügelten Genius, welcher einen Kranz in der Hand hält. Auf diesem Kranz saß ein Schmetterling als Sinnbild der vom Leibe geschiedenen Psyche. Auf einer hölzernen Lade, welche die Kypseliden, die Tyrannen von Korinth, nach Olympia geweiht hatten, waren die beiden Zwillinge als liebliche Knaben in den Armen der Mutter Nacht abgebildet. Diese hielt im rechten Arm einen weißen schlummernden Knaben, den Schlaf, in dem linken aber einen schwarzen Knaben, den Tod; die Füße beider waren miteinander verschlungen, um anzudeuten, daß sie gleichen Wesens seien. In der sogen. Gruppe von San Ildefonso zu Madrid sind die Zwillingsbrüder Schlaf und Tod durch zwei kräftige, unbekleidete Jünglinge dargestellt; der eine hält einen Mohnstengel, der andere eine umgekehrte Fackel in der Hand. Am häufigsten aber stellten die Alten den Tod dar als einen Genius mit abwärts gefehrter Fackel; auf Reliefs kommt auch Pluto vor, wie er die Seelen unter Borantritt des Merkur in die Unterwelt führt. Auf einem Grabturm von Kanthos werden die raffenden Todesgöttinnen als Nymphen dargestellt, welche die wie Kinder gestalteten Seelen mild umfassen und an ihrer Brust mit der Nahrung neuen Lebens tränken.

Eine großartige Darstellung des leiblich-seelischen Schmerzes enthielt das Weihgeschenk des Königs Attalus (239 v. Chr.), welches sich auf der Akropolis zu Athen befand. Es umfaßte

die Kämpfe der Götter gegen die Giganten, die Siege der Athener über die Amazonen sowie über die Perser bei Marathon, endlich einen großen Galliersieg des Attalus. Diesem Kunstwerk ebenbürtig sind die Reliefs vom großen Altarbau zu Pergamon. In der Erfindung und Gruppierung offenbar von Motiven der idealistischen Schule geleitet, erreichten die Künstler doch in der Formgebung einen gewaltigen Realismus, verbunden mit Kühnheit des Vortrages sorgfältigste Durcharbeitung der Einzelheiten und durchliefen in ihren zahlreichen, ungemein bewegten Kämpfergruppen alle Stufen des Schmerzes. Die Mutter Erde steigt halb aus dem Boden hervor: mit schmerz erfüllten Augen, erhobenem Arm und gelöstem Haar jammert sie über den Untergang ihrer Kinder. Der Schmerz ist hier nicht lyrisch, wie bei der Niobe, sondern dramatisch geschildert. Trotz aller dieser Vorzüge fehlt auch hier das eigentlich versöhnende Element des Schmerzes, es sei denn, daß man es im Sieg des Zeus über die Giganten, des Geistes über rohe Naturmächte finden will. Ein Relief unter den pergamenischen Skulpturen ist ganz besonders darum interessant, weil es eine Athenegruppe enthält, deren schlangenumwundene nackte Körper ohne Zweifel das Vorbild für die Laokoongruppe gewesen sind.

In viel engere Grenzen ist der Ausdruck des Schmerzes eingeschlossen, wenn er in einzelnen Gestalten oder nur in Gruppen erscheint. Hierher gehört der einst irrtümlich so genannte „Sterbende Fechter“, jetzt als ein Gallier erkannt, welcher sich knieend in sein auf den Boden gestelltes Schwert gestürzt hat, um noch auf dem Schlachtfelde der Schmach der Sklaverei zu entgehen. Der zum Tode Verwundete unterdrückt den Schmerz mit dem Aufgebot aller Kraft; da aber der Mann nur ein Barbar ist, so schildert der Künstler nichts weiter als

die Umnachtung der Sinne, die Umflorung des schon blicklosen Auges in rein naturalistischer Weise. Unwillkürlich hat sich die Stirn in verhaltenem Grimm gefurcht, und um den halbgeöffneten Mund zuckt noch der Sturm der Leidenschaft, welcher den Krieger in den Tod getrieben. Der Tod eines Halbmenschen darf also nur ein Akt der Verzweiflung, nicht das Ende eines Helden sein! Nicht bloß das struppige Haar, der Knebelbart und die Halskette lassen den „Fechter“ als Barbaren erkennen; auch Brust, Rücken und Schultern bildeten die Griechen selbst bei Athleten viel edler. Es leuchtet ein, wie durch diese nationale Befangenheit auch der Kunstwert herabgedrückt wird!

Etwas mehr gelangt der Sieg der Idee zur Erscheinung in einer Gruppe, welche man früher für den heroischen Selbstmord von „Arria und Pätus“ hielt, jetzt aber als einen Gallier ansieht, welcher sein Weib soeben getötet hat und nunmehr sich selbst das Schwert in die Brust stößt. Mit verzweifelter gewaltiger Gebärde führt der Mann den Todesstoß gegen sich selbst, während er mit der linken Hand seine im Tode zusammengebrochene Frau noch festhält. Bei ihr sind die Augen halberloschen, ein leises Weh spielt um den Mund, die Füße haben eine ausdrucksvolle Stellung. Mag immerhin dieses Weib uns an eine geknickte Blume erinnern: die ganze Gruppe enthält doch mehr einen erschütternden, als einen erhebenden Schmerz; der Krieger atmet nur die furchtbarste Erregung, nicht aber heldenhaften Troß gegen ein grausames Schicksal. Wir finden es groß, daß jener Gallier Freiheit und Ehre höher schätzt als das Glück der Liebe und des Lebens; aber der antike Meister vermochte einem Sklaven kein Anrecht auf geistigen Schmerz zuzugestehen, und so brachte er sich selbst um die Möglichkeit des ergreifendsten Pathos.

Hierher gehört auch die Gruppe „Menelaos, den Leichnam

des Patroklos aus dem Kampfe tragend“. Sie befindet sich in Florenz und stammt aus der Zeit des Skopas. Der nackte Leichnam des jugendlichen Patroklos ist unmittelbar nach dem Verscheiden aufgefaßt; Menelaos aber blickt erbittert zu den Feinden hinüber, welche den Helden getötet haben.

Der höchste Grad von Entsetzen, von Erstarrung vor der plötzlich hereingebrochenen furchtbaren Ironie des Schicksals ist dargestellt in der Gestalt der Dirke, welche in der Gruppe des „Farnesischen Stieres“ flehend mit einer Hand die Knie des Amphion umfaßt, um ihre Fesselung an den wütenden Stier abzuwenden. Ein so grausam quälsüchtiges Weib wie die Dirke vermag ja einen edlen seelischen Schmerz gar nicht zu empfinden und nur des Entsetzens ist sie fähig; selbst dieses aber wird für den Betrachter der Gruppe dadurch gemildert, daß er gleichzeitig sich erregt findet durch das Zornbeben und die Kraftanstrengung der Brüder, überdies nur die Vorbereitung zu der im nächsten Augenblick eintretenden Katastrophe erblickt. Vom rein künstlerischen Standpunkte aus ist die Gruppe eine der wirkungsvollsten, die es giebt; die Scene selbst aber nennt Göthe mit Recht eine brutale und grausame. Die Lage der Dirke erinnert doch gar zu sehr an die Qualen der Verdammten auf christlichen Weltgerichtsbildern, und ein bloßer Racheakt darf wenigstens durch die Plastik nicht festgehalten werden. Allerdings ist es auf antikem Standpunkte richtig, daß die rächende göttliche Gerechtigkeit nur als Vergeltung, als tragische Ironie auftritt; aber eben das Hereinwirken der Gottheit fehlt hier zu sehr. Es ist großartig, daß der unbewußte Mord der Mutter (der Antiope) noch im letzten Augenblick gehindert und die maßlose Eifersucht der Dirke gegen sie selbst gekehrt wird; es ist auch auf christlichem Standpunkte zutreffend, daß oft genug der Mensch mit dem gestraft wird, wodurch er

gesündigt hat. Nur darf die Vergeltung nicht zur ausgesuchten Grausamkeit, sie soll nicht durch ein rasendes Tier vollzogen werden, wenigstens nicht in einem plastischen Kunstwerk.

In Bezug auf die Idee wie die Entstehungszeit dem „Farnefischen Stier“ verwandt ist die Gruppe des „Laokoön“. Nachdem schon im Altertum Plinius mit üblem Beispiel vorangegangen war, ist sie auch in der Neuzeit von unseren Klassikern überschätzt worden. Winkelmann redete von ihr mit der höchsten Bewunderung, und zwar darum nicht ohne Recht, weil er die Erzeugnisse der eigentlich klassischen Periode im Original noch nicht kannte. Er rühmt, daß der Schmerz trotz seiner Heftigkeit sich nicht als Wut im Angesicht äußere, daß Laokoön leide wie ein großer Mann, daß der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke verteilt sei. Lessing schrieb eine ganze Abhandlung unter dem Namen des Laokoön, in welcher er die Grenzen der Malerei (siet!) und Poesie zog. So verdienstlich seine Arbeit für damalige Zeit war, so ist sie doch heute nur mit Vorsicht zu brauchen. Lessing hat darin geirrt, daß die Meister des Laokoön den Virgil als Quelle für ihre Komposition benutzt hätten; denn zweifellos ist die Gruppe entstanden in der Zeit von 260 — 130 v. Chr., wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Auch haben Laokoön und seine Söhne den Mund nicht bloß zum Seufzen, sondern wirklich zum Schreien oder doch mindestens zum Stöhnen geöffnet; nur darin hatte Lessing Recht, daß der Bildhauer nicht in dem Maße die Todesopfer schreien lassen durfte wie der Dichter. Schiller ging so weit in seiner Abhandlung über das Pathetische, „den Kampf der Intelligenz mit den Leiden der sinnlichen Natur“ im Laokoön zu preisen; Goethe meinte, daß das schöne und anmutige Werk als ein fixierter Blitz alle Kunstbedingungen er-

fülle. Der berühmte Bildhauer Dannecker hingegen bekannte in einem seiner Briefe, daß er den Anblick der Laokoongruppe niemals lange vertragen könne, und daß er sich unwillkürlich zu einem schöneren Werk wende, wenn ein solches in der Nähe sei. Prüfen wir darum um so eindringlicher, wie sich unser Urtheil über diese berühmte und allbekannte Komposition gestalten muß.

Die im Jahre 1506 zu Rom in den mit den Thermen des Titus verbundenen Sette Sale aufgefundenene Gruppe wird noch jetzt im Vatikan aufbewahrt; ob sie die Originalarbeit der drei rhodischen Meister Ageländros, Athanadoros und Polydoros ist oder eine freie Nachbildung nach einem unter Alexander dem Großen entstandenen Bildwerk läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Sie besteht aus sechs Stücken und muß ursprünglich auf einem Steinblock von beträchtlicher Größe in einer Nische gestanden haben. Der rechte Arm des Laokoön ist von Giovanni Mortorjoli falsch angefügt, denn mit jenem hat der unglückliche Priester jedenfalls nach seinem Haupt gegriffen. Zum Verständniß der Gruppe ist die Kenntniß des Mythos nötig, an welchen der Künstler sich angelehnt hat. Laokoön wird nicht deshalb von den Schlangen getötet, weil er seine Landsleute, die Trojaner, vor dem hölzernen Pferd der Griechen gewarnt hat; sondern darum, weil er als Priester des Apollo wider den Willen des Gottes heiratete. Für dieses Vergehen straft ihn der beleidigte Gott noch nach Jahren, und zwar durch seinen und seiner Kinder gleichzeitigen Untergang. Da ist es denn nun ein Mangel, daß aus dem Kunstwerk selbst dieser Zusammenhang von Schuld und Vergeltung nicht irgendwie ersichtlich wird; es war ein Fehler, die Katastrophe eines Gerichts durch eine freistehende Gruppe zu veranschaulichen, wofür doch nur das Giebelfeld eines Apollotempels geeignet gewesen wäre. Bewunderung aber verdienen die Künstler insofern, als



sie eine solche Handlung nicht am Modell studieren konnten und dennoch eine Fülle anatomischer Studien in derselben niederlegten. Ganz besonders meisterhaft ist die Abstufung im Prozeß des Sterbens, welche trotz des gleichzeitigen Todeslofes doch die drei Gestalten unterscheidet. Schon fast ganz gebrochen ist der jüngere Sohn: das Auge starrt bereits blicklos, der Mund haucht den letzten Seufzer aus, die linke Hand greift nur noch mechanisch nach dem Kopfe der Schlange. Laokoön aber steht noch mitten drin im Todeskampfe; mit sich allein beschäftigt, erliegt er machtlos der ihn umwindenden Schlange und ihrem tödlichen Biß. Der ältere Knabe endlich ist noch unverletzt; auch ihn hat aber das Ungetüm bereits so sehr umwunden, daß für ihn keine Rettung bleibt. Mit wunderbar feinem Takte haben die Künstler bei allen drei Figuren Brust und Leib noch freigelassen von der Umschnürung der Schlangen; vernichtet ist die männliche Kraft noch nicht, wohl aber die Möglichkeit aufgehoben, sie zu gebrauchen.

Wenn nun J. Burckhardt zur Verteidigung der Meister sagt, daß Laokoön den Schmerz mäßige und darin ein sittliches Moment kundgebe, so finden wir diesen Beweisgrund denn doch zu weit hergeholt. Das Gesicht und die Haare des Priesters sind ja völlig zerrissen in viele einzelne Particen; Laokoön zuckt nicht bloß zusammen im heftigsten Schmerz, sondern er windet sich geradezu unter den grausamsten Qualen; er strengt seine Muskeln bis zum äußersten an, um die Schlange abzuschütteln, aber er hat nicht die geringste Aussicht für einen Sieg des Menschen über die Bestien. So kann man anfangs wohl sich blenden lassen von der grandiosen Technik, welche in diesem Kunstwerk niedergelegt ist; je länger je mehr aber empfindet man ein geheimes Grauen und wendet sich endlich mit Abscheu von einer Tragik, in welcher das so plötzlich



hereinbrechende Geschick nicht durch ein entsprechendes Maß von Verschuldung gerechtfertigt ist. Wenn der Schmerz des Laokoön lediglich ein körperlicher ist; wenn der Priester nur mit sich beschäftigt sein muß, und seinen gequälten Kindern so gar keine Teilnahme widmen kann: so wirkt dies peinlich. Es mag pikant sein, aber es ist brutal, einen Menschen, obenbrein einen geistig und körperlich vollkräftigen Priester, durch das Gift und die Umschlingungen des verhaßtesten Tieres zermalmen zu lassen; es ist raffiniert, den Todeskampf eines Gefnebelten so anschaulich darzustellen, daß man die Todesangst förmlich fühlt; es ist niederbeugend, daß die unschuldigen Kinder zugleich mit ihrem ohnmächtigen Vater so bitter leiden müssen. Wie innerlich gebrochen mußte bereits die antike Plastik sein, daß sie es nicht wagte, diesem Manne den Triumph der Vaterliebe oder der hoheitsvollen Resignation zu verleihen. Wahrlich, solch' ein künstlerischer Vorwurf atmet den Geist jener Zeit, wo römische Grausamkeit sich weidete an den Qualen der unterworfenen Völker, an den Todeszuckungen der Arena. Nur eine Menschheit, welche beim Bankerott ihrer höchsten geistigen und nationalen Güter angelangt war, konnte Gefallen finden an einem Werk, welches ihr das Bild ihres eigenen hoffnungslosen Kampfes vorhielt. Die Laokoöngruppe ist das Erzeugnis, aber auch der Widerschein einer Welt, deren Geistesbesitz von den Schlangen des Zweifels zerdrückt, deren äußere Herrlichkeit vergiftet war durch die Bisse der inneren Verzweiflung.

Sowie das genannte Werk mit seinem lediglich physischen Schmerz ein treuer Spiegel der zusammenbrechenden alten Welt ist, so darf die seit Hadrian so vielfach ausgeführte Antinousbüste und Statue zwar nicht als Ausdruck eines bewußten erhabenen Schmerzes über das Hinsterben der alten Welt ange-

sehen werden, wohl aber als ein Zeugnis der tiefen Schmerzmuth, welche damals die Edelsten erfaßte. Die Antinousbüste ist die steinerne Elegie auf jene hoffnungslos versinkende Größe der Antike, die Betäubung eines traumumflorten, in sich selbst zerfließenden Schmerzes.

Die ästhetisch-wertvollste Darstellung des Schmerzes, deren das Altertum überhaupt fähig war, besitzen wir in der Gruppe der Niobe. Nach Plinius befand sie sich im Tempel des Apollo Sopianus; nicht dieses Original, sondern eine Nachbildung aus römischer Zeit wurde 1583 zu Rom entdeckt und ist seit 1776 zu Florenz aufgestellt. Weder besitzen wir sämtliche zur ursprünglichen Gruppe gehörige Figuren, noch auch ist der Streit über deren Anordnung völlig geschlichtet. Der Schöpfer des Originals läßt sich nicht mehr bestimmen, denn schon im Altertum stritt man darüber, ob es dem Praxiteles oder dem Skopas zugehöre, obwohl es dem Kunstcharakter des letzteren am verwandtesten ist. Allerdings nötigen uns die noch vorhandenen Sockel der Florentiner Gruppe, für diese Nachbildung einen gebirgigen Schauplatz anzunehmen; aber das Original hat wohl das Giebelfeld eines Apollotempels geschmückt.

Die Grundlage der Komposition ist folgende: Niobe, die Tochter des Tantalos und Gemahlin des Königs Amphion von Theben ist die Mutter von 12 (14?) Kindern. Deshalb stellte sie sich der Leto gleich, der Mutter des Apollon und der Artemis; ja, sie verbot ihren Thebanern, jenen Göttern Opfer zu bringen. Dafür traf sie der Zorn der beleidigten Olympier: Apollo und Artemis streckten durch Pfeile alle Kinder der Niobe darnieder, bis Niobe selbst zu Stein erstarrte, einsam thronend auf den Höhen des Siphlos. Die ganze Gruppe vergegenwärtigt uns nun die furchtbare Katastrophe, wie das unsichtbare, aber als gegenwärtig zu denkende Geschwisterpaar

ein Kind nach dem andern tödlich trifft. Ein Sohn liegt bereits am Boden, zwei andere sinken in die Kniee, eine Tochter ist sterbend hingesunken vor einem Bruder, der Ältesten ist ein Pfeil in den Nacken gedrungen, der treue Erzieher sucht den Jüngsten zu bergen. Niobe selbst, als Mittelpunkt der ganzen Gruppe, hält sich noch aufrecht; sie drückt das jüngste Töchterchen an sich, welches sich in ihren Schoß geflüchtet hat; leise beugt sie sich über das Kind vor, und während sie es mit der rechten Hand zu schützen sucht, steht sie im Begriff, mit der Linken das schmerzvolle Antlitz zu verhüllen, um den erzürnten Feinden den Anblick ihres unsäglichen Leides zu entziehen.

Die Büste der Niobe ist unzählige Male für sich allein abgebildet worden; doch befindet sich der schönste Kopf nicht in Florenz, sondern im Besitz des Lords Darborough in Brodlesby Park. Ferner wird eine fliehende Niobide im Vatikan aufbewahrt: eine der herrlichsten bewegten Gewandstatuen, welche auf uns gekommen sind. Endlich befindet sich auch in der Glyptothek zu München ein vortrefflich gearbeiteter toter Sohn.

Um den Mythos von der Niobe zu verstehen, muß man davon ausgehen, daß ihm ursprünglich ein Naturvorgang zu Grunde liegt. Niobe bedeutete da eine pelasgische Naturgotttheit und zwar die Erde als lebentragende, von der Fülle der Pflanzenwelt strotzende; diese ihre Kinder sterben, weil getroffen von den Strahlen der Sonne und des Mondes, sie selbst wird zum nackten Felsen und hat nichts als Thränen, d. h. im Winter rieselt über die kühle Erde das Wasser von Regen und Schnee. Wurde nun dieser sinnige Naturmythos auf das sittliche Gebiet übertragen, so mußte eine Schuld wie die oben mitgeteilte hinzugefügt werden, um die Bestrafung der Niobe zu begründen. Diese Schuld aber rechtfertigt es nicht, daß der eifersüchtigen Rache einer zürnenden Göttin alle die unschuldigen

Kinder hingeopfert werden; geradezu beängstigend aber wirkt es, wenn höhere Mächte aus dem Hinterhalte mit unfehlbarer Sicherheit tödtliche Pfeile senden. Da wird ja jede Spur eines Kampfes verwischt und nur ein magisches Hinwegraffen bleibt übrig. Es gehörte ein Meister ersten Ranges dazu, um diese Härte nicht allzu fühlbar werden zu lassen. Nur bei den bereits getroffenen Kindern ist die Äußerung des leiblichen Schmerzes erkennbar; aber derselbe ist in einer so edlen Weise von geistigem Schmerz durchdrungen, daß man fühlt: es ist wirklich ein königliches Geschlecht, welches hier dahinsinkt; diese Kinder sind ihrer großangelegten Mutter würdig. Die Mannigfaltigkeit in den Bewegungen und Lagen der Gestalten, die Individualisierung und doch wiederum die einheitliche Beziehung auf dasselbe Schicksal ist vortrefflich gelungen. Am großartigsten aber ist der Sieg, welchen der Künstler in der Selbstbeschränkung auf den rein seelischen Schmerz der Niobe erreicht hat. Was in deren Zügen liegt, ist nicht ein ohnmächtiger Grimm oder verhaltene Erbitterung, nicht Furcht oder Entsetzen; nein, es ist der Schmerz in der strengsten Reinheit seines Begriffes und zwar der echt seelische Schmerz eines Weibes, nicht der geistige eines Mannes; es ist der Schmerz einer namenlos unglücklichen Mutter, welche wohl in schwacher Stunde der weiblichen Eitelkeit verfallen konnte, aber an der Schwelle des Todes noch einmal den ganzen Seelenadel der Königin entfaltet. Sie trotzt nicht gegen die Götter, denn sie fühlt recht wohl, daß sie eine Züchtigung verdient hat; gegenüber aber einer Gottheit, welche keine Gnade, keine Rücksicht auf menschliche Schwäche kennt, ist sie zu stolz, um Schonung zu erflehen.

So deckt sie denn das jüngste Kind mit ihrem Gewande, und mit der andern Hand zieht sie dasselbe empor, um vor

ihren Feinden das in unsäglichem Schmerz zuckende Antlitz zu verhüllen. Schweres Seufzen ringt sich aus der gepreßten Brust, die Brauen ziehen sich zusammen, die Augenlider zucken, denn im nächsten Augenblick wird ein heißer Thränenstrom hervorbrechen. In dem vor ihren Augen sich vollziehenden Zusammenbruch ihres Hauses hält sie allein sich noch aufrecht; der höchste Grad von leiblicher Schönheit, welchen eine Königin und Mutter so vieler Kinder noch haben kann, wird überboten von der geistigen Schönheit dieses Gesichtsausdruckes. Niobe blickt empor zu ihren Peinigern, nicht als ein stummes und hilflos resignierendes Weib, sondern sie legt in ihren hoheitsvollen Blick die Anklage hinein: ihr braucht grausame eure Macht, mir aber bleibt die Liebe; ihr seid stark in der Rache, aber Mutterliebe ist stärker als Götterneid. So stirbt sie, bevor sie stirbt; sie wird erstarrt sein vor Schmerz, bevor der letzte Pfeil auch sie noch töten soll. So rettet sie gewissermaßen sich innerlich, da sie äußerlich unrettbar verloren ist; sie stirbt durch sich selbst, nicht durch das Geschloß ihrer Feinde.

So ist die Niobe eine Vorahnung der „schmerzensreichen Mutter“, soweit deren das Altertum überhaupt fähig war; so ist sie das steinerne Denkmal des Schmerzes, welches die edelsten Geister der Antike über die Unzulänglichkeit ihres Verhältnisses zu den Göttern und die Trostlosigkeit ihrer Religion empfinden. Während im Laokoon uns nur die Erschütterung einer entsetzlichen Katastrophe packt, so ergreift uns in der Niobe die Macht einer sittlichen Tragödie. Niobe ist die Verkörperung des höchsten Seelenadels mitten im tiefsten Schmerz, Laokoon die Personifikation einer bankrott gewordenen, verzweifelnden Religion. Daß aber schon das Altertum ein Weib zum Träger des edelsten und tiefsten Schmerzes machte, beweist, wie auch

die Antike eine Ahnung hatte von der Kraft des Weibes in der Gebundenheit, von der Hoheit des Erduldens.

Ein Relief des Titusbogens in Rom enthält die Scene, wie im Triumphzuge des Siegers auch die Gruppe mit der Bundeslade und dem siebenarmigen Leuchter vorüberzieht. Trotz der erfahrenen Verstümmelung erkennt man doch noch deutlich Gestalten von gebundenen Gefangenen, welche schmerzvoll klagend nach oben blicken. Ein Sarkophag im Louvre enthält die Rache der Medea an der Kreusa, eine Gruppe des Museums in Arles Medea als Kindesmörderin. Drei sehr schöne Reliefs in der Villa Albani, im Museum zu Neapel und im Louvre zu Paris zeigen die Trauung der Eurhike mit dem Orpheus durch den Seelenführer Hermes, wahrscheinlich der griechischen Kunst entstammend.

## B. Die christliche Welt.

### 1. Die alte und die mittelalterliche Kirche.

Die altchristliche Periode der Kunst schloß zwar nicht grundsätzlich wie die byzantinische die Darstellung von Gemütsbewegungen durch die bildende Kunst aus; es lag aber in der Natur der damaligen Verhältnisse, daß die Formgebung in der ohnehin spärlich vertretenen Plastik dürftig oder gar roh war, weshalb zunächst nur das Aufgehen einer neuen Stoffwelt den Künstler interessiert.

Zunächst kommen nur Reliefs in Frage. Der sogenannte Pamfili'sche Sarkophag (aus dem 2. bis 3. Jahrhundert, jetzt im kapitolinischen Museum zu Rom) enthält die Schöpfung, Belebung und den Tod des Menschen. Dort ist wohl eine edle Trauer leise angedeutet in den Gestalten, welche den Toten beklagen; man darf aber nicht vergessen, daß die römische Technik hieran gearbeitet hat, nicht eine spezifisch christliche.



Auf dem Sarkophag des Junius Bassus (359 n. Chr.) sitzt Hiob in einem Aschenhaufen und läßt das ungeheure Leid des Dulders immerhin ahnen; ein anderer Sarkophag, sowie ein Elfenbein-Diptychon in Mailand enthalten die Tötung der unschuldigen Kindlein; die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradiese kommt schon im 5. Jahrhundert vor. Ein altchristlicher geschnittener Stein (in Lichfield) zeigt die Enthauptung einer Märtyrerin. Wiederholt sind in der altchristlichen Periode abgebildet: „Der Verrat des Judas“ und „Die drei Männer im Feuerofen“, doch ohne Spuren des Schmerzes; die häufig dargestellte Scene „Daniel in der Löwengrube“ symbolisiert mehr den Sieg über eine furchtbare Gefahr als die Angst des gläubigen Jünglings. Zuweilen findet sich auch auf Reliefs eine Handlung, welche die spätere Kunst nicht mehr kennt: die Teufelaustreibung an Täuflingen. Das beliebteste Thema war „Die Opferung des Isaak durch Abraham“, wobei dann allerdings Anlässe zur Ausprägung des Schmerzes vorkommen. Merkwürdigerweise aber hat die damalige Kunst mehrere sehr nahe liegende Perioden gar nicht behandelt, z. B. die Reue des Petrus, den verlorenen Sohn, die Büßenden der alten Kirche.

Derjenige Stoff nun, welchen die kirchliche Plastik am meisten wiederholt hat, ist der Gekreuzigte (crucifixus). Jahrhunderte lang hat sie aber nicht als Kunst den „Mann der Schmerzen“ dargestellt, geschweige denn dessen unendlich erhabenen Schmerz im gewaltigsten aller Geisteskämpfe ahnen lassen; sie hat sich vielmehr damit begnügt, entweder nur das höchste kirchliche Symbol, oder den am Kreuze Verschiedenen darzustellen. Es ist ganz unglaublich, welche Geschmacklosigkeiten sich gerade dieser Stoff in allen Jahrhunderten hat gefallen lassen müssen. Noch heute besitzt die christliche Plastik

keinen „Gekreuzigten“, welcher ein würdiges Seitenstück wäre zu dem „dornengekrönten Christus“ von Dürer. Das erklärt sich zum Teil aus der Schwierigkeit der Aufgabe, denn einen Schmerz wie diesen, welcher göttlich groß und menschlich wahr, weltumfassend stark und doch zugleich unendlich weich, unaussprechlich gedankentief und seelisch innig wäre, giebt es nicht. Es ist darum begreiflich, wenn die christliche Kunst den Schmerz mehr um den Gekreuzigten herum gruppiert, als aus ihm selbst heraus reden läßt. So hilft sich das griechische Kruzifix mit einem Totenkopf am Fuße des Kreuzes, mit wehklagenden Gestalten von Sonne und Mond zu beiden Seiten des Dulders. Das abendländische Kruzifix liebte eine am Fuße des Kreuzes stehende Gruppe von Leidtragenden; uralt ist insbesondere das ohnmächtige Hinfinken der Maria nach dem Verschwinden des Sohnes. Spezifisch abendländisch ist auch der jugendlich hinreißende Schmerz der Maria Magdalena, das Weinen und Blutauffangen durch Engel. Der Ausdruck des Schmerzes in den Zügen des Gekreuzigten tritt erst um 1250 in Italien auf; die früher offenen Augen schlossen sich, die Augenbrauen wurden herabgezogen, der ausgebogene Leib hing schwer herab von den Armen. An die Stelle der im 11.—13. Jahrhundert üblichen Königskrone trat die Dornenkrone, die Wunden triefen von Blut, und von 1380 an bildete sich jeder Künstler die Kreuzigung nach seinem Geschmack, bis endlich die Renaissance zum reinen Naturalismus herabsank. Christus hat das Haupt nach hinten geworfen und stöhnt mit offenem Munde, der früher bekleidete Körper wird fast völlig nackt, am Fuße des Kreuzestammes lagern Totenköpfe, Schlangen, Teufel, Knochen etc. So tritt über der Qual des Märtyrers der hoheitsvolle Opfertod des Gottessohnes völlig zurück. Was aber in der Renaissance als förmliche Entartung erscheint, das ist doch eigentlich der



Grundzug der ganzen Kunstgeschichte des Kruzifixes: das Kreuz wird viel mehr betont, als der Gefreuzigte, insbesondere aller nur denkbare Schmuck auf ersteres übertragen. Aus der unendlichen Fülle von solchen Werken können wir nur einige hervorheben.

Nachdem Kruzifixe in Elfenbeinreliefs oder auf dem Schnitzwerk von Buchdeckeln schon im 9. Jahrhundert vorgekommen waren, ging man zu Kruzifixen in Metall bereits im 10. Jahrh. über. So fertigte der Bischof Bernward von Hildesheim († 1022) mit eigener Hand ein silbernes Kruzifix von 13 Zoll Höhe, auf welchem Christus den Kopf tief auf die Brust fallen läßt. Wahrscheinlich aus Bamberg stammt ein ausgezeichnetes Kruzifix von vergoldetem Kupfer aus der Zeit Heinrich IV., jetzt in München befindlich. Auf dem sogen. Lotharkreuz (jetzt im Münster zu Aachen) aus der romanischen Periode ist der Gefreuzigte eingraviert. Ein Kreuz, welches der Kaiser Heinrich IV. aus Rom mitbrachte, war mit 275 kleinen und großen Perlen, sowie mit 183 großen und kleinen Edelsteinen besetzt; bis zu Anfang unseres Jahrhunderts strahlte es vom Hochaltar des Domes zu Speyer. Kostbare Emailkreuze waren in der romanischen Periode am Rhein etwas gewöhnliches. Die Sebalduskirche in Nürnberg besitzt ein ausgezeichnetes Kruzifix von Veit Stoß, die Stadtkirchen von Nördlingen und Rothenburg solche von Fr. Herlin, Lucca ein aus Cedernholz geschnitztes von Matteo Civitali und im Domschatz ein kostbares silbervergoldetes aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Am berühmtesten sind in der Kunstgeschichte der Renaissance das Kruzifix, welches Brunellesco (1377—1446) aus Holz für S. Maria Novella in Florenz gearbeitet hat, ein Werk, in welchem die edelste Form der tiefsten Empfindung dienstbar wird; sodann der lebensgroße marmorne Christus

am schwarzen Kreuz von Benvenuto Cellini aus dem Jahre 1562 (jetzt im Chor der Kirche des Escorial. Der Kopf des eben Verschiedenen hat sich auf die linke Schulter gesenkt). Auch Donatello hat ein würdevolles, hölzernes Kreuzifix geschaffen (in S. Maria Novella zu Florenz). Sehr reich an Darstellungen des Schmerzes ist bereits die **romanische Periode**. Es ist ganz wunderbar, wie damals der Inhalt der noch unzureichenden Form oft vorauseilt und trotz der formellen Mängel ergreifend wirkt. Auf ein bewußtes Einhalten von Schönheitsgrenzen kommt es den alten Meistern aber nicht an, und der plastische Ausdruck fällt sehr häufig mit dem malerischen zusammen.

Zwar nicht ästhetisch, wohl aber kunstgeschichtlich sehr wichtig sind die Reliefs auf den Extern- oder Eggesteinen bei Horn in Westfalen. Aus dem Jahre 1115 (?) stammend, sind sie — wahrscheinlich durch Mönche des Klosters Abdinghof — herausgemeißelt aus einer Felsenwand von  $16\frac{1}{2}$  Fuß Höhe und  $12\frac{3}{4}$  Fuß Breite. Das obere Feld enthält die Abnahme vom Kreuz, das untere den Sündenfall. Gottvater schwebt mit der Siegesfahne in der Rechten als Halbfigur über dem Kreuz, würdevoll ernst wie gewöhnlich; Johannes und Maria stehen zu beiden Seiten des Kreuzes in tiefem Schmerz, Sonne und Mond weinen als Halbfiguren mit gesenkten Köpfen und mit Thrärentüchern das Antlitz verhüllend, zu beiden Seiten der oberen Kreuzeshälfte befindlich; der Kopf des willenlos herabsinkenden Heilandes lehnt sich an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter.

Schon wertvoller sind zwei Hochreliefs an der Kanzelbrüstung der jetzt katholischen Kirche zu Wechselburg in Sachsen, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts stammend. Auf dem „Opfer des Kain und Abel“ ist der Schmerz des

älteren Bruders über die Verwerfung seiner Gaben sehr greifbar ausgeprägt, während in der „Opferung des Isaak“ Abraham mehr erschrocken als traurig vom Sohne ab und zu dem wehrenden Engel sich hinneigt. Die maßvoll angebrachte Vergoldung und Färbung verleihen den Gestalten ein mildes und weiches Leben. Jünger und viel bedeutender in Ausdruck und Modellierung ist die Kreuzigung in derselben Kirche, eine überlebensgroße, aus Eichenholz geschnitzte und bemalte, sehr gut restaurierte Gruppe. Gottvater mit der Taube auf dem Arm ist als Relief am Kreuz unmittelbar über dem duldenden Sohne angebracht, in der gewöhnlichen typischen Auffassung; doch haben Vater wie Sohn einen weichen, fast jugendlichen Ausdruck: ihr Schmerz ist eine milde Gelassenheit von fast klassischer Schönheit. Gottvater weist mit der rechten Hand auf den Heiland herab; der Körper des Letzteren ist von edler Form, die Füße sind gekreuzt, die Augen offen. Rechts und links am Fuße des Kreuzes blicken Maria und Johannes in tiefem Weh zu dem göttlichen Dulder empor, während Nikodemus (oder Adam?) in einem Kelche das aus den Füßen des Gekreuzigten herabströmende Blut auffängt. Besonders ergreifend ist auch der Schmerz der beiden Engel, welche rechts und links an den Kreuzesarm heranschweben, um das aus den Händen hervorquellende Blut in Kelchen aufzufangen. Höchst charakteristisch krümmen sich die gekrönten Gestalten des Juden- und Heidentums als männliche und weibliche Figuren unter den Füßen von Maria und Johannes. Der Dom von Konstanz (2. Hälfte des 11. Jahrh.) enthält am Hauptportal Eichenholzskulpturen, welche zum Teil das Leiden Christi behandeln, eine ausgezeichnete Arbeit von Nikolaus Verch aus Leiden.

In der **gotischen Periode** erscheint wiederholt eine Scene,

welche merkwürdigerweise schon im vierten Jahrhundert auf einem Elfenbeinkästchen zu Brescia dargestellt worden war, nämlich die Gefangennehmung Christi am Ölberg. An der Nordseite der Michaeliskirche zu Schwäbisch Hall findet sich eine große bemalte, freistehende Holzgruppe: Christus am Ölberg betend und umgeben von den schlafenden Jüngern. Es ist ein Werk ersten Ranges, welches den tiefreligiösen Gehalt dieser Scene in maßvollem Realismus ausprägt. Unter den Gestalten sind die drei Jünger gelungener als der in tiefstem Schmerz mit Gott ringende Christus: Jakobus in Schlaf versunken, Petrus unruhig nach dem Schwerte tastend, Johannes den Kopf in beide Hände stützend.

Gute steinerne Ölberge finden sich auch in Neufen, in Großfüßen am Hohenstaufen, an der Südseite des Münsters zu Überlingen am Bodensee, u. Hiermit verwandt ist der sogen. Kalvarienberg, d. h. eine freistehende Gruppe der Kreuzigung von mindestens drei, meistens noch mehr Figuren, welche gewöhnlich auf Friedhöfen neben Kirchen standen. So enthielt z. B. der 1509 vollendete steinerne Kalvarienberg auf dem Domkirchhof zu Frankfurt a. M. sieben überlebensgroße Figuren. Der Kalvarienberg bei der Leonhardskirche in Stuttgart vom Jahre 1501 enthält die Gestalt Christi am Kreuz, zu dessen Füßen Maria und Johannes schmerzerfüllt stehen, während Magdalena kniet. Ähnlich auf der St. Georgskirche zu Hamburg. Die katholische Kirche hat die Kalvarienberge oder besser die Stationen um Leidensscenen bis zu vierzehn bereichert.

Sehr häufig sind noch andere Scenen aus der Leidensgeschichte. So ist z. B. in der Kathedrale zu Chartres (2. Hälfte des 12. Jahrh.) eine solche auf die Kapitäle der Säulen und Pfeiler verteilt. Das große Hauptportal des

Straßburger Münsters enthält im Giebelfelde den Einzug Christi in Jerusalem, das Abendmahl und die ganze darauf folgende Leidensgeschichte. Ebenso das Hauptportal der Lorenzkirche in Nürnberg, während die Jakobskirche daselbst die Gestalt eines Christus enthält, welcher tieftraurig auf seine Seitenwunde hinweist. An dem Portal der frühgotischen Liebfrauenkirche zu Trier sieht man im Giebelfelde den Gekreuzigten mit Maria und Johannes; auf der westlichen Litterseite des Domes zu Raumburg dieselbe Gruppe samt Reliefs aus der Passion. Die Kreuzkirche zu Gmünd besitzt am Nordportal des Chores eine vortreffliche Darstellung der Leidensgeschichte. Im Portal des Münsters zu Ulm befindet sich am Mittelpfeiler die Statue eines Christus mit der Dornenkrone, daneben Johannes und Maria, welche tiefschmerzlich die Hände über die Brust kreuzt. Auf dem Hochaltar der Cistercienserkirche zu Maulbronn steht ein Gekreuzigter, aus einem einzigen Sandsteinblock gemeißelt. Die Züge des Heilands sind für gewöhnlich düster und trübe; um die Zeit der Sommer Sonnenwende aber fallen vormittags 10 Uhr etwa 15 Minuten hindurch die Sonnenstrahlen gerade auf die Dornenkrone des Heilands, während der übrige Teil der Gestalt in Halbdunkel gehüllt bleibt. Diese Erscheinung hat Paul Lang poetisch verherrlicht mit folgenden Worten:

„Mächtig wie der Frühlingsobem  
Den erstarrten Zweig durchbringt,  
Geht ein Leben durch die Krone,  
Die des Dulders Stirn umschlingt.

Und es scheinen in den Dornen,  
Die des Heilands Haupt zerstoßen,  
Von der Sonne wachgeküßt,  
Rote Rosen aufgebrochen.“

In gewissem Sinne hierher gehört „Der Tod der Maria“

am südlichen Querhausportal des Straßburger Münsters. Die um die Entschlafene meisterhaft gruppierten Apostel sind in ihren verschiedenen Äußerungen des Schmerzes vortrefflich charakterisiert; die Maria, deren betende Seele oben Christus in Empfang genommen, schläft wunderbar schön.

In die Gruppe der Steinplastik gehören ferner noch die Weltgerichtsbilder, sofern in ihnen die Qualen der Verdammten geschildert werden. In der romanischen Zeit wurde das Weltgericht an der Vorderseite, besonders im Giebelfelde des Haupteinganges angebracht. Zuerst findet sich ein solches an der Kathedrale von Autun, kühnste Phantasie bekundend, an der Fassade von St. Trophime zu Arles, der Kathedrale von Angoulême, der Galluspforte des Münsters zu Basel. Aus der gotischen Zeit sind zu nennen: Darstellungen am nördlichen Kreuzarm der Kathedrale zu Rheims, im Bogenfeld des südlichen Seitenportals des Straßburger Münsters, im Giebelfeld des Portals des Freiburger Münsters, am südlichen Portal des Seitenschiffes des Ulmer Münsters, am Südportal des Bamberger Domes, des Augsburger Domes, u. s. w. Es liegt aber in der Natur gerade dieses Stoffes sowie in den Grenzen der Plastik, daß die Malerei das Weltgericht bis auf Peter von Cornelius als eine ihrer großartigsten Aufgaben behandelte, während die Plastik über vereinzelte, mehr symbolisierend gehaltene Szenen nicht hinauskam.

Sehr reich an Szenen der Leidensgeschichte sind die gotischen Schnitzaltäre. In der Herrgottskirche bei Creglingen in Württemberg steht in der Mitte des Schiffes ein Marienaltar, welcher von Tilman Riemenschneider (1460—1531) herrührt. Im Schrein dieses Altars schwebt, von Engeln getragen, die betende Maria gen Himmel, aus dem Grabe derselben sproßten Lilien, umher aber stehen oder knien die Apostel in



tiefer Bewegung. Diese Scene ist eine der herrlichsten Verklärungen des Todes Schmerzes, welche wir aus dem Mittelalter besitzen. Großartig ist ferner eine Gruppe im Dom zu Würzburg, welche den Tod der Maria darstellt. Die dort mit geschlossenen Augen und still verklärtem Lächeln auf dem Sterbebett liegende Maria gehört zu den herrlichsten Madonnen-gestalten der gesamten Kunst. Die Apostel schauen theils erstaunt nach oben, theils überlassen sie sich ihrem Schmerz. Johannes hat sich niedergeworfen, die Hände der Sterbenden ergriffen und scheint nach einer letzten Spur des Lebens zu forschen. Hinreißend schön ist auch eine in tiefem Schmerz betende Maria in der Kapelle des Landauer Klosters; ausgezeichnet durch seelenvollen Schmerz sowie plastisch klare Behandlung der Formen eine Pietà in der Jakobskirche zu Nürnberg, außerdem die Gruppe: der sinkende Christus-leichnam wird von Maria und Johannes aufgefangen. Über dem Chorbogen von St. Clara befindet sich ein Christus am Kreuz mit Maria und Johannes und der am Kreuzesstamm niedergesunkenen Magdalena. Der Hauptaltar der Haller'schen Kreuzkapelle vor Nürnberg, von Michael Wohlgemuth im Jahre 1470 gearbeitet, enthält im Schrein als lebensgroße Freigruppe die Beweinung Christi. Maria hält unter Thränen den teuren Leichnam unter dem Arm, Maria Jacobi hat den andern Arm gefaßt, Magdalena liegt weinend an den Füßen und hält leise den Körper mit dem Bahrtuche bedeckt. Die berühmte Rosenfranztafel von Veit Stoß (1438—1533) in der Burgkapelle zu Nürnberg enthält in zierlichster, aber hoch dramatischer Darstellung die Vertreibung aus dem Paradiese, Kains Brudermord, die Opferung Isaaks, die Geißelung Christi. Wahrscheinlich stammt auch von diesem Meister ein großes Kreuzifix mit Maria und Johannes auf dem Hochaltar der Sebalbus-

kirche aus dem Jahre 1526. Die Kirche zu Tiefenbronn bei Calw besitzt einen Schnitzaltar von Lukas Moser (1430) sowie einen Hochaltar von Hans Schühlein aus Ulm (1469), welcher im Mittelschrein die geschnitzten Darstellungen der Kreuzesabnahme und der Beweinung des toten Christus enthält. Während hier die Köpfe einen innigen Ausdruck und die Gewänder klaren Fluß bekunden, zeigt sich am Schnitzwerk des Hauptaltars der Georgskirche zu Nördlingen (von Fr. Herlen, 1462?) ein stark übertriebener Ausdruck des Schmerzes. Der Hochaltar der Jakobikirche zu Rothenburg a. d. T., von Fr. Herlen im Jahre 1466 ausgeführt, enthält Christus am Kreuz von vier Engeln umgeben; ebenso die Kreuzkirche zu Gmünd. Letztere zeichnet sich ganz besonders aus durch einen zweiten Schnitzaltar mit einer Beweinung des Leichnams Christi. Eine ebensolche von ergreifender Gefühlstiefe besitzt die Kilianskirche zu Heilbronn, ein meisterhaftes Relief mit der Kreuzigung der Hochaltar der Michaeliskirche zu Schwäbisch-Hall.

In Augsburg, Würzburg und besonders München befinden sich Reliefs mit dem „Tod der Maria“, welche durch Großartigkeit der Auffassung und Adel der Empfindung hervorragen; der Kopf der sterbenden Maria zu München ist geradezu von klassischer Schönheit. Der Hochaltar des Doms zu Chur (von Jakob Rösch) enthält in prachtvoller, wohlerhaltener Ausführung die ganze Leidensgeschichte Christi bis zur Kreuzigung, derjenige von Sankt Wolfgang in Oberösterreich (von Michael Pacher, 1481) die Kreuzigung; letztere zeichnet sich aus durch den lebhaften Schmerz des Johannes und der Maria, sowie durch einen mit dem Schwerte dreinschlagenden heil. Michael. Übrigens reich an Schnitzwerken solcher Art ist auch die Gegend am Niederrhein und von Westfalen,



berühmt der Domaltar zu Schleswig, von Hans Brüggemann 1515—21 gearbeitet, ebenso merkwürdig durch einen bald idealistischen bald naturalistischen Ausdruck der Köpfe. Die Klosterkirche zu Dobberan und die Nikolaikirche zu Rostock enthalten Passionsscenen in idealem Stil, der Altar der Kirche zu Triebsees acht Passionsscenen, die Marienkirche zu Greifswald eine Grablegung.

So beherrscht unsere nordisch-germanische Plastik sowohl den Schmerz in seiner reinsten Idealität wie auch in den mannigfaltigsten Abstufungen an den Gestalten Christi, der Jünger und der gläubigen Frauen. Sie trifft sehr gut die Eigentümlichkeit des Schmerzes, sie weiß die Empfindungen des Leidens und das volle Bewußtsein um dasselbe zu vereinigen; dieses Bewußtsein tritt in der bloßen Melancholie und Resignation als ein umflortes, die Empfindung als eine passive auf, im wirklichen Schmerz aber bleibt die sittlich-religiöse Energie bewahrt. Übrigens gelingt ihr auch vortrefflich der Haß, die Wut oder die Gemeinheit in den Zügen der Feinde Christi.

Hierher gehören auch die im Mittelalter nicht selten vorkommenden, am Triumphbogen der Kirchen aufgehängten Triumphalkreuze. Zuweilen stehen sie auch auf einem Querbalken, welcher über dem Eingang zum Chor am Triumphbogen angebracht ist; am Kreuze hängt Christus, zu beiden Seiten stehen trauernd Maria und Johannes. Am Bogen selbst wurde es einst aufgehängt im Dom zu Speier; es war dies ein von Otto III. geschenktes Kreuzifix, welches aber schon 1060 der Bischof Einhard auf den Lettner stellen ließ. Schon in St. Cosmae Damiano zu Rom (erbaut 526—30) war in alter Zeit ein solches Triumphkreuz aufgehängt; wirklich beliebt aber wurden sie nur im Norden, wo noch jetzt die

Lorenzkirche zu Nürnberg, der Dom zu Lübeck u. a. ein solches besitzen. — Hierher gehört auch ein Reliquienschrein aus dem 14. Jahrh. im Musée de Cluny, welcher plastische Darstellungen aus dem Leben des Hiob enthält.

Auch die Kleinkunst hat ihre Beiträge zur Darstellung des Schmerzes geliefert. In der romanischen und gotischen Periode finden sich solche auf elfenbeinernen Buchdeckeln, emaillierten Vortragekreuzen und in den Krümmungen von Bischofsstäben. Der berühmte Reliquienschrein der heil. drei Könige zu Köln enthält gleichfalls plastische und emaillierte Darstellungen aus der Leidensgeschichte. Viele Abendmahlskelche der romanischen Zeit enthalten Reliefs mit Szenen aus der Passionsgeschichte. Die sog. Totenleuchten auf den Kirchhöfen zeigten denselben Schmuck, z. B. diejenige von Klosterneuburg aus dem Jahre 1381.

In den Uffizien zu Florenz befindet sich eine Kristallkassette, welche auf einer Anzahl Reliefs die Leidensgeschichte in meisterhafter Behandlung enthält; Valerio Belli († 1546) hat sie für den Papst Klemens VII. gearbeitet. Aus dem Anfang des 17. Jahrh. stammt ein ausgezeichnete Weichkessel des berühmten Anton Eisenhuth (1554—?), auf dessen Außenseite in Goldschmiedearbeit die Angst des in den Meereswogen versinkenden Petrus trefflich gelungen ist. Der Kessel befindet sich jetzt in Herdringen. Derselbe Meister hat auf dem Deckel eines Missales in Köln die Einsetzung des heil. Abendmahls in Silber getrieben, wo jeder Apostel eine Art der schmerzlichen Erregung darstellt, alle meisterhaft ausgeführt. Hierher kann man auch gewisse Beichtstühle aus der nachtridentinischen Zeit rechnen, deren Schnitzwerk Szenen der Reue und Buße enthält.

Die Arbeiten in Erz sind natürlich seltener; doch besitzt

das Mittelalter einen ungeheuern Reichtum an erzenen Grabmälern. Schon im Jahre 1005 ließ Bischof Bernward die Hauptthür des Hildesheimer Domes in Erz gießen und mit Hochreliefs versehen; in der „Vertreibung aus dem Paradiese“ ist die schmerzliche Angst der Eva deutlich erkennbar. In der westlichen Krypta der Michaeliskirche zu Hildesheim liegt noch heute der schöne Steinsarg dieses kunstreichen Bischofs in einer gemauerten, von einer großen Steinplatte bedeckten Gruft und zwar inmitten einer köstlichen, von den Gläubigen für heilkräftig gehaltenen Quelle. Unter dem Dom, welcher dereinst die Kathedrale des Bischofs war, bricht sie wieder auf und nährt den tausendjährigen Rosenstock, welcher bekanntlich den Außenchor in windficherer Lage umrankt und jeden Sommer mit neuen zahllosen Blüten bedeckt.

Auf einem Relief der St. Sebalduskirche in Nürnberg (von Sebald Schonhofer? um 1370) verraten die Züge der thörichten Jungfrauen mehr Enttäuschung als das Weh eines auf ewig verlorenen Glückes. Peter Vischer (1455 bis 1529) in Nürnberg gilt mit Recht als größter Meister in erzenen Grabdenkmälern. Sein Sebaldusgrab in der dortigen Lorenzkirche bezeichnet ja die höchste Vergeistigung der Bronze, sein Hochgrab des Erzbischofs Ernst von Magdeburg steht mit in erster Reihe unter den zahlreichen ähnlichen Arbeiten; einen selbständigen Ausdruck des Schmerzes aber sucht man vergeblich.

Erwähnung verdienen auch die schmiedeeisernen Kreuze auf Friedhöfen, welche vom 16—18. Jahrh. im gotischen, Renaissance- und Barock-Stil sehr beliebt waren. Diese oft reich vergoldeten und in kunstvoller Mannigfaltigkeit gearbeiteten Kreuze wirken auf den grünen Gräbern am ergreifendsten in der Stille des ersten Früh- und des letzten Abendroths.

Die großartigste, wesentlich im deutschen Geist gehaltene Darstellung des Schmerzes besitzen wir in den Werken von Adam Krafft (ca. 1440—1507), welcher die Passionsscenen mit einer Gemühtiefe und Naivetät geschildert hat, daß er überwältigend zum Herzen spricht. Im Jahre 1488 begann er im Auftrag des Nürnberger Bürgers Martin Köhzel in rotem Sandstein den sogenannten Kreuzesweg zu arbeiten. Von des Stifters Haus am Tiergärtnerthor bis zum Johannis-kirchhof stellt er den Leidensweg Christi als Hochrelief in sieben Stationen oder Fällen (das siebenmalige Hinfallen Christi unter der Last des Kreuzes) dar. In sehr freiliegenden Hochbildern schuf er folgende Scenen: die erste enthält die Begegnung des sein Kreuz tragenden Heilandes mit seiner Mutter: letztere bricht vor Schmerz zusammen, bewahrt aber völlig absichtslos die Würde der Gebenedeiten unter den Weibern. Weiter folgt: Simon von Kyrene nimmt dem Dulder das Kreuz ab, Christi Worte an die weinenden Frauen, Christus drückt sein Gesicht in das Schweiß Tuch der Veronika, der von den Juden geschlagene Christus sinkt ohnmächtig zu Boden, endlich als das bedeutendste Passionsbild die Pietà: Joseph von Arimathia hält gen Himmel blickend den Leichnam Christi unter den Achseln, Maria wendet knieend das von der Dornenkrone befreite Haupt des Sohnes zu sich herum und küßt es, Magdalena weint zu den Füßen des Verbliebenen. Die Art, wie Maria mit beiden Händen das Haupt des Vollendeten erfaßt hat, um den letzten Kuß der Mutterliebe auf die bleichen Lippen zu drücken, konnte in ihrer vollendeten Naturwahrheit nur dem deutschen Gemüt gelingen. Es ist selbstverständlich, daß bei einer so innigen Berührung der Ausdruck tiefsten Wehes allein zur Geltung kommen und der aufdämmernden Hoffnung keinen Raum lassen kann. So ergreifend nun auch

die Gemütsbewegung der Maria auf uns wirken mag, so ist doch die Vereinigung von ästhetischer Schönheit und ethischer Hoheit, von Leiden und Frieden in den Zügen des Verschiedenen unnennbar großartig. Um den ganzen Wert dieser Leistung zu würdigen, muß man die Krafft'sche Pieta vergleichen mit derjenigen des Tilman Riemenschneider (1460—1531) in Maidbrunn bei Würzburg aus dem Jahre 1525, dessen Relief eine noch ziemlich steife Darstellung des Schmerzes enthält.

Weiter besitzen wir von Adam Krafft eine fünfzehn Figuren umfassende Grablegung aus dem Jahre 1507, welche sich in der Holzschuher'schen Grabkapelle auf dem Johannisfriedhofe befindet. Auch diese enthält die trefflichste Charakterisierung eines tiefen Wehes, besonders in den Köpfen der Frauen. Der Leichnam Christi ist meisterhaft modelliert, der Schmerz der Maria bekundet ungleich mehr gottergebene Fassung als in der Kreuzesabnahme, das Haupt des Heilandes aber ist umspielt von dem seligen Heimatsgefühl eines über Tod und Hölle triumphierenden Dulders. Endlich befinden sich über der Gruft der Familien Schreyer und Landauer an der Außenseite des Chors der Sebalduskirche noch drei Relieftafeln von Krafft's Hand aus den Jahren 1490—1492, worauf er die Kreuztragung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung 10 m lang in malerischer Weise geschildert hat.

Diese Leistungen der Nürnberger Meister Krafft und Stoß sind um so großartiger, als jene eine Idealisierung der Form im Sinne der Alten noch nicht kannten. Nur Bischof hat seine herrlichen Apostelgestalten idealisiert: das zeigen deren bedeutende Köpfe, bewußte Haltung und die fast klassisch reinen Falten der Gewandung.

---

Während die deutschen Meister in der Darstellung der Passionscenen unerreicht sind; während sie in der seelisch-tiefen, plastisch-malerischen Ausprägung des Leidens Christi, sowie des Schmerzes der Seinigen gewissermaßen den Geist der Reformation schon im voraus darstellen: so lieben es **die Italiener**, in einem rein malerischen Stil sich in der Schilderung der gesteigertsten Affekte zu ergehen. Niccolo Pisano (1204 bis 1286), welcher als junger Mann (1233) das Relief einer Kreuzesabnahme in der Vorhalle des Domes zu Lucca arbeitete, hat gegen Ende seines Lebens auch eine dort (in der Lunette des nördlichen Portals der Vorhalle) befindliche Kreuzesabnahme geschaffen, worin er rein christlichen Gefühlsausdruck niedergelegt hat. Als das Hauptwerk seines Lebens gilt die Kanzel des Baptisteriums zu Pisa (1260), deren Reliefs auch eine Kreuzigung enthalten. Hier ist freilich die Äußerung des Schmerzes mehr als kühn. Johannes ist bis zur Verzerrung der Züge von Gram erfüllt, Maria ohnmächtig, andere Frauen blicken förmlich verzückt zu Christus empor, dessen Kopf mit halbgeschlossenen Augen verhältnismäßig am meisten Ruhe zeigt.

Sein Sohn Giovanni († 1320) betont auf Kosten der formellen Schönheit den energischen Ausdruck. Dies tritt auch hervor in einer hierher gehörigen Arbeit, dem „Bethlehemitischen Kindermord“ in St. Andrea zu Pistoja. Letztere Scene fand sich auch an der Kanzel des Domes zu Siena, welche seit 1266 von Vater und Sohn ausgeführt wurde.

Am wertvollsten sind die Arbeiten des Lorenzo Ghiberti (1378—1455), welcher das zweite (nördliche und östliche) Thürenpaar des Baptisteriums zu Florenz mit malerischen Reliefs schmückte, nachdem siebzig Jahre vorher Andrea Pisano in den südlichen Bronzethüren die reinste plastische Erzählung des

ganzen gotischen Stiles geschaffen hatte. Ghiberti läßt in der Vertreibung von Adam und Eva das schreckensvolle Weh des ersten Menschenpaares überzeugend heraustreten, betont in der Opferung des Isaak mehr den Glauben als den Kummer des Abraham und packt in der Kreuztragung durch die Klagen der weinenden Frauen. Außerdem hat er das Gebet am Ölberg und die Kreuzigung mit tief gesättigtem Schmerz ausgestattet, und im dritten Thürenpaar die Gesetzgebung auf Sinai angebracht, worin das am Fuße des Berges stehende Volk alle Stufen von Besorgnis, Furcht und Entsetzen durchläuft. Endlich rührt noch von Ghiberti her ein Schrein für die Gebeine des heil. Zenobius, auf dessen Vorderseite die Totenerweckung eines Kindes durch diesen Heiligen dargestellt und der Schmerz der Mutter ergreifend geschildert ist. Auch das Nationalmuseum (Palast Bargello) in Florenz enthält eine „Opferung des Isaak“ von Ghiberti.

Donatello (1386—1468) hat sich in einem realistisch gemeinen Kruzifix (Kapelle Bardì in St. Croce zu Florenz) kein ehrendes Denkmal gesetzt. Auf einer Kreuzesabnahme (Bronzerelief in St. Lorenzò zu Florenz) hat sich eine der Frauen einen Büschel Haare ausgerissen, ein Jünger ringt in stummem Schmerz die Hände, ein anderer schlägt sich mit der geballten Faust vor den Kopf; nur die Maria bewahrt eine würdige Haltung. In der Ambraßer Sammlung zu Wien befindet sich ein Flachrelief von Donatello, worin dreizehn Leidtragende den toten Heiland in den Sarg legen. Hier ist eine erstaunliche Virtuosität in den Abstufungen des Schmerzes entwickelt: die einen ergehen sich in wilden Gebärden, andere schreien entsetzt auf, die Maria wird als vollständig gebrochenes Weib mit schlaff herabhängenden Armen mehr herbeigeschleppt als geführt. Endlich hat Donatello als Bronzegruppe „Judith



mit dem Haupte des Holofernes" (Loggia dei Lanzi in Florenz) dargestellt; dort malt sich in den Zügen der Schwertschwingerin mehr der Triumph über die soeben vollbrachte hinterlistige That als der Schmerz über das gebrachte Opfer der Weiblichkeit.

Brunellesco (1377—1446) hat 1402 das Opfer des Abraham als Bronzerelief dargestellt (Nationalmuseum zu Florenz); Pollajuolo († 1498) gleichfalls die Kreuzigung, auf welchem Relief mehrere Frauen sich Haarbüschel ausraufen und zu Christus emporhalten. Einen „Tod der Maria“ hat Benedetto da Majano (1442—98) für die Kanzel von St. Croce in Florenz gearbeitet, worin er trotz der ihm noch anhaftenden Steifheit doch den Gestalten einen edlen Schmerz einzuhauchen versteht. Jacopo Sansovino (1477—1570) hat als Relief für die Bronzethür der Sakristei von St. Marco (1562) eine Grablegung Christi von stark malerischer Behandlung, aber ergreifender Wirkung geschaffen. Sehr sprechend abgestuft ist auch die Teilnahme auf seinem Hochrelief in St. Antonio zu Padua, wo der Heilige eine Selbstmörderin vom Tode erweckt. Eine sehr gediegene Arbeit von Alfonso Lombardi (1488—1537) ist auch die Thongruppe „Tod der Maria“ im Oratorium von St. Maria della Vita in Bologna, woran sich würdig reiht eine Beweinung in der Krypta von St. Pietro ebendasselbst. Gleichfalls in Thon hat Antonio Begarelli (1498—1565) eine Gruppe der Kreuzesabnahme für St. Francesco in Modena geschaffen, in welcher mehrere Frauen in herrlicher Gruppierung beschäftigt sind, die vor Weh zusammenstürzende Maria zu stützen. Girolamo Lombardo (Mitte des 16. Jahrh.) hat für eine Thür der Casa Santa in Voreto ein Relief gearbeitet, die Geißelung Christi, welches durch hochdramatische Komposition bemerkbar ist. Hieran reiht sich die

Kuriosität, daß die Properzia de Rossi (ca. 1490—1530) zu Bologna die feinsten Bilder der Kreuzigung und anderer ähnlicher Szenen aus Pfirsichkernen schnitt und zwar mit glänzendem Erfolg. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die damalige italienische Plastik einen Stoff behandelt hat, welchen die deutsche trotz seiner großen Beliebtheit in der Malerei mit richtigem Takt gemieden: die Marter des heil. Sebastian. Abgesehen von einer solchen Scene an den Archivolten des Hauptportals der Kathedrale zu Rheims, hat in Italien Matteo Civitali (1435—1501) um 1484 für den Tempietto des Domes zu Lucca einen heil. Sebastian gemeißelt; er stellt den Heiligen vor der grausamen Beschießung mit Pfeilen dar und läßt ihn in maßvollem Schmerz gen Himmel blicken. Geradezu schauerhaft, wenn auch technisch vorzüglich, ist die Gestalt eines geschundenen Bartholomäus, welcher seine Haut über den Schultern trägt; er ist von der Hand des Marco Agrade, und befindet sich im südlichen Kreuzschiff des Domes zu Mailand (Ende des 16. Jahrh.).

Wenn nun auch das ganze Mittelalter einen Luxus mit Grabdenkmälern getrieben hat wie keine andere Zeit, so finden sich doch die kostbarsten Marmorwerke der Art nur in Italien. Allerdings stehen derartige Arbeiten auf dem Grenzgebiet zwischen religiöser und profaner Plastik; auch wird bei diesen Dekorationsstücken vielfach gelogen. Immerhin haben mehrere Künstler sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, ihren liegenden, knieenden oder stehenden Porträtgestalten der betreffenden Verstorbenen die Ruhe von Seligen oder die Hoffnungsfreudigkeit von gläubigen Betern zu verleihen. Als ein Muster in dieser Hinsicht ist hervorzuheben ein Werk des großen Andrea Sansovino (1460—1529): das Grabmal des Kardinal Sforza in Sa. Maria del Popolo zu Rom. Dort ist

der Schmerz ähnlich in den Frieden der Versöhnung aufgelöst wie in einem Grabmal der Kathedrale zu Chichester, welches für das einer Äbtissin (Lady Arundel?) gehalten wird. Der schöne Kopf der Toten wird von zwei trauernden Engeln gestützt, welche mit dem Ausdruck klagender Fürbitte gen Himmel blicken. Auch ein Grabdenkmal des Dogen Andrea Vendramin im Chor von San Giovanni e Paolo zu Venedig, aus dem Jahre 1479, herrührend von Alessandro Leopardio ist ein Meisterwerk.

In den meisten Fällen kam es dem Mittelalter bei Grabmälern zunächst nur auf Lebenswahrheit, auf Porträtähnlichkeit an, nicht auf den Verklärungsglanz der Schönheit. Die Gotik hatte ihre Grabmäler meist an der Außen- oder Innenwand von Kirchen, Unterkirchen oder Kreuzgängen in ziemlicher Höhe vom Fußboden angebracht. Der rechteckige Sarkophag ruhte unter einem Spitzbogen, trauernde Engel, welche die Enden eines getheilten Vorhanges faßten, hielten oft am Grabe des Verstorbenen Wache. Die Frührenaissance legte den Toten auf das reichgeschmückte Paradebett, wie er mit verklärtem Angesicht in tiefstem Seelenfrieden schlief; der Sarkophag stand in einer Nische, welche architektonisch reich umrahmt war. Wo der Tod erschien, wurde er nach dem Vorbild der Antike als Jüngling oder Genius mit gesenkter Fackel am Ende der Bahre stehend abgebildet. Schon durch ihr Material — weißen Marmor — bringen diese Grabmäler in Italien eine herrliche Wirkung hervor; diejenigen der Früh- und der Hochrenaissance aber auch durch ihre Komposition, welche ein wundervolles Ineinander von Architektur und Plastik ist. Die Spätrenaissance ersetzte die Gestalt des Toten durch die Büste desselben und fügte dem ganzen Aufbau als Krone die Madonna hinzu, welche hier als Fürsprecherin für den Toten gedacht ist. Kinderengel (Putten)

werden in allen möglichen Stellungen angebracht, Fruchtkränze spielten in der Dekorierung des architektonischen Aufbaues eine große Rolle, die sieben theologischen oder die drei göttlichen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung) oder endlich die sieben freien Künste werden gleichfalls verwendet.

Spanien hat nicht bloß seine besten gotischen Kirchen, sondern auch eine Anzahl der prachtvollsten Schnitzaltäre durch deutsche Meister ausführen lassen; aus der Reihe dieser Arbeiten sind hervorzuheben der Hauptaltar des Domes von Toledo und derjenige der Kathedrale von Burgos. Den Hochaltar des Domes von Sevilla haben 1482—97 Dantart und Bernhard Ortega ausgeführt.

In Frankreich läuft Tüchtiges und Verwerfliches nebeneinander her. Dort hat in Dijon der niederländische Meister Claux Sluter, angeblich 1399, den sog. Mosesbrunnen ausgeführt. In die große obere Hohlkehle sind Engel mit ausgebreiteten Flügeln eingestellt: der eine wischt sich Thränen aus den Augen, der andere kreuzt voll Ergebung die Hände über die Brust, ein dritter hebt beide Arme wie zur Abwehr empor, ein vierter ringt voll Verzweiflung die Hände. Dieser Schmerz bezieht sich auf den Christus am Kreuz, welcher ehemals auf dem Brunnen stand. Der eigentliche Charakter der französischen Kunst tritt aber erst in der Renaissance zutage.

## 2. Die Renaissance und die Neuzeit.

Der Bahnbrecher der neuen Zeit ist Michelangelo (1475—1564), von welchem eine ganze Reihe von Werken hierher gehört. Auf einem Marmorrelief der Casa Buonarrotti zu Florenz befindet sich seine Kentaurenschlacht, welche in malerischem Durcheinander der zahlreichen Figuren alle Abstufungen der Kampfeswut und des physischen Schmerzes ent-

hält. Der eine von zwei nackten Sklaven (im Louvre) wendet mit dem Ausdruck tiefen Seelenleidens vorwurfsvoll fragend den Blick nach oben, als wolle er die Götter anklagen, daß sie ihn in dieses jammervolle Leben geschickt haben. Ein sterbender Adonis (Nationalmuseum zu Florenz) zeigt einen herben und manierten Ausdruck des Schmerzes. Er stammt aus der Jugendzeit des Künstlers; der eine Arm stützt den sinkenden Kopf, der andere legt sich erschlafft um den Leib. Der junge David (1504, Hof der Akademie in Florenz), als Hirtenknabe dargestellt, offenbart in seinen Zügen mehr herausfordernden Trotz als Schmerz. In San Lorenzo zu Florenz (in der Kapelle dei Depositi) befindet sich das Medicäergrab, die Grabmäler des Giuliano und Lorenzo de Medici. Zu den Füßen des sitzenden Lorenzo lagern die allegorischen Figuren des Tages und der Nacht, letztere allein fertig geworden und die erhabene Trauer einer traumverlorenen großen Seele entschleiern. Der weltberühmte Moses (in S. Pietro in vincoli, erbaut 442 zu Rom, am Ende des rechten Seitenschiffes) enthält mehr den nahen Ausbruch eines ungeheuern Zornes, als den des Schmerzes über den Wankelmuth des Volkes; mehr die bitter ironische Verachtung einer undankbaren Masse, als das Weh über eine gescheiterte Hoffnung. Wenn diesem Hünen der ungeheure Frevel des Volkes völlig klar geworden sein wird, dann wird er in furchtbarer Erregung aufspringen und die Tafeln des göttlichen Gesetzes zerschmettern. Abgesehen davon, daß scharf ausgeprägter Trotz und Zorn für den Künstler leichter zu treffen sind als rein seelischer Schmerz, steht der kleine Kopf des Moses im Mißverhältnis zu dessen machtvoll herabslutendem Bart und gewaltigem Körperbau. Hinter dieser kleinen Stirn verbirgt sich keineswegs der Geist des größten Propheten in Israel; die ungeheure Kraft dieses Mannes

durfte nicht symbolisch durch die beiden kleinen Hörner an der oberen Stirn gedeutet werden; auch dann, wenn sie als die Lichtstrahlen des vom Antlitz des Herrn kommenden Mittlers (nach einer falschen Übersetzung von 2. Mos. 34, 35 durch die Vulgata) gedeutet werden, passen sie nicht zu dem Gesichtsausdruck dieses Momentes.

Am meisten kommt für uns hier in Frage das christliche Seitenstück zu der griechischen Niobe, die Pietà, d. h. die Gruppe der trauernden Maria mit dem Leichnam Christi. Aus den zahlreichen italienischen Werken dieser Art heben wir hervor: das Relief einer Pietà am Hochaltar und in der Sakramentskapelle zu Sant Antonio in Padua; eine solche von Guido Mazzoni in S. Giovanni Decollato zu Modena: eine wahre Karikatur des Schmerzes, denn spießbürgerliche Figuren weinen um einen abgemagerten Leichnam; eine solche von Fra Giov. Angelo Montorsoli im Chor der Kirche S. Matteo in Genua; eine solche von Bernini in der Krypta der Kapella Corsini im Lateran zu Rom, malerisch, aber ohne falsches Pathos gehalten und von wahrhaft innerlichem Ausdruck des Schmerzes.

Die berühmteste von allen ist diejenige des Michelangelo. Auch dieser große Meister hatte sich hingezogen gefühlt zu einer Gruppe, in welcher der Gegensatz von Mutter und Sohn, von Liebe und Leid, von Leben und Tod so unmittelbar und so ergreifend wie sonst nirgends in der Plastik sich ausspricht. Welch eine erhabene Tragik durfte er doch da zum Ausdruck bringen. Einst hatte das Kind noch hilflos, aber einen Himmel von Hoffnungen erregend, im Schoße der Maria gelegen oder gespielt; jetzt ruht es abermals da, aber als ein Mann, gebrochen in der Blüte der Jahre, durch seinen Tod die teuersten Ideale vernichtend. Wie damals das Kind fast allein der Mutter angehört hatte, so will sie es noch einmal besitzen für



die letzten Stunden des Lebens. Wie die Gebenedeiete unter den Weibern einsam und unverstanden ihr Glück hatte verbergen müssen im tiefsten Herzensschrein, so soll sie auch zuletzt allein den herbsten Schmerz empfinden. An ihr Weh reicht ja das Leid der Jünger oder Geschwister oder Freunde des Vollendeten nicht heran; jene haben im besten Falle den Messias ihres Volkes, sie aber hat ihren ersten Sohn und Heiland zugleich verloren. Darum möchte sie die süße Gewohnheit längst entschwundener Zeiten noch einmal erneuern; wie sie einst dem Kindlein all ihr Mutterglück in Herzensworten zugeflüstert hatte, so soll nun auch der Mann ihr letztes Lebenswohl empfangen, bevor man ihn für immer ihren Blicken entzieht.

Es lag in der Natur dieser Scene, daß in ihr das wahrhaft Menschliche ungleich mehr zum Ausdruck gelangen konnte als in den Bildern der Heimsuchung, der Geburt, der Anbetung der Weisen u. Dennoch hat es Michelangelo leider nicht zum vollen Durchbruch kommen lassen. Seit 1749 befindet sich seine *Pietà* in der neuen Peterskirche zu Rom, und zwar in der ersten Kapelle des rechten Seitenschiffes; ausgeführt hatte er dieses Werk schon 1496, also im Alter von 21 Jahren: allerdings mit Rücksicht auf diese große Jugend eine unglaubliche Leistung. Freilich hat diese Jugend sowohl einen Vorteil wie einen Nachteil für das Werk mit sich gebracht. Ersteren insofern, als Michelangelo hier noch zu einer Milde und Weichheit der Behandlung fähig war, zu welcher sich der große Meister des Erhabenen später nicht mehr hätte herabstimmen können; letzteren darum, weil er noch im mittelalterlichen Dogma befangen blieb. Seine Maria sitzt auf dem breiten Kreuzestamm und hält auf ihren Knien den Leichnam Christi. Dadurch ist nun allerdings der senkrechten Linie, welche für die Figur der Maria bestimmend ist, ein Gegengewicht gegeben in



der wagerechten Linie, von welcher der Körper des Heilandes beherrscht wird. Es ist auch für die Empfindung als solche äußerlich der denkbar innigste Zusammenhang zwischen Mutter und Sohn angedeutet; für das Auge aber erscheint die ganze Gruppe allzusehr als eine einzige große Masse, deren Glieder nicht aufgelöst und in harmonische Beziehung zu einander gesetzt sind. Dieser Fehler ist um so fühlbarer, als ohnehin schon die Massenhaftigkeit in der Gewandung der Maria erdrückend wirkt. Michelangelo läßt das Haupt Christi stark zurücksinken; durch die Art, wie er den rechten Arm über das rechte Knie der Madonna und die Beine des Vollendeten über deren linkes Knie herabhängen läßt, will er wohl andeuten, daß die Totenstarre noch nicht eingetreten ist. Doch treten bereits die Adern deutlich heraus, ebenso die Knochen des Brustkastens aus der eingesunkenen Haut. Das Haupthaar, in der Mitte des Scheitels geteilt, wällt in vollen Locken hernieder auf den Nacken, während Kinn und Lippen von verhältnismäßig spärlichem Bartwuchs bedeckt sind. Nicht bloß an der Gestalt des Herrn, sondern an der ganzen Gruppe der vollendetste Teil ist das Antlitz des Erlösers. Es zeigt die Spuren des überwundenen Todesleidens viel weniger als der übrige Körper. Die mächtige Stirn läßt sofort ahnen, welch ein gewaltiger Geist hinter ihr geherrscht hat; die Augen sind sanft geschlossen wie zu friedlichem Schlummer; auf den Zügen liegt jener geheimnisvolle Gottesfrieden, wie er nicht selten in den ersten Stunden nach dem Verschwinden das Antlitz von Entschlafenen verklärt. Diesen Frieden aber zu treffen, wie ihn solcher Tod erfordert, ist eine überaus schwere Aufgabe.

Maria hat den oberen Teil des Leichnams an ihre rechte Schulter gelehnt, so daß das Haupt über dieselbe hinaus zurücksinkt. Mit dem rechten Arm umfaßt sie das teure Kleinod, so daß

man die Fingerspitzen der Hand noch bis zum Gewand hervortreten sieht; die Linke aber hält sie halb ausgestreckt, als wollte sie mit den unwillkürlich sich auseinander legenden Fingern hindeutend fragen: ist auch ein Tod wie dieser da? Die Madonna blickt mit halb geöffnetem, etwas umflortem Auge mehr in sich hinein als auf den Leichnam des Sohnes; es ist, als sei sie mehr mit dem Verlust als mit dem Verlorenen beschäftigt. Das ist ein empfindlicher Fehler. Da die Plastik nur einen Moment von einer Handlung wiedergeben kann, so muß sie den wichtigsten festhalten; das aber ist hier nicht die Versenkung in sich selbst, sondern das volle Verweilen des Auges auf der Gestalt des Heilandes. Viel bedauerlicher aber bleibt es, daß eine fast antike Ruhe im Gesicht der Maria liegt; von leiser Wehmut überhaucht, spiegelt es vielmehr die anmutige Schönheit der Jungfrau als die Würde der kinderreichen Mutter. Nicht die Maria der Evangelien sehen wir vor uns, welche nach dem Erstgeborenen noch andern Kindern das Leben geben durfte, sondern die Maria des katholischen Dogmas, welche nur den Gottessohn geboren hat. Ob Michelangelo sich hierbei unwillkürlich vom Vorbild der Antike leiten ließ, oder ob er vollbewußt Rücksicht nahm auf die Lehre der Kirche: das läßt sich nicht mehr entscheiden. Mit Sicherheit wissen wir nur, daß er in späteren Jahren den geringen Altersunterschied zwischen Mutter und Sohn aus theologischen Gründen, d. h. eben durch den Hinweis auf die unbefleckte Empfängnis zu rechtfertigen gesucht hat. Jedenfalls hat Michelangelo um dieser Voraussetzung willen den Schmerz der Maria viel zu wenig zur Anschauung gebracht. Maria muß in diesem weihedvollen Augenblicke als die verkörperte heilige Wehmut erscheinen, deren ein frommes Weib überhaupt fähig ist. Wir sind unbefriedigt von einem unnatürlichen Erhabensein über die volle Bitterkeit des

Schmerzes, wie es diese Maria offenbart. Wenn selbst Christus Thränen hat für das Geschick Jerusalems und sein Schweiß in Gethsemane wie Blutstropfen herniederrinnt: dann ziemt es doch auch seiner Mutter, daß sie einen Schmerz empfinde, welcher sie in allen Lebenstiefen erregt.

Wir wollen nicht darüber rechten, ob etwa ein allzugroßer Teil des Kopfes und des Nackens der Maria von deren Gewand bedeckt sei. Zweifellos aber ist das in vielen steifen Falten gebrochene Gewand zu massenhaft angeordnet. Man möchte die Maria, besonders im Vergleich mit ihrem Sohne, für ein Riesenweib halten, wenn nicht Gesicht und Hände einen Rückschluß auf die wirklichen Verhältnisse ihres Körpers erlaubten. Auch ist die ganze Gewandung viel zu wenig ein Widerschein der eigentümlichen Lage und Seelenstimmung, in welcher sich die Maria befindet. Der Faltenwurf ist entschieden zu wenig idealisiert.

Als Michelangelo ungefähr 60 Jahre alt war, versuchte er sich zum zweiten Male an einer Pietà. Er hatte den seltsamen Gedanken, die Madonna in Lebensgröße darzustellen, wie sie den steif emporgerichteten Leichnam Christi mit krampfhafter Anstrengung vor sich hin hält, um gleichsam vorwurfsvoll der ganzen Welt den Duldser zu zeigen. Ein derartiges Bild erinnert lebhaft an die Mumien der alten Ägypter, welche bei den Gastmählern derselben zuschauen mußten. Überdies wäre es doch unweiblich oder doch mindestens einer Maria unwürdig, in dieser athletenhafte Weise mit dem Leichnam ihres teuersten Kindes zu operieren. Weil Michelangelo selbst dies fühlte, so verwarf er diese Komposition wieder, und versuchte noch einmal (1545—49) aus einem einzigen riesigen Marmorblock eine Pietà zu meißeln, als würdigen Schmuck für sein eigenes Grab. Wie rührend ist es doch, daß ein so

schweremütiger und zum Sterben bereiter Künstler wie Michelangelo sein Grabmal mit eigener Hand herstellen will; aber wie mißlungen fiel auch dieser Versuch aus, gleichsam ein Abbild der so manchmal zerrissenen Seele des großen Künstlers. Ein härtiger Mann, in einen Mantel gehüllt und mit einer Kapuze über dem Kopfe, bildete die Spitze der Gruppe. In den Armen desselben ruhte Christus mit schlaff herabhängenden Gliedern. Zwei zur Seite des Leichnams knieende Frauen stützten denselben, Maria selbst lehnte ihr Antlitz an den Kopf des Sohnes und hielt mit beiden Händen seinen Leib umfaßt. Maria Magdalena unterstützte auf der andern Seite mit der einen Hand den Leib Christi unter der Achsel, während sie die andere gegen einen Schenkel Christi stemmte. Da nun die Masse des Blockes für eine Gruppe von vier lebensgroßen Figuren nicht ausreichte; da ferner der Marmor bei der Arbeit Flecken sichtbar werden ließ und ein Finger der Madonna abgesprungen war, so zerstückte Michelangelo das Werk in mehrere Stücke; er gestattete jedoch später, daß es durch den Bildhauer Tiberio Calcagni wieder zusammengesetzt und ergänzt wurde. Die also restaurierte Gruppe blieb im Besitz der Familie Bandino, kam nachher nach Florenz und wurde 1722 im Dom daselbst hinter dem Hochaltar aufgestellt. Sie ist mehr eine Grablegung als eine Pietà, zeigt mehr die äußerliche Sorge für den Leichnam als die Größe des gebrachten Opfers und läßt den Schmerz der Maria fühlbar zurücktreten.

Was dem großen italienischen Meister nicht gelang, das vollbrachte ein deutscher Bildhauer. Ernst Rietschel (1804 bis 1861) hat den Typus der Pietà geradezu zur Vollendung erhoben, und damit nicht bloß sich selbst, sondern auch dem Genius des deutschen Volkes ein Ehrendenkmal gesetzt. Als er im Jahre 1846 für das Grab eines polnischen Jünglings

eine Pietà entwarf, war er zum Glück noch einmal so alt, als Michelangelo bei der Ausführung seines ersten Modells gewesen war. Als der Auftraggeber um persönlicher Verhältnisse willen zurücktrat, ließ Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1850 die Gruppe durch Rietchel in Marmor ausführen und im Vorhof der Friedenskirche bei Potsdam aufstellen. Dort, wo dieser König seiner eigenen Anordnung gemäß begraben liegt, steht sie links vom Eingange, während ihr gegenüber Rauchs Mosesgruppe, in der Mitte aber ein kolossaler Christus in Erz (nach Thorwaldsen) sich erhebt. Hier, wo wirklich die ganze Umgebung den tiefsten Frieden atmet, predigt sie von Todesweh und Glaubenszuversicht und gelangt in durchaus einfacher Umgebung zu vollster Geltung.

Rietchel schließt sich in seinem Christus ebenso wie Michelangelo an den altkirchlichen Typus an, verleiht ihm aber durch einen voller entwickelten Bart den Eindruck größerer Männlichkeit und drängt die anatomischen Spuren der einzelnen Körperteile ungleich mehr zurück. So entspricht er dem Gesetz der Plastik, daß unser Blick weile auf einem im Tode zwar gebrochenen, aber noch immer schönen Körper. Das Haupt des Heilandes ruht auf einer Unterlage und sinkt deshalb viel weniger naturalistisch zurück als bei Michelangelo; der lang gestreckte Leichnam bewahrt eine zwar geschlossene, aber doch zwanglose Haltung, während Michelangelo den rechten Arm und die Beine schlaff herabhängen ließ. Das alles sind bei Rietchel feine Züge eines berechtigten Idealismus gegenüber dem Realismus seines Vorgängers. Dieser Idealismus gipfelt in dem Gottesfrieden, welcher auf dem Antlitz des gleichsam schlummernden Erlösers ruht. So muß wirklich derjenige im Tode dagelegen haben, welcher hinübergangen war mit der Bitte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“; so

muß wahrhaftig der größte Siegesruf aller Zeiten: „Es ist vollbracht“ auch noch in den Zügen des Vollendeten nachgezittert haben.

Überaus feinsinnig läßt Rietschel das gelöste Haar der Maria an deren Nacken herabgleiten, um den nonnenhaften Typus zu vermeiden, mit welchem die Madonna des Michelangelo aus ihrer Kopfhülle herausblickt. Er stellt auch nicht bloß eine äußerliche Verbindung her zwischen Mutter und Sohn, sondern veranschaulicht in großartigster Weise die geistigen Beziehungen beider. Rietschels Maria weiß, daß ihr Sohn vom Kreuz herab ihr zugerufen: „Weib, siehe, das ist dein Sohn!“; sie fühlt, daß er noch in den letzten Stunden wie überhaupt in den letzten Lebensjahren die natürlichen Bande zurückgedrängt hat, um immer mehr die rein geistigen des Glaubens zur Geltung kommen zu lassen. Darum bebt sie in zarter Scheu davor zurück, diesen Leichnam auf ihre Kniee zu nehmen wie einst die süße Last des Knaben; sie ruht vielmehr auf einem Knie, nicht anbetend, aber unwillkürlich betend. Da beschleicht uns nicht das ängstliche Gefühl, als könne das schwache, von Schmerzen aufgeriebene Weib die Last des heiligen Leichnams kaum ertragen; nein! ihrem innerlichen Gebrochensein entspricht auch das äußere. Sie ist hingesunken auf ihr rechtes, von der Gewandung völlig bedecktes Knie, und ihre geschlossenen Hände ruhen auf dem mehr hervortretenden linken Knie. Schon diese Stellung ist tief ergreifend! Nicht mit den Fingern berührt, nicht mit den Armen umfaßt sie mehr den Sohn; aber mit dem starken Arm des Glaubens hält sie ihn noch fest, mit dem voll aufgeschlagenen Auge saugt sie das geliebte Bild noch einmal in sich auf.

Wer aber vermöchte würdig zu beschreiben jenen Schmerz der Maria, welcher dieses Antlitz geradezu zur Apotheose der christlichen Totenklage macht. Da finden wir kein Murren



und Klagen, daß der König der Schrecken selbst diesen Heiligen sich zur Beute nehmen durfte; da ist nicht der anempfindelte Glaube eines schwächlichen Nazarenertumes, aber ebensowenig der fassungslose Jammer des bloßen Menschentumes. Nein, es ist die königliche Weihe einer heilig ernsten Wehmut, es ist der unaussprechliche Schmerz eines groß angelegten Weibes, dessen höchster Stolz es war, Mutter solch eines Sohnes zu sein! Diese Maria fühlt unendlich mehr, als sie auszusprechen vermag, und doch ist es, als wollte ihr unsäglich wehmütiges Auge dem Kinde zurufen: Nur einmal im Leben hast du mich betrübt — durch deinen Tod! Und weil denn die ganze Seele der Maria aufgelöst ist in diesen einen großen Schmerz, darum wird ihr auch die Versöhnung mit dem furchtbaren Geschick zu teil. Sie saugt in sich auf den Gottesfrieden, welcher wie die Morgenröte einer höheren Welt ruht auf den Zügen des geliebten Kindes, sie ahnt, daß ihr noch einmal voll und ganz das Licht des Lebens strahlen wird. Und so ringt sich aus den Tiefen ihrer Seele erst zagend, dann immer mächtiger die freudige Zuversicht empor: Er ist dir genommen hienieden auf kurze Zeit, damit du ihn ewig wieder haben solltest droben!

Diesem Schmerz der Maria, welcher deren ganzen Menschen erfüllt, entspricht die reiche und edle, große und doch zarte Gewandung. Es ist, als sei die Schmerzensreiche ganz verschmolzen mit ihrer Hülle, so daß alle Töne ihres Innern auch in den Wellenbewegungen dieses Gewandes nachzittern. Hierin hat Rietchel den antiken Meister der Niobe erreicht; im Ausdruck des Schmerzes aber konnte er ihn übertreffen und hat ihn übertroffen. Niobe verhüllt ihr Antlitz und erstarrt im Schmerz, weil Götterzorn und Götterneid mächtiger ist als Mutterliebe; Maria aber erstirbt nicht in der Höllensfahrt un-



säglichen Leides, sondern schwingt sich empor zur Himmelfahrt eines Welt und Tod überwindenden Glaubens.

Will man den hohen Wert der Rietschel'schen Schöpfung würdigen, so muß man sie vergleichen mit derjenigen Pietà, welche der Italiener Giovanni Dupré (1817—1882) in den Jahren 1863—65 für den Kirchhof der Misericordia in Siena geschaffen hat. Auch dieses Werk zeigt in bedauerlicher Weise, wie sehr die italienisch-französische Plastik der Neuzeit den Effekt höher stellt als die Schönheit. Das vorn über die Brust sanft geneigte Haupt des Heilandes lehnt sich allerdings an die besten Typen an und zeigt Christum als einen friedevoll schlafenden Dulder; aber das ist eigentlich auch alles, was man an dieser Pietà loben kann. Der Leichnam Christi läßt in seinen starr gestreckten Beinen auf einen ziemlich langen Mann schließen; der Oberkörper lehnt sich an das rechte Knie der Maria, welche aber nur mit diesem ihn hält, während ihre beiden Arme fast wie Wegweiser in die Luft hinausgreifen, anscheinend um dann mit ihnen den Sohn zu umschließen. Diese Stellung der Maria ist unnatürlich und wird in ihrer Fremdartigkeit verstärkt durch das steif behandelte Kopftuch der Madonna. Da die Augen der Verwaisten fast ganz geschlossen sind, so liegt der Ausdruck ihres Schmerzes in dem halb geöffneten Munde. Was der Künstler nicht als seelisches Pathos ausdrücken kann, das markiert er als äußerliches theatrales; man hat die Angst, als werde Maria von der Last des an sie gelehnten Leichnams zurückgedrängt werden, wenn sie nicht — von Marmor wäre!

Die Pietà hat noch bearbeitet W. Achtermann (geb. 1799) für den Dom zu Münster, J. Kopf (geb. 1827) für die katholische Kirche in Stuttgart.

---

Die edle Einfachheit, welche die Frührenaissance noch in Grabmälern bewahrt hatte, wich nur zu bald einer Überladung. So schreckte Bernini (1598—1680) nicht davor zurück, auf seinem Grabmal des Papstes Urban VIII. in St. Peter zu Rom den Schmerz durch ein Geripp zu symbolisieren, welches am Fuß der sitzenden Statue deren Namen lieft. In derselben Kirche befindet sich von Bernini das Grabmal Alexander VII. Dort kniet der Papst auf seinem Sarkophag; über der Thür aber schwebt unter der Decke hervor ein vergoldetes Geripp mit dem Stundenglas. Diese Art, den Schmerz über die Macht des Todes zu kennzeichnen, ist ebenso wohlfeil wie unschön; es offenbart sich uns nur der Selbstbetrug eines künstlich angestregten Schmerzes, wenn ein scheußliches Gerippe handelnd in die Scenerie eingreifen muß. Soweit ist nun allerdings Canova (1757—1822) in seinem Grabmal Clemens XIII. (ebendasselbst) nicht gegangen; aber auch er bringt den Ausdruck des Schmerzes nur auf äußerliche Art fertig: ein schöner Genius des Todes und ein mürrisch daliegender Löwe müssen das besorgen.

In Deutschland und Frankreich sind die Grabmäler wo möglich noch manierierter. Es ist bezeichnend, daß man schon 1588—94 im Dom zu Freiberg für einen Hauptträger der Reformation, den Kurfürsten Moriz von Sachsen, ein Denkmal errichtet, dessen Ausführung niederländischen und italienischen Meistern übergeben wird; diese Herren wußten nichts Besseres zu thun, als den Schmerz durch trauernde Mäusen und Grazien auszudrücken. Wie sehr mußte der Geist der Reformation geschwächt und das nationale Bewußtsein gesunken sein, wenn solche Verwelschung des Geschmacks in einem rein evangelischen Lande möglich war. Ebenso errichtete man in Tübingen dem 1593 verstorbenen Herzog Ludwig d. Frommen ein Grabmal, welches ein Gemisch von Atlanten, Cardinal-

tugenden und biblischen Szenen enthält. Da war es denn doch noch besser, daß Alexander Colins (1532—1612) um die Mitte des 16. Jahrh. auf dem großartigen Maximiliansdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck mehrere Schlachten aus dem Leben dieses Kaisers darstellte, in deren malerischer Bewegtheit er die Leidenschaften des Kampfes schilderte.

In der Popszeit spielten die Totenurnen eine große Rolle, ein sprechendes Sinnbild von der thränenfälligen Stimmung der Zeit. Dazu kamen Putten mit Thrärentüchern, umgestürzte Fackeln, Totenköpfe, Kreuze u. Sinnvoll ist in dieser ganzen wüsten Symbolik nur die Figur des Todes, welche an den Uhren der Dome zu Straßburg und Lübeck erscheint. Jene Urnen werden gewöhnlich von Guirlanden umgeben oder mit Kränzen behängt. Wie tief selbst die bessere Kunst des 18. Jahrh. sinken konnte, beweist das Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg, welches Baptiste Pigalle (1714—85) in den Jahren 1765—76 dort arbeitete. Der Marschall schreitet ahnungslos auf sein Grab zu, an welchem ein Gerippe ihn erwartet, halb verhüllt von einem Bahrtuche. Zu diesem häßlichen Element gesellt sich ein tragikomisches: der weinende Herkules, und ein hochkomisches: die Wappentiere von England, Holland und Oesterreich, welche aus Furcht vor dem herannahenden Helden übereinanderpurzeln. Das nannte man damals Darstellung des Schmerzes! Schon früher hatte Germain Pilon († 1590) Ähnliches geleistet. In der Cölestinerkirche zu Paris befand sich von ihm eine Art Grabmal (jetzt im Louvre): drei Grazien mit prahlendem Kopfpuz tragen oder vielmehr balancieren auf diesem Aufbau eine Urne mit dem (wirklichen) Herzen Heinrich II. Außerdem fertigte er ein Grabdenkmal für die Frau des Kanzlers René, worauf dieselbe in vornehm nachlässiger Haltung daliegt, in

einem Gebetbuche lesend und das übliche Schoßhündchen zur Seite. Die nackte Gestalt bis zum Gerippe abgemagert, das lange Haar durcheinander gewirrt, und doch wird dieses Ungeheuer noch ein wenig vom Leichentuch bedeckt, um — einen graziösen Faltenwurf anzubringen. Derselbe Künstler hat diese ihm anbefohlenen Sünden wieder gut gemacht durch eine Be-  
 weinung Christi, worin er bei klarer Gruppierung maßvoll einen seelischen Schmerz entwickelt.

Überhaupt sind in der französischen Plastik Dinge vorgekommen, welche andermwärts unmöglich waren. So enthält die berühmte Kathedrale von Amiens in ihren Chorschranken umfangreiche Bildwerke aus dem Jahre 1531. Da sehen wir auch ein Festmahl, bei welchem die Herodias das Haupt Johannis des Täufers durch ihre Tochter verlangt; darauf folgt die Enthauptung selbst, sodann eine Tafelszene, bei welcher der abgeschlagene Kopf des Propheten präsentiert wird. Herodias sticht demselben die Augen aus, ihre Tochter fällt darüber in Ohnmacht, wird aber von einem galanten jungen Franzosen aufgefangen, während ein dienstthuender Page mit seiner Bratenschüssel vor Schreck davonläuft. Pierre Legros (1656—1709) brachte am Altar des h. Ignatius folgende Allegorie an: die nonnenhafte Religion hält in der Linken ein Kreuz und ein Buch, in der Rechten einen Bliß; mit diesem schmettert sie die Kezerei in den Abgrund, d. h. einen zwischen Schlangen und den Schriften der Reformatoren am Boden sich windenden Mann, und ein häßliches altes Weib, welches sich die Haare ausrauft. In Santa Maria della Vittoria zu Rom findet sich die heilige Theresia von der Hand des Bernini: die Heilige streckt sich in krampfhafter Ohnmacht auf einer marmornen Wolke, während ein Engel (Amor?) beschäftigt ist, ihr den Pfeil der Liebe in das Herz zu senden.

Gegenüber diesen Entartungen sind nur wenige bessere Werke zu verzeichnen, Jean Juste hat um 1530 ein imposantes Grabmal Ludwig XII. und seiner Gemahlin Anna von Bretagne für die Kirche von St. Denis ausgeführt in eleganter Renaissance. Unten auf der Bahre liegen die Leichen der Gestorbenen in erschreckender Naturwahrheit des Todes, während oben auf der Plattform dieselben als noch lebend und im Gebet kniend dargestellt sind. Immerhin haben die Köpfe etwas mächtig Ergreifendes. Derselbe Meister hat auch um 1520 zwei Porträtstatuen im stillen Todeschlaf gebildet, welche sich mehr der Idealschönheit nähern. Jean Goujon führte von 1541—44 die Skulpturen für den Bettner in St. Germain l'Auxerrois aus, von denen wir noch eine Grablegung besitzen. Die Komposition ist einfach, die Behandlung fein, der Schmerz selbst im leidenschaftlichsten Ausdruck noch würdevoll. Um 1530 schuf der Lothringer Richier für die Kirche von St. Mihiel (Dep. Meuse) eine aus dreizehn lebensgroßen Figuren bestehende Steingruppe der Grablegung Christi als eins der besseren Werke französischer Kunst. Sehr edel gehalten sind endlich auch die Reliefs von den Chorschranken der Kathedrale zu Chartres von L. Boudin aus dem Jahre 1611. Sie enthalten eine Pietà, eine Kreuzesaufrichtung, die Dornenkrönung, die Geißelung und das Gebet am Ölberg, in welcher letzteren Scene der sinkende Erlöser durch zwei raphaelisch schöne Engel unterstützt wird. Diese Leistung war in jener Periode nur durch den Anschluß an mittelalterliche Vorbilder möglich.

---

Eine Spezialität, welche hart an der Grenze des Erlaubten steht, muß hier noch als die edelste Darstellung des Schmerzes im 17. Jahrh. genannt werden. A. Schlüter (1622—1714) brachte im Hofe des Berliner Zeughauses die Masken sterbender

Krieger an. Es sind dies etwa zwanzig kolossale Köpfe, welche in die großen Rundbogen des Erdgeschosses als Schlußsteine eingelassen sind; sie zeigen viele Abstufungen im Alter und in der Art des Schmerzes selbst, aber in allen ist das Grauenhafte des Todes geädelt durch den Hauch einer vergeistigten Schwermut. Besonders gelungen ist die Behandlung der Haare; indem bis in sie hinein das Ringen des Todeskampfes fühlbar wird, bilden sie zugleich die verbindenden Mittelglieder zwischen den erstarrenden Zügen des Antlitzes und den kalten umgebenden Steinen. Von demselben Meister sind noch die vier gefesselten Sklaven hervorzuheben, welche am Unterbau des Reiterstandbildes des großen Kurfürsten in Berlin als Sinnbilder der unterworfenen Provinzen schmerzvoll zu ihrem Besieger empor schauen.

Auch A. Chaudet (1763—1810) hat für das Pantheon in Paris das Flachrelief eines sterbenden Kriegers im Sinne der Antike gearbeitet. Auf Kriegerdenkmälern des letzten Jahrzehnts sind Kämpfer so häufig zu finden, daß eine Aufzählung im einzelnen gar nicht möglich ist.

Hiermit verwandt ist wohl die edle Behandlung des Hauptes des Goliath an dem David des Andrea Sansovino (1460 bis 1519) in einer Nische der Casa Santa zu Voreto, sowie des Hauptes Johannis des Täuflers auf einem Relief von Veit Stoß am Johannisaltar zu Krakau.

Am liebsten aber setzten in der Spätrenaissance und Barockzeit die Bildhauer ihre Kraft an mythologische Scenen, worin sich leidenschaftliche Erregung mit Sinnentzückung verbinden ließ. Da brachte Benvenuto Cellini (1500—1572) das Erzbild eines Perseus zustande (1553), welcher seinen Rumpf auf den blutigen Rumpf der Medusa setzt und das Haupt derselben mit der Linken triumphierend emporhebt (Loggia dei



Lanzi in Florenz). Dieser Perseus hat einen feingebildeten Körper und elegante Haltung, welche wahrscheinlich für den graffen Naturalismus dieser Abschlachtungs-scene entschädigen sollen. Eine ähnliche Geschmacklosigkeit war es, wenn Bernini eine Münze fertigte, deren eine Seite den dornengekrönten Christus, deren andere den Papst und Kaiser enthielt. Auch Canova hat den Perseus mit dem Haupte der Medusa dargestellt, doch mit Hingeweglassung der Tötung selbst. Die Marmorgruppe „Raub der Sabinerinnen“, von Giovanni da Bologna (1524—1608) im Jahre 1583 für die Loggia dei Lanzi in Florenz gearbeitet, bewahrt trotz der Bravour der Behandlung eine gewisse Würde und charakterisiert den Schmerz der geraubten Gruppe wie ihres zu Boden geworfenen Vaters vollkommen naturwahr. Entführungs-scenen waren damals ein beliebter Artikel. Bernini aber weiß in seinem berühmten „Raub der Proserpina“ (Villa Ludovisi in Rom) aus seinem Pluto nichts weiter zu machen als einen ungehlachten Athleten, welcher eine lüftern sich sträubende Kokette wie einen Federball davonträgt.

Ansprechender hat François Girardon (1628—1715) dieselbe Scene für den Garten von Versailles wiederholt. Hier stürmt der Räuber mit seiner Beute über die Mutter hinweg, und der Schmerz der beiden Frauen erscheint als natürlich. Das Beste aber in dieser Art hat Pio Fedi (geb. 1815) geleistet in seiner Gruppe „Raub der Polyxena“ (1866, Loggia dei Lanzi). Die Jungfrau wird durch Pyrrhos geraubt, welcher die vom Schmerz Betäubte mit dem linken Arm umfaßt und auf dem linken Oberschenkel trägt, während er mit der Rechten das Schwert zückt gegen die Mutter Hekuba, welche in unfähiger Angst zusammengebrochen, doch halb tastend, halb flehend die Arme zu ihm und nach dem geliebten Kinde emporstreckt. Zugleich ist Pyrrhos im Begriff, über den Leichnam des an



Boden liegenden Polites, des Bruders der Polyxena, hinweg zu schreiten. Obwohl natürlich auch diese Gruppe mehr den Sturm der Leidenschaft als die erhabene Ruhe echten Schmerzes ausdrückt, ist sie doch bei weitem die edelste Behandlung dieses dankbaren Stoffes.

Auch der württembergische Bildhauer L. von Hofer (geb. 1801) hat für Ludwigsburg die Marmorgruppe „Raub der Proserpina“ gearbeitet.

### Die Neuzeit.

Mit dem Erwachen eines reineren Kunstgeschmacks wuchs auch die Fähigkeit wieder zur Behandlung von Leidens- und Kampfszenen. So hat Thorwaldsen (1770—1844) für die Frauenkirche zu Kopenhagen ein Flachrelief in Gips geschaffen, welches man als Seitenstück zu seinem weltberühmten Alexanderzuge bezeichnen darf. In der Rotunde über dem Altar befindet sich in einer Ausdehnung von 6 Fuß Höhe und 72 Fuß Länge die meisterhafte plastische Schilderung des Ganges Christi vom Rathause des Pilatus nach Golgatha. Ferner hat Schwanthaler (1802—1848) einen 266 Fuß langen Fries für den Saalbau in München entworfen, worin er die Kreuzzüge, und einen solchen für das nördliche Giebelfeld der Walhalla, worin er die Hermannsschlacht in trefflicher Komposition schildert. H. Freund (1799—1840) in Kopenhagen hat für die Christiansburg daselbst den Weltuntergang nach der Edda dargestellt, und den zum theil verzweifelnden, zum theil resignierenden Schmerz der Götter majestätisch ausgedrückt. F. H. Schievelbein (1817 bis 1867) hat im griechischen Hof des neuen Museums zu Berlin einen langen Fries angebracht, worin er die Zerstörung von Pompeji in tieffesselnder hochpoetischer Weise erzählt. Eine der schönsten Partien daraus ist folgende. Im Heiligtum der Isis steht das Bild der Göttin noch auf seinem Postament,

während schon von beiden Seiten Fliehende mit dem Ausdruck des Entsetzens herbeistürzen. Eine schöne Frau wirft sich wehklagend über einen Greis hin, welcher unter einem zerbrochenen Säulenstamm erschlagen liegt; eine andere weibliche Figur fleht um die Errettung eines Jünglings, aber die heranstürmenden Sklaven schleppen nur kostbare Gefäße und Geräte fort. W. Engelhard (geb. 1813) hat für die Marienburg bei Nordstemmen in Hannover einen 33 m langen und 0,90 m hohen Marmor-Fries entworfen, dessen 18 Darstellungen auch Kampfszenen nach der Edda enthalten. K. Schweinik (geb. 1847) hat an der Weichselbrücke zu Thorn den Kampf des deutschen Ordens gegen die heidnischen Preußen als Relief dargestellt; Fr. Reuber (geb. 1837) einen langen Fries aus den „Nibelungen“ von Wilh. Jordan u.

Der Schmerz ist von der neueren Plastik ferner in einzelnen trefflichen Gruppen geschildert worden. So hat F. A. Wittig (geb. 1826) die Gruppe „Sagar und Ismael“ erst in Gips (1854, Leipziger Museum), dann in Marmor (Nationalgalerie zu Berlin) dargestellt. Die Mutter hält den vereschmachteten, bereits ohnmächtigen Knaben zwischen ihren Knien und blickt mit unsäglichem Schmerz, halb vorwurfsvoll, halb bittend zum Himmel empor. Zwar stöhnt auch sie mit geöffnetem Munde wie Laokoon; aber dieser physisch-psychische Schmerz wird überboten durch das reinste psychische Weh, welches in den seelenvollen Augen und dem schönen Antlitz sich malt. Ein sehr feiner Takt bekundet sich darin, daß der Künstler den zusammengebrochenen Knaben nicht realistisch entstellte, sondern ihm die milden, weichen Züge eines schlummernden Kranken verlieh. Auch der englische Bildhauer William Theed (geb. 1804) hat denselben Stoff in Marmor behandelt. H. Heidel hat eine herrliche Gruppe geschaffen: der blinde Ödipus, geführt

von seiner Tochter. Hier sind die Resignation des Greises und die liebevolle Wehmut der Tochter trefflich gelungen. Im „Sterbenden Adonis“ von Lippelt (Hamburger Kunsthalle) ist der Ausdruck des verscheidenden Jünglings wunderbar ergreifend; der Schmerz der Venus dagegen, welche den Sinkenden umfaßt, hält sich wohl allzusehr in den Grenzen der strengen, reinen Schönheit.

Die bedeutendste Darstellung des männlichen und geistigen Schmerzes ist aus der Neuzeit die Prometheusgruppe (Nationalgalerie in Berlin) von Ed. Müller aus Koburg (geb. 1828). Der Künstler hat sie 1874—79 aus einem einzigen larrarischen Marmorbloß erster Klasse gehauen; der Aufbau der Gruppe, der Rhythmus der Formen und das Naturgefühl der Behandlung sind unübertrefflich. Der Mythos vom Prometheus ist ja einer der erhabensten tragischen Stoffe aller Zeiten; die hier vom Künstler behandelte Scene würde in den verloren gegangenen „Befreiten Prometheus“ hineingehören, denn nur aus diesem dritten Teile der Trilogie ist die dem Prometheus verliehene Haltung zu erklären. Der einst so trozige und wilde Titan ist stiller geworden, geneigt sich mit Zeus zu versöhnen; sein Schmerz ist ein geläuterter. Der an einen Felsen geschmiedete herrliche Held blickt mit dem wahrhaft geistigen Schmerz des gereiften Mannes empor zu seinem Beiniger, welcher den Adler soeben niedergehendet hat, damit dieser von neuem die Leber des Gefesselten zerflesche; den auf den Schultern sitzenden Adler sucht eine Okeanide mit tiefem Weh abzuwehren von dem duldbenden Schlachtopfer, während eine jüngere Okeanide ohnmächtig niedergesunken ist, nachdem sie vergeblich versucht hat, an der Fußfessel des Titanen zu rütteln. Sehr feinsinnig hat der Künstler den Moment gewählt, wo der Adler sich zwar auf den Gefesselten niedergelassen, aber noch nicht seine Henkerarbeit begonnen hat. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, daß die Züge des

Titanen noch nicht irgendwie krampfhaft entsetzt von leiblichen Schmerzen zu sein brauchen; nicht verbissener Ingrim, sondern wirklicher Schmerz, das Weh einer groß angelegten Natur spiegelt sich in dem Antlitz. So macht Prometheus den Eindruck nicht eines Frevlers, sondern eines Märtyrers; obendrein hebt die Lichtnatur des Marmors den Schmerz der drei Gestalten in eine ideale Sphäre.

Ähnliche Stoffe haben auch Franzosen behandelt, nur lange nicht mit dem Erfolg wie Ed. Müller. So hat François Truphème (geb. 1820) gearbeitet: Angelika, an den Felsen geschmiedet (1855, Museum in Grenoble); Alex. Tondeur (geb. 1829 in Berlin) „Die verwundete Venus wird von Iris gen Himmel getragen“. Schon Bosio (1769—1845) hatte mit glücklichem Griff eine edle Gruppe geschaffen: Ludwig XVI. wird vor seinem Ende durch einen Engel getröstet (Chapelle expiatoire zu Paris).

Gruppen, welche minder bedeutende Stoffe darstellen, sind folgende: Emil Wolff (1802—79) schuf eine zum Morde des Holofernes sich rüstende Judith (Nationalgalerie in Berlin); diese ist doch noch so weit Weib, daß sie Schmerz empfindet über das, was sie hinter sich und was sie vor sich hat. Reinhold Begas (geb. 1831) hält in seiner Gruppe „Amor tröstet die verlassene Psyche“ sich noch fern von seinem späteren, allzu absichtlich herausgekehrten Naturalismus; wohl aber huldigt er demselben in seinem „Raub der Sabinerinnen“. Man kann vielleicht auch einige Gruppen von der Schloßbrücke zu Berlin hierher rechnen; jedenfalls aber die Bronzegruppe des Löwentöters von Albert Wolff (geb. 1814) auf der Treppentwange des alten Museums in Berlin, sowie die Amazonengruppe von A. Riß (1802—1865) ebendasselbst. Letzterer hat auch den heil. Michael und den heil. Georg im Kampf mit dem Drachen (Schloß zu Berlin) dargestellt.

Von Einzelfiguren sind zu nennen: der berühmte sterbende Löwe in Luzern von Thormaldsen, die sterbende Löwin von Wilh. Wolff, der sterbende Hirsch von Louis Vidal. Weiter: die Klage der Ceres (1818 für das Grabmal des Prinzen von Oldenburg ausgeführt), das um ihren toten Vogel trauernde Mädchen, und die tragische Muse, welche sich auf die Muse der Geschichte stützt (Privatbesitz in Holland), sämtlich von Dannecker. Zum Lutherdenkmal Rietschels in Worms gehört die trauernde Magdeburg von ergreifender Tiefe des Ausdrucks, Ernst von Bandel hat eine in Ketten geschlagene Thusunelda geschaffen, Enrico Pazzi eine geknechtete Venedig, Vincenzo Vela eine trauernde Italien, Maindron eine Resignation Frankreichs. Sehr wertvoll ist insbesondere die Marmorstatue der Königin Luise von Erdmann Ende (geb. 1843) im Tiergarten zu Berlin. Wir sehen da die edle Fürstin als die vom Unglück ihres Landes zwar gebeugte, aber nicht gebrochene Dulderin dargestellt; die tiefe Trauer in den Zügen bekundet wohl fromme Ergebung, aber nicht fassungslose Verzichtleistung.

Geradezu auffallend ist das Bestreben der modernen Plastik, den Schmerz und dessen verwandte Empfindungen durch Einzelgestalten zu symbolisieren. Hat doch Erneste Christophe (geb. 1827) den Schmerz selbst als Gipsstatue, Xavier Corporandi (geb. 1812) die Melancholie, Jules Michel Caillé (geb. 1836) die Elegie, Graffius Dom Palmer (geb. 1817) den Gewissensbiß, Jean Soitour (geb. 1824) den Genius des Kampfes u. dargestellt.

Das gefährliche Gebiet der Sterbeszenen ist sehr oft betreten worden. So hat Henri Chapu (geb. 1833) die sterbende Nymphe Rhytia, Dupré eine sterbende Sappho, Pradier (1792—1852) eine Sappho in Verzweiflung, Vela (geb. 1822) den sterbenden Napoleon, Antokolski (geb. 1842) einen sitzend sterben-

den Sokrates voll von widerwärtigem Naturalismus, Edmonia Lewis (geb. 1843) eine sterbende Kleopatra dargestellt. Mit glücklichem Griff hat die moderne Plastik auch Schmerzensscenen erwählt, an welche man früher wenig oder gar nicht gedacht hat. So schuf K. A. Bergmeier (geb. 1856) eine überlebensgroße Gruppe „Schmerz des Orpheus über den Tod der Eurydike“, A. Wittig (geb. 1826) die Bronzegruppe „Siegfrieds Abschied von Kriemhild“, J. Kopf (geb. 1827) „Ein verwundeter Krieger verteidigt sterbend seine Fahne“, Fraccaroli (geb. 1805) einen verwundeten Achill, Chambord einen von den Furien verfolgten Orestes, Fraikin (geb. 1819) „Psyche beweint den Amor“, K. Knoll (geb. 1829) „Die heil. Elisabeth mit ihren Kindern aus der Wartburg verstoßen“, Wilh. Kösch „Des Sängers Fluch“ (nach Uhland), Lombardi die Flucht aus Pompeji, Sußmann-Hellborn (geb. 1828) die verlassene Psyche, Christophe den auf Lemnos verlassenen Philoktet, Bissen den verwundeten Philoktet, zc.

Daneben kommen freilich auch Sonderbarkeiten vor. Dahin gehören: Der Dämon des Dampfes von Fr. Reusch (geb. 1843), Ein Mädchen, welches vor einer Eidechse erschrickt, von Mich. Wagnmüller (geb. 1839), Das Verbrechen des Krieges von Chatrouffe (geb. 1830), Eine Egyptianerin, welche voll Entsetzen ihr Kind vor dem Biß einer Schlange schützt, von G. Doré, Ein tödlich verwundeter Husar, welcher seiner Trompete den letzten Klang entlockt, von Birch, Der Kampf der Leidenschaften im Menschen (auf einer Vase), von Tassara (geb. 1841) zc.

Die Stoffwelt der Plastik ist in unserem Jahrhundert eine gemischtere und viel umfassendere für die Künstler geworden, als sie ehemals war. Trotz einzelner Mißgriffe und Übertreibungen, besonders unter romanischen und slavischen Völkern, geht doch im ganzen ein großer Zug durch das Leben der



modernen Plastik. Das Streben nach individueller Freiheit, welches unserer Zeit eigen ist, erscheint auch darin, daß jeder Bildhauer ganz aus eigener Kraft den Stoff wählen und ausführen möchte, während im Altertum gewisse Typen förmlich durch eine geschlossene Kette von Künstlern bearbeitet wurden.

Eine wahrhaft klassische Behandlung des Schmerzes und zugleich der tröstenden Hoffnung findet sich in den Grabmälern der Neuzeit. Ist doch eine herrlichere Verklärung des Todes-schlummers nicht denkbar als in den Sarkophagen der Königin Luise und Friedrich Wilhelm III. im Mausoleum zu Charlottenburg. Chr. D. Rauch (1777—1857) vollendete schon 1813 die Figur der Königin und offenbart darin noch seine vollste Manneskraft; die des Königs arbeitete er erst 1846. Beide Gestalten liegen ausgestreckt auf marmornen Sarkophagen, welche in einer von Schinkel gebauten tempelartigen Rotunde nebeneinander stehen. Die von oben durch ultramarinblaue Scheiben fallende Beleuchtung übergießt den ganzen Raum mit einem magischen Licht. Man weiß nicht, ob man mehr den Frieden des Glaubens in den Zügen der Königin oder die schleierähnliche Gewandung der Toten bewundern soll. Die Königin liegt da, als schlummere sie wie ein seliger Engel, der König wie ein edler Mensch; erstere scheint dem Ruße des Auferstehungsmorgens entgegenzuträumen, letzterer ist mehr der gekrönte Tote auf dem Paradebett. — Rauchs Grabmal der Königin Luise ist übrigens noch schöner für Potsdam wiederholt worden; sehr wertvoll ist auch das der Königin von Hannover, der Schwester der Königin Luise, von demselben Meister.

Hierher gehören außerdem noch die archaische Statue der Hoffnung von Thormaldsen im Schlosse Tegel bei Berlin, sowie dessen Reliefs in der Bethmann'schen Grufkapelle auf dem neuen Friedhof zu Frankfurt a. M. Unter Thormaldsens



Grabmälern ragen hervor das des Papstes Pius VII. in der Peterskirche zu Rom: in seelenvoller Hoheit thront der Nachfolger Petri zwischen den Gestalten der himmlischen Weisheit und göttlichen Stärke; sodann das des Herzogs von Leuchtenberg in der Michaeliskirche zu München: der in die Grabespforte eintretende Fürst reicht der Muse der Geschichte den Kranz. Eine trauernde Muse und ein Blumen streuender Engel von Robert Cauer (geb. 1831), erstere auf einem Grabe des Friedhofes zu Mainz; der großartige Campo santo von Genua; das Grabmal für den Komponisten Donizetti, von Vincenza Bela; ein an W. Kaulbachs „Zu Gott“ erinnerndes Grabmal der Herzogin von Leicesters in der Kirche zu Longford, von John Gibson (1790—1866); eine Gruppe mit dem Todesengel auf dem Friedhofe in Boston, von Thomas Ball (geb. 1819); ein Auferstehungsengel für das Familiengrab des Grafen von Pourtales, von Bernh. Afinger (geb. 1813); der eine junge Frau tröstende Engel in Kassel, von G. Kaupert (geb. 1819); der ein Kind zum Himmel tragende Engel in München, von J. Halbig (1814—82); außerdem zahllose Auferstehungsengel, Statuen des Glaubens und der Hoffnung etc.

Auch Darstellungen aus dem religiösen und kirchlichen Gebiet sind nicht so selten, als man denken sollte. So hat Matthias Kessels (1784—1836) eine treffliche kolossale Scene aus der Sündflut; Achtermann eine Kreuzabnahme (1858) für den Dom zu Münster; J. Halbig (geb. 1814) einen bronzenen und einen marmornen Christus am Kreuz für Münchener Friedhöfe, eine kolossale Passionsgruppe (1875) für Oberammergau vollendet; J. Knabl (1819—1881) eine marmorne Kreuzigung mit Maria und Johannes für die Außenseite der Kirche in Haidhausen; R. Cauer einen Ecce homo nach dem Verschneiden; A. Wittig die Grablegung Christi (Relief) für

die Kirche zu Dönhofsstadt in Ostpreußen; G. Jules Thomas (geb. 1821) einen bronzenen Christus am Kreuz; K. Kopp (geb. 1825) einen Gefreuzigten für die Frauenkirche zu Eßlingen; K. E. Sjöstrand (geb. 1828) eine kolossale Christusstatue für die Dreifaltigkeitskirche zu Upsala; J. F. Schönlaub die Leidensstationen in Gruppen unter den Fenstern der Auliche in München dargestellt. J. Riedmiller (geb. 1815) hat einen Gefreuzigten für die Kirche in Waldstetten (Württemberg); E. Montagny (geb. 1816) einen Gefreuzigten für die Kirche St. Germain des Prés in Paris; Jean Marcellin (geb. 1822) eine Dornenkrönung Christi; E. H. Maindron (geb. 1801) einen Gefreuzigten; L. Müsch (geb. 1846) einen kreuztragenden Christus; G. Dupré einen auferstandenen Christus; J. Jerichau desgleichen geschaffen, 2c.

Ein sehr beliebtes Thema ist die Geschichte von Abel und Kain, wozu sich die modernen Bildhauer weniger durch die Bibel als durch die Dichtungen von Byron und Viktor Hugo anregen ließen. So hat J. A. J. Falguière (geb. 1831) einen „Kain, welcher seinen toten Bruder fortträgt“; F. Jouffroy (geb. 1806) eine Verfluchung des Kain; J. Miglioretti einen sterbenden Abel (1855); G. Dupré einen toten Abel; J. Geefs (1808—60) einen toten Abel; A. Cter (geb. 1808) eine große Gruppe: Kain und sein Geschlecht von Gott verflucht, dargestellt. Weiter gehören hierher: „Adam und Eva nach dem Sündenfall“ von J. A. Jerichau (geb. 1816); „Eva nach dem Sündenfall“ von Delaplanche (geb. 1836); „Eva in Betrachtung des Todes“ von E. Stephens; „Der bethlehemitische Kindermord“ von J. Fraccaroli (geb. 1805); „Der barmherzige Samariter“ von J. Ward (geb. 1830), desgl. von R. Kundmann (geb. 1838); „David besänftigt Saul“ von N. V. Vilain (geb. 1813); das Relief „Die Söhne Jakobs bringen dem Vater

den blutigen Rock des Joseph“ von A. Rùppers (geb. 1842); „Eine Krankenheilung durch Christus“ von Pio Fedi (geb. 1815); „Der verlorene Sohn“ von G. B. Dubray (geb. 1818); „Christus und die Mùhseligen“, Relief am Dome zu Konstanz, von H. Baur (geb. 1829); „Die Kolossalstatue des Glaubens in Notre Dame de Lorette von D. Fohatier (1793—1863); „Der gefallene Engel“ von J. Geefs (im Museum zu Brüssel).

Eine der hervorragendsten Leistungen aber auf dem Gebiete der religiösen Plastik ist das Hochrelief „Die Grablegung Christi“ von Herm. Schubert aus Dessau. Dasselbe befindet sich an der Nordwand des Altarraumes der Petrikirche zu Hamburg, und enthält bei einer Höhe von 8 Fuß und einer Länge von 12 Fuß überlebensgroße Gestalten. Bei durchaus plastischer Behandlung seines Stoffes hat Schubert vollkommen selbständig gearbeitet, bei aller Naturwahrheit doch den düstigsten Hauch von Idealität über sein Werk ausgegossen, die harmonisch abgeschlossene Gruppe mit ebenso tiefer als maßvoller Empfindung beseelt.

Innerhalb der Einheit der Komposition lassen sich drei Gruppen unterscheiden: Christus und Maria, Maria Magdalena und Johannes, Joseph von Arimathia und dessen Frau. Unter diesen dreien steht wiederum die Hauptgruppe „Christus und Maria“ durchaus im Mittelpunkt des Ganzen. Ebenso stehen die drei männlichen und die drei weiblichen Gestalten in schönem Gleichgewicht. Der Grad des inneren Verhältnisses, in welchem die einzelnen Personen zu Christus stehen, wird sehr fein angedeutet durch die äußere Stellung, welche sie zu demselben einnehmen. Dem Haupt und dem Herzen zunächst stehend ist die Maria gedacht, oben am Ende des Hauptes stehen Johannes und Maria Magdalena, unten an den Füßen des Heilandes befinden sich Joseph von Arimathia und dessen Weib. Die Züge der sechs Gestalten tragen nicht ein ideal-jüdisches, sondern ein

ideal-menschliches Gepräge; dabei ist die leibliche Schönheit ein Abglanz der gläubigen Seele. Der Schmerz der Teilnehmenden ist mannigfach abgestuft, aber durchaus innerhalb der Grenzen des eigentlichen Schönheitsideals gehalten. Mögen auch diese Personen ihr Teuerstes hier zur letzten Ruhe bringen: ihr Glaube hat doch bereits dem tiefem Weh den Stachel genommen. Allerdings spielt um die Lippen des bartlosen Johannes noch eine gewisse Bitterkeit, und noch lagert auf der Stirn des Joseph von Arimathia ein leiser Groll; aber man fühlt, daß diese letzten Spuren der Herbigkeit alsbald weichen werden einem stillen Frieden.

Besonders künstlerisch gelungen ist der Leichnam Christi. Wohl ist das Haupt zurückgesunken, aber nicht allzusehr; der rechte Arm hängt herab, aber nicht in Totenstarre und Schläffheit; die Seitenwunde und die Nägelmale sowie überhaupt alle anatomischen Merkmale des eingetretenen Todes sind direkt erkennbar, aber doch nur leise angedeutet; die Augen sind geschlossen, der Mund ein wenig geöffnet, die Locken des Haupt- und Barthaares nicht durch Schweiß und Blut entstellt: der Tod ist als ein wirklich eingetretener und doch als Übergang zur Auferstehung dargestellt.

Der Fluß der Gewandung ist ebenso edel wie reich; durch die Art, wie Maria und die Frau des Joseph von Arimathia die Kopfhülle tragen, werden sie charakterisiert als ältere Frauen; und doch — obwohl das Antlitz der Maria bis zur denkbarsten Möglichkeit von der Gewandung eingerahmt wird, ist in dieses edle Angesicht ein unvergeßlich größerer Seelenadel zusammengedrängt, als in die mehr gewöhnlichen Züge einer Frau, welche zwar eine Thräne aus dem linken Auge wischt, aber keine Ahnung hat von dem Schwert, welches durch die Seele gerade dieser Mutter gegangen ist. Dieser tiefe geistige Gehalt innerhalb eines so engen Raumes, dieser hoheitsvolle

Schmerz ist vielleicht das Röstlichste an dem ganzen Werk. Die Mutter wirft den letzten Blick auf den geliebten Sohn, zum letztenmale faßt sie Haupt und Hände, die Züge der Schmerzreichen durchzittert ein unsagbares Weh. Dennoch fühlt man, wie Maria als die einzige unter den drei Frauen innerlich versöhnt ist mit Gott trotz der unaussprechlichen Größe ihres Verlustes. So unterscheidet sie sich von Maria Magdalena, welche in so bezeichnender Art die Hände ringt, als wollte sie sagen: „Herr, ich stehe ratlos deinem Ratschluß gegenüber; ich kann es nicht fassen, wie du das Ungeheure zulassen konntest; aber dir gegenüber muß ich verstummen“. Johannes hat in Christo den verloren, an dessen Brust sein Haupt während des letzten Mahles geruht; Joseph von Arimathia zürnt seinen elenden Standesgenossen, deren Haß dieser Reine zum Opfer fiel: dieser Reine selbst aber ist noch in der Majestät seines Todes größer als sie alle.

Wenn nun die Summe der voranstehenden Darlegungen beweist, daß der Schmerz viel öfter von der bildenden Kunst geschildert worden ist als die Freude, so wollen wir daraus doch nicht einen Beweis für den Pessimismus, sondern vielmehr für das hehre Priesteramt der Kunst herleiten, die wirklichen Schmerzen des Lebens durch ideale Darstellung des Schmerzes tragen zu helfen. Wir blicken zurück auf eine Fülle der großartigsten Leistungen, aber überall spiegelte sich in der Behandlung dieses menschlichen Grundgefühls der Künstler und seine Zeit. Den seelisch-geistigen Schmerz soll er stets erweisen als ein Vorrecht des Menschen, als ein Läuterungsfeuer des Unreinen, als einen Liebesbeweis des Reinen. Immer aber muß bald leise anklingend, bald voll austönend, dem Werke des echten Künstlers die Gewißheit entsteigen:

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!“



4/5.

Die Provinz

Rio Grande do Sul,

Brasilien

und

die deutsche Auswanderung dahin.

Von

Dr. Wilhelm Breitenbach.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg 1885.

Sammlg. v. Vorträgen XIII.

8

Alle Rechte vorbehalten.



Den Herren

Karl von Koserik und Friedrich Hänsel

in Porto Alegre,

den

beiden deutschen Deputierten des Provinzial-Landtages  
der Provinz Rio Grande do Sul

in freundlicher Erinnerung

der Verfasser.





## Vorwort.

---

Die nachfolgenden Zeilen sollen eine allgemeine Beurteilung der Verhältnisse in der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul sein, soweit sie etwas mit der deutschen Einwanderung und Kolonisation zu thun haben. Ich habe mich lediglich auf mein eigenes, ganz selbständiges und interesseloses Urtheil beschränkt, wie ich es mir während eines mehrjährigen Aufenthaltes im Lande gebildet habe. Die Abhandlung ist gleich nach Verlassen des Landes, während meiner dreimonatlichen Segelschiffreise von Rio Grande nach England entstanden und später wiederholt in Gestalt eines Vortrags vor die Öffentlichkeit getreten: so im „Kaufmännischen Verein“ zu Unna in Westfalen, im „Gewerbe-Verein“ in Dortmund und in der „Sektion Göttingen des deutschen Kolonial-Vereins“, wenn auch z. T. in abgekürzter Form. Mögen die Kenner Rio Grande do Suls erkennen, was ich vor allem erstrebt habe: die Wahrheit in dieser so vielfach falsch dargestellten und beurtheilten Angelegenheit!

Göttingen, Ende Oktober 1884.

Der Verfasser.





## Die Provinz Rio Grande do Sul, Brasilien und die deutsche Auswanderung dahin.

Kolonial-Politik, Handelsfactorien, Erweiterung unserer überseeischen Handelsbeziehungen, Auswanderung u. dgl. sind bei uns in Deutschland seit einigen Jahren Stichwörter geworden, um welche sich die lebhaftesten Debatten in Wort und Schrift entsponnen haben. Seitdem man eingesehen hat, daß unser Vaterland vor allem darnach streben muß, sich neue, bedeutende Märkte für die Erzeugnisse seiner sich stetig vergrößernden Industrie zu verschaffen, und nachdem sich endlich auch in weiteren Kreisen die Erkenntnis Bahn gebrochen hat, daß die so massenhaft nach Nord-Amerika auswandernden Deutschen dem heimischen Markt nicht nur verloren gehen, sondern z. T. selbst seine eigenen, gefährlichsten Konkurrenten werden, seit dieser Zeit fordert man wesentlich Zweierlei: Entweder Gründung deutscher Kolonien oder Leitung des Auswandererstromes nach solchen Gegenden der Erde, in denen die Ausgewanderten nicht Konkurrenten des Mutterlandes werden, sondern Abnehmer seiner industriellen Erzeugnisse bleiben. Während über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, deutsche Kolonien zu erwerben, vor einem Jahre noch lebhaft gestritten wurde, ist jetzt diese Angelegenheit

in unerwarteter Weise in ein völlig neues Stadium getreten: Die Frage ist bejahend gelöst, wir haben deutsche Kolonien. Wieder war es unser unvergleichlicher Reichskanzler, der mit sicherem Blick den geeigneten Moment erkannt hat, als es Zeit war, das Reich in die Reihe der Kolonial-Politik treibenden Mächte eintreten zu lassen. Ein energischer deutscher Kaufmann wagte es, ein großes Territorium an der Westküste Afrikas zu erwerben, der Kanzler des neuen deutschen Reiches gewährte ihm den Schutz des Reiches und nun folgte Schlag auf Schlag zum größten Erstaunen, namentlich unserer Vettern jenseits des Kanals, eine Besitzergreifung nach der andern. Nicht die Größe oder Güte der jetzt deutschen Gebiete in Afrika verleihen dem energischen, kühnen Vorgehen der Reichsregierung den höchsten Wert; vielmehr ist es die von aller Welt angestaunte Thatsache, daß dieses Deutschland, das bei jeder früheren Teilung der Welt stets zu spät kam, jetzt auf eigene Faust, unbekümmert um England, sich einen ausgedehnten Kolonial-Besitz zu verschaffen willens ist. Daß es dazu auch die Macht hat, daß es diesen Besitz auch zu behaupten vermag, wer wollte das leugnen? Haben wir doch das unerhörte, einzig dastehende Schauspiel erlebt, daß Vertreter der alten Kolonial-Mächte, Vertreter Englands, Frankreichs, Portugals u. sich zum Kanzler der jüngsten, erst wenige Monate in ihre Reihen getretenen Kolonial-Macht begeben haben, um mit demselben über die Regelung der afrikanischen Verhältnisse sich zu besprechen! Dank, tausendfachen Dank dem Kanzler für sein mutiges Vorgehen!

Wenn leicht begreiflicher Weise infolge der Vorgänge in Afrika im deutschen Volke ein gewisser Kolonial-Enthusiasmus ausgebrochen ist, wenn viele nun glauben, unsere ganze Kolonial-Frage sei gelöst oder man habe doch den unfehlbaren Weg

zur Lösung derselben gefunden, so sind das freilich Übertreibungen, die wir indessen nicht so streng beurteilen wollen. Die Gedanken werden sich bald wieder klären und man wird einsehen, daß die zweite der oben genannten Forderungen, die Leitung der Auswanderung nach passenden Ländern außerhalb der Vereinigten Staaten, an Wichtigkeit die Frage der Erwerbung fremder Gebietsteile in überseeischen Ländern bedeutend übertrifft. Sie ist augenblicklich durch die afrikanischen Angelegenheiten nur etwas in den Hintergrund getreten. Die große Auswanderung aus Deutschland ist eine Thatsache von höchster Bedeutung; aus der Welt zu schaffen ist die Auswanderung nicht, es kommt also darauf an, die Bewegung so zu lenken, daß die Ausgewanderten unserm Vaterland wirtschaftlich nicht verloren gehen wie in Nord-Amerika oder gar unsere Konkurrenten werden, sondern daß sie uns als Käufer unserer Industrieprodukte erhalten bleiben. Nach welcher Gegend der Erde die Auswanderung zu dirigieren sei, damit diese Bedingung erfüllt werde, darüber sind die Meinungen erklärlicherweise sehr verschieden.

Schriftsteller und Reisende haben nicht selten dasjenige Land als das für deutsche Auswanderung beste und empfehlenswerteste gepriesen, welches sie näher kennen gelernt hatten; andere haben diese günstige Meinung bestritten und andere Länder in Vorschlag gebracht, kurz der Kampf wogt in dieser Hinsicht noch hin und her und wird auch sobald sein Ende nicht erreichen. Nur das kann schon als bedeutender Gewinn betrachtet werden, daß die Vereinigten Staaten zu diesen Ländern nicht gezählt werden. Unter allen andern Gegenden der Erde aber, nach denen man einen mächtigen Auswandererstrom dirigieren möchte, steht der gewaltige Länderkomplex oben an, der aus folgenden einzelnen Teilen sich zusammensetzt: Argentinien,



Paraguay, Uruguay, Süd-Brasilien. Von allen diesen Theilen soll uns hier nur die süd-brasilianische Provinz Rio Grande do Sul beschäftigen. Die Agitation für dieselbe ist keineswegs neu; vielmehr haben schon seit langen Jahren verschiedene Männer für sie in Wort und Schrift manche Lanze gebrochen. Vor allen andern sind hier zu nennen Dr. Henry Lange, der berühmte Geograph, und Karl von Koseritz in Porto Alegre, der Hauptstadt von Rio Grande do Sul. Die Bestrebungen dieser und anderer gleichgesinnter Männer sind aber nur in verhältnismäßig kleinen Kreisen bekannt geworden, die zudem wenig oder gar nicht direkt an der Auswanderungsfrage beteiligt waren, jedenfalls nicht selbst auswanderten, in Folge dessen haben denn auch die Bemühungen kaum ein nennenswertes Resultat gehabt. Erst nachdem vor wenigen Jahren der „Central-Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande“ zu Berlin, an seiner Spitze der intelligente und äußerst thatkräftige Dr. R. Jannasch, diese Angelegenheit zur seinigen gemacht hatte, erst da gelang es, das Publikum in größerer Ausdehnung auf jene Provinz und ihre Bedeutung für deutsche Auswanderung und für deutschen Handel aufmerksam zu machen. Den Bestrebungen des „Central-Vereins für Handelsgeographie u.“ ist es auch wohl zum größten Teil zuzuschreiben, daß in den letzten vier Jahren die Provinz Rio Grande von mehreren deutschen Reisenden besucht worden ist, deren ich hier kurz Erwähnung thun muß.

Ende 1880 bereifte Herr Amand Goegg, der auch in weiteren Kreisen bekannt sein dürfte, die Provinz im Auftrage der „Frankfurter Zeitung“, in der dann auch seine Berichte erschienen sind. Dieselben haben in den Augen der deutschen Bewohner Rio Grande do Suls wenig Wert und zwar aus folgendem Grunde. Als Herr Goegg, der in Porto Alegre

sehr gut aufgenommen wurde, abreiste, erhielt er von dem damaligen deutschfreundlichen Präsidenten der Provinz, Herrn Dr. Henrique d'Avila, eine nicht unbedeutende Geldunterstützung und Herr Goegg hielt nun später an anderen Orten Vorträge über Rio Grande do Sul, in denen er z. T. das Gegenteil von dem sagte, was in seinen Berichten sich gedruckt vorfindet. Jedenfalls also weiß man nicht, welches die wahre Meinung dieses Herrn ist.

Etwa gleichzeitig und etwas später waren noch zwei deutsche Reisende in der Provinz, die Herren Landrichter Dilthey und Major Trautmann. Ersterer, der in Verbindung mit dem „Westdeutschen Verein für Export“ zu Düsseldorf stand, hat bekanntlich seine Erfahrungen in einer kleinen Broschüre niedergelegt. Herr Major Trautmann reiste wohl in höherem Auftrage und hat daher nichts über seine Beobachtungen veröffentlicht; ich bedaure das umsomehr, als derselbe sich meiner Überzeugung nach ein ganz gesundes Urteil über die betreffenden Verhältnisse gebildet hatte. Wenigstens habe ich, als ich damals auch erst kurze Zeit in Porto Alegre war, später manches, was der Herr Major mir gegenüber äußerte, voll und ganz bestätigt gefunden.

Dann folgte im Jahre 1881 der bekannte Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“, Herr Hugo Zöller, dessen Berichte zuerst in genannter Zeitung, und sodann auch in Buchform erschienen sind. Herr Zöller hat sich auch hier als der bekannte, scharfe Beobachter gezeigt, was keineswegs ausschließt, daß er in manchen Beziehungen doch nicht das Richtige getroffen hat. Im Sommer dieses Jahres hat sich wieder ein deutscher Reisender nach Rio Grande do Sul begeben, um sich die dortigen Verhältnisse anzusehen. Es ist Herr W. Spielberg, Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, ein auch

in weiteren Kreisen bekannter Landwirt. Auf sein Urteil über Rio Grande do Sul dürfen wir mit Recht gespannt sein. Wenn wir nun schließlich noch das kleine Buch von Henry Lange über „Süd-Brasilien“ erwähnen, so haben wir damit das Wichtigste angeführt, was in den letzten Jahren zur Aufklärung über Rio Grande do Sul geschehen ist. Zu dem letztgenannten Buch bemerke ich, daß es wesentlich als geographisches Werk betrachtet werden muß, sonst aber manche Übertreibungen enthält.

Alle diese und noch viele andere Berichte und Schriften machen mehr oder weniger energisch Propaganda für Süd-Brasilien, d. h. befürworten eine große deutsche Auswanderung dahin. Verdunkelt werden aber alle diese Bestrebungen durch ein großes Unternehmen, ich meine durch die deutsch-brasilianische Ausstellung zu Porto Alegre im Jahre 1881 und die brasilianische Ausstellung zu Berlin 1882, beide ins Leben gerufen durch den „Central-Verein für Handelsgeographie“ zu Berlin, erstere mit Unterstützung der Provinzial-Regierung von Rio Grande do Sul. Die Ausstellung zu Porto Alegre kam auch, trotz vieler Anfeindungen, allerdings bei ziemlich schwacher Beteiligung von seiten deutscher Fabrikanten, zustande und verlief ganz gut bis auf den Schluß, wo bekanntlich das Ausstellungs-Gebäude von roher Hand angezündet wurde. Wir wollen hier nicht untersuchen, weshalb diese wohl einzig dastehende Ruchlosigkeit statthaben konnte und vielleicht sogar mußte. Beim Andenken an jene brasilianische Heldenthatsucht mir jetzt noch das Blut in den Adern; es war wirklich traurig für uns Deutsche, daß wir zusehen mußten, wie unter den Augen der brasilianischen Behörden, in Gegenwart brasilianischer Polizei und Soldaten, die das Gebäude vor den Angriffen des Pöbels schützen sollten, deutsches Eigentum ruchlos und mutwillig zerstört wurde. Aber noch empörender für mich war es, daß

Abkömmlinge von Deutschen sich nicht nur über diese Unthat freuten, sondern gar wohl mit an dem Brande schüren halfen. Nichts wurde zum Schutz und zur Rettung des Gebäudes gethan, alles zur Zerstörung desselben. Die Resultate freilich sind wohl nicht so bedeutend gewesen, wie man erwartete; allerdings haben einige deutsche Fabrikanten ganz gute und auch wohl dauernde Verbindungen angeknüpft, aber ein Strom von Auswanderern ist dem Unternehmen keineswegs gefolgt; und dies hatte man doch wohl gehofft und erwartet. Ob die brasilianische Ausstellung in Berlin nennenswerte Resultate erzielt hat, vermag ich nicht anzugeben.

Anstatt auf diese Ausstellungs-Angelegenheit näher einzugehen, was nicht gut möglich ist, ohne gewisse Persönlichkeiten heftig anzugreifen, sei es mir vielmehr gestattet, über die in Zeitungen und Büchern für Rio Grande do Sul unternommene, bisher noch ziemlich erfolglos gebliebene Propaganda einige kurze Randbemerkungen zu machen, die, wie ich glaube, beherzigt werden sollten. Daß jene propagandistischen Bestrebungen erfolglos geblieben sind, ist Thatfache; denn sonst müßte doch in den letzten Jahren eine Zunahme der deutschen Einwanderung in Rio Grande do Sul sich bemerkbar gemacht haben. In Wirklichkeit ist das aber keineswegs der Fall; viel eher könnte man behaupten, die Einwanderung habe gegen frühere Jahre etwas nachgelassen. Indes ist es fast unmöglich, hierüber Gewißheit zu erlangen. Wie kommt es, daß trotz der vielen gemachten Anstrengungen die Auswanderung nach Süd-Brasilien noch immer nicht recht in Zug kommen will? Diese Frage haben sich mit mir wohl schon viele vorgelegt; der Antworten darauf giebt es natürlich verschiedene, da die Erscheinung nicht nur eine einzige Ursache haben kann. Hier will ich nur auf eine Ursache aufmerksam machen, die, soviel ich weiß, noch niemals hervor-

gehoben wurde, die ich aber für wichtig genug halte, um sie denjenigen, die so eifrig für Süd-Brasilien arbeiten, recht dringend ans Herz zu legen.

Bekanntlich wird das Hauptkontingent der Auswanderer von Landleuten, Handwerkern und Arbeitern gestellt, also von sogenannten kleinen Leuten, welche, wenn sie überhaupt Zeitungen lesen, nicht über kleine Lokalblätter hinauskommen; nur verhältnismäßig wenigen dieser Leute sind auch größere Zeitungen zugänglich. Soll aber bei solchen Menschen das Interesse für irgend einen Gegenstand, in unserm Falle für irgend ein Land, geweckt werden, so dürfen die betreffenden Beschreibungen, Berichte u. nicht in den großen politischen Blättern der Hauptstädte erscheinen, welche in jenen kleinen Kreisen keinen Eingang finden, sondern vielmehr in kleinen Lokalblättern, welche auch von denjenigen Leuten, die man zur Auswanderung aufmuntern will, gelesen werden. Bücher nun gar, wie das von Hugo Zöller oder Henry Lange, die zudem noch teuer sind, werden wohl gelesen, aber meistens nur von solchen, die gar nicht daran denken, auszuwandern. So geht die ganze litterarische Propaganda fast spurlos an denjenigen Kreisen vorüber, für welche sie doch eigentlich berechnet ist. Ich habe in Porto Alegre wiederholt Ankömmlinge gefragt, wer oder was sie veranlaßt habe, gerade nach Süd-Brasilien auszuwandern, anstatt, wie die große Mehrzahl, Nord-Amerika vorzuziehen. Aus den vielerlei Antworten, welche ich auf diese Frage bekommen habe, ergab sich in der Regel, daß die allermeisten von jener systematischen Arbeit für Rio Grande do Sul, von irgend welchen Schriften über das Land, von der Existenz des „Central-Vereins für Handelsgeographie“ u. keine Ahnung hatten. Wie könnte es auch anders sein! Nur einige junge Kaufleute gaben zu, daß sie durch die Lektüre des „Export“, des Organes des

Central-Vereins zc.", oder andere Schriften auf Süd-Brasilien aufmerksam geworden seien. Die große Mehrzahl der Kolonisten folgt bei der Auswanderung nach Rio Grande do Sul jedenfalls Briefen von Freunden oder Verwandten. Will man für Auswanderung nach Rio Grande do Sul in weiteren Kreisen Propaganda machen, so suche man auch direkt auf diejenigen Volksklassen einzuwirken, aus denen sich die Auswanderer wesentlich rekrutieren. Man publiziere also Berichte zc. in verständlicher Fassung in kleinen Blättern, man schreibe diesbezügliche Aufsätze, womöglich mit Illustrationen versehen, für kleinere, aber in den mittleren Bevölkerungsschichten viel gelesene Zeitschriften, z. B. Gartenlaube, Daheim, Chronik der Zeit, Familienblatt zc., man halte Vorträge über den Gegenstand in Gewerbe-, Arbeiter- und landwirtschaftlichen Vereinen. Dagegen möchte ich mich gegen das Arbeiten mit im Lande umherreisenden Agenten aussprechen, welche die Leute direkt auffordern, welche ihnen solange die schönsten Lustschlösser vorbauen, bis sie sich zur Auswanderung entschließen. Nein, wer auswandern will, muß frei aus sich selbst heraus diesen Entschluß fassen. Schlägt man den von mir bezeichneten Weg ein, so kann man ganz gewiß eines endlichen Erfolges sicher sein. Man sei sich aber auch jederzeit der vollen moralischen Verantwortlichkeit bewußt, welche man auf sich nimmt, wenn man vielleicht tausende von Menschen dazu bewegt, die alte liebgewordene Heimat, an der sie mit zahlreichen Banden hängen, zu verlassen und in einem fernen, fremden Lande eine neue, aber doch immer unsichere Heimat sich zu gründen. Es muß daher vor allen Dingen strengstens gefordert werden, daß die Berichte und Beschreibungen, welche man veröffentlicht, genau den Thatfachen entsprechend und unparteiisch sind; sie dürfen unter keinen Umständen Schatten-seiten verdecken wollen, anderes in zu hellem Lichte erscheinen



lassen oder gar ein persönliches Interesse des Schreibers zu erkennen geben. Das alles ist aber bei manchen Berichten über Süd-Brasilien der Fall, und dies muß für den Ausgewanderten oft zu bitteren Enttäuschungen führen, die doch gerade im Interesse der Sache möglichst auszuschließen versucht werden sollte.

Wenn ich nun, dies vorausgeschickt, versuche, im folgenden meine Ansicht über den Wert oder Nichtwert der süd-brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul für deutsche Auswanderung kurz darzulegen, wie ich sie mir während meines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst gebildet habe, so werde ich mich dabei bemühen, die Verhältnisse so darzustellen, wie sie thatsächlich sind. Ich gehöre, wie ich das schon jetzt hervorheben möchte, nicht zu denjenigen, welche Rio Grande do Sul als das für deutsche Kolonisation beste und passendste Land der Erde hinstellen, aber auch nicht zu denen, welche eine Auswanderung Deutscher nach dorthin verwerfen. Meine Stellung in dieser Frage soll vielmehr eine vermittelnde, Gegensätze ausöhnende sein. Wenn ich dabei zuweilen eine Ansicht aussprechen muß, die hüben oder drüben keinen Anklang findet, so kann ich das nicht ändern; es liegt übrigens ja in der Natur der Sache. Ich bemerke noch, daß ich mich hier lediglich an die Provinz Rio Grande do Sul halte, da ich nur diese näher kenne; wer übrigens auch nur einigermaßen mit brasilianischen Verhältnissen vertraut geworden ist, der wird zugeben, daß in den andern hier etwa in Betracht kommenden Provinzen die Verhältnisse kaum besser oder schlechter sind.

Bei Beantwortung der Frage, ob Rio Grande do Sul ein Land ist, welches den Deutschen als Ziel der Auswanderung empfohlen werden kann, haben wir von einer wichtigen Thatsache auszugehen, die meines Erachtens gar nicht genug in den



Vordergrund gestellt werden kann, allein schon, weil sie uns mit einem Schlage in die ganze Sachlage hineinversetzt und eigentlich selbst die beste Antwort auf unsere Frage ist oder doch eine gute Antwort in sich schließt. Ich meine die That-sache, daß Rio Grande do Sul heute von 120—130 000 deutsch-rebenden Menschen, also Deutschen und deren Abkömmlingen, bewohnt ist. Die Zahl der Deutschen und ihrer im Lande geborenen Nachkommen wird von verschiedenen Schriftstellern nicht selten sehr verschieden angegeben, bald höher, bald niedriger. Es ist das leicht erklärlich; Volkszählungen nach europäischem System giebt es in Brasilien nicht und sind bei dem jetzigen Zustande der Verwaltung auch gar nicht durchführbar. Alle Angaben über Bevölkerung beruhen daher auf ungefähren Schätzungen, die der Natur der Sache nach sehr verschieden ausfallen müssen. Im allgemeinen dürfte die obige Zahl das Richtige treffen; auch Henry Lange giebt in seinem Buche über „Süd-Brasilien“ eine ähnliche Ziffer an.

Wie respektabel diese Zahl ist, werden wir erkennen, wenn wir uns die Größe und Gesamtbevölkerung der Provinz vergegenwärtigen. Nach Henry Lange, dem besten Kenner dieser geographischen Verhältnisse, hat die Provinz Rio Grande do Sul einen Flächeninhalt von 236 553 qkm. Die drei Königreiche Bayern, Württemberg und Sachsen sind noch nicht halb so groß wie diese einzige brasilianische Provinz. Wenn wir vom Königreich Preußen die Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Schleswig-Holstein wegnehmen, so bleibt ein Flächenraum von der Größe der Provinz Rio Grande do Sul übrig. Und wieviel Menschen wohnen auf diesem immerhin enormen Flächenraum? Vielleicht 600 000, und von diesen 600 000 sind über 100 000 Deutsche, also  $\frac{1}{6}$ — $\frac{1}{5}$  der Gesamtbevölkerung. In keinem andern Lande dürfte ein ähnliches

Verhältnis wiedertekhren. Von diesen vielen Deutschen dürften etwa  $\frac{2}{3}$  im Lande geboren sein, so daß 30—40000 übrig blieben, welche aus Deutschland eingewandert sind. Für diejenigen, welchen das Verhältnis der eingewanderten zu den im Lande geborenen Deutschen vielleicht zu niedrig vorkommen könnte, bemerke ich, daß in Süd-Brasilien die Vermehrung des deutschen Elementes durch Geburten eine ungeheuer rapide ist. Fast allen Reisenden ist der große Kindersegen der deutschen Familien aufgefallen, dem keineswegs eine entsprechende Sterblichkeit zur Seite steht, eine Thatsache, die gewiß am besten Zeugnis ablegt von dem außerordentlich günstigen Klima des Landes. Es ist sicher, daß die deutschen Familien, namentlich auf den Kolonien, durchschnittlich 8—10 oder noch mehr Kinder haben; selbst Familien mit 15 und mehr Kindern gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Nimmt man dazu dann die geringe Sterblichkeit, und berücksichtigt man ferner, daß die im Lande Geborenen sich körperlich sehr schnell entwickeln, also auch in weit früherem Alter heiraten als bei uns, so resultiert daraus eine ganz ungewohnt schnelle Vermehrung. Die jungen Männer heiraten durchschnittlich im Alter von 20—22 Jahren, die Mädchen im Alter von 16—18 Jahren. Ich kenne mehrere Herren, welche mit noch nicht ganz 40 Jahren bereits Großväter waren.

Es mögen hier einige kurze Bemerkungen über das Klima folgen, da ich weiß, welche falsche Ansichten in dieser Beziehung selbst sonst ganz unterrichteten Leuten angetroffen werden. Vor allem Dingen ist zu bemerken, daß die Provinz Rio Grande do Sul vollständig im gemäßigten Klima liegt und daß man sich sehr wohl hüten muß, das Klima mit dem der nördlichen Küste zu vergleichen, an der das gelbe Fieber jahraus jahrein seinen Opfer fordert. Rio Grande do Sul ist noch niemals

vom gelben Fieber heimgesucht worden, hat überhaupt — mit Ausnahme einer einzigen Choleraepidemie — noch niemals unter epidemischen Krankheiten zu leiden gehabt. Das Gesamtklima ist in der That derart, daß wir Deutschen es ohne irgend welche Mühen ertragen können. Freilich wird es im Januar und Februar manchmal sehr warm, bis zu 31 oder 32 Grad im Schatten, aber doch nur an einzelnen Tagen. Im Winter giebt es, namentlich im Juni und Juli, ziemlich viele Nächte mit Frost und Schnee, indessen doch nicht so häufig, daß deshalb das Bedürfnis nach Öfen sich geltend machte. In klimatischer Hinsicht ist thatsächlich auch nicht das Geringste gegen Rio Grande do Sul einzuwenden. In Henry Vanges Buch über „Süd-Brasilien“ findet der wißbegierige Leser ausführliche Tabellen und sonstige Angaben.

Wir wenden uns nun wieder unsern Landsleuten zu. Der eigentliche Stamm der deutschen Bevölkerung Rio Grande do Suls setzt sich wohl aus denjenigen Leuten zusammen, welche in den Jahren 1824—30 sich dort niederließen, eine größere Anzahl derselben sind vor nicht langer Zeit in „Koseritz' deutsche Zeitung“ in Porto Alegre namentlich aufgeführt und mit Recht ehrend „Veteranen der Arbeit“ genannt worden. Seit dieser Zeit hat eine langsame Weiter-Einwanderung stattgefunden, die bald etwas stärker wurde, bald wieder ganz nachließ, im allgemeinen aber doch ziemlich unbedeutend gewesen ist, wie aus den oben mitgetheilten Zahlen hervorgeht. Die Arbeit, welche diese ältesten Kolonisten geleistet haben, ist eine Pionier-Arbeit im schönsten Sinne des Wortes gewesen. Aus weiten, mit dichtem undurchdringlichem jungfräulichem Urwald bewachsenen Gegenden, in die noch kaum der Fuß eines weißen Mannes gedrungen war, in denen nur Jaguar und Indianer sich herumtrieben, sind in verhältnismäßig kurzer Zeit blühende Landstriche mit

wohlbebauten Feldern und mit, wenn auch einfachen und schmucklosen, so doch guten und sauberen Wohnungen entstanden, die sowohl von der Ausdauer und dem Fleiß unserer wackeren Landsleute als auch von dem wohlverdienten Erfolge ihrer mühevollen Arbeit rühmliches Zeugnis ablegen. Wo früher nur wilde Tiere hausten, da grasen jetzt friedlich stattliche Rinderherden, Scharen von Maultieren und Pferden. Wahrlich, klein ist die Arbeit dieser Pioniere der Kultur nicht gewesen, mit der Art in den jungfräulichen Riesenwald einzudringen, die gewaltigen Baumkolosse umzuhauen, fortzuschaffen, und den so mühsam eroberten Boden urbar und bewohnbar zu machen. Ehre diesen Männern, den Gründern der großen Schöpfung, die man „die deutschen Kolonisten von Rio Grande do Sul“ nennt!

Aber der Erfolg solcher Arbeit ist denn auch nicht ausgeblieben. Diese alten Kolonisten, soweit sie noch am Leben sind, oder diejenigen, die bald nach ihnen gekommen sind, erfreuen sich fast durchgängig einer schönen Wohlhabenheit. Im Besitze eines ausgedehnten Stückes Land, das zum großen Teil urbar gemacht ist, guter Gebäulichkeiten, zahlreichen Viehes, können sie ruhig und sorgenfrei in die Zukunft blicken, mit dem Bewußtsein, in der Welt etwas geleistet zu haben. Nicht wenigen von ihnen ist es gelungen, sich zu größerer Wohlhabenheit, fast zu Reichtum emporzuschwingen. Dieses Bewußtsein eines großen Besitzes an Land und Vieh und auch oft an barem Gelde giebt den Leuten nicht selten etwas von jenem natürlichen berechtigten Stolz, der bei unsern westfälischen Hofschulzen so charakteristisch ausgebildet ist. Ich konstatiere also hier die Thatfache, daß jene älteren Kolonisten in verhältnismäßig kurzer Zeit, mit nichts anfangend, sich zu relativ bedeutendem Wohlstand emporgearbeitet haben, daß sie sich ein freies Eigentum erworben haben, wie das in Deutschland gar nicht mehr denkbar ist.

Von den älteren Handwerkern, die etwa gleichzeitig mit diesen Kolonisten ins Land gekommen sind, kann man dasselbe sagen; auch sie sind durchschnittlich zu Wohlstand gelangt, manche von ihnen sind sogar ziemlich reich geworden. Allerdings haben diese das Geld nicht lediglich durch ihr Handwerk verdient; vielmehr haben sie, nachdem sie in den Besitz eines kleinen Kapitals gelangt waren, von Europa aus direkt Waren auf eigene Rechnung importiert. So kommt es, daß die meisten der jetzigen großen deutschen Importhäuser in Porto Alegre von einfachen Handwerkern sich herleiten, gewiß ein ehrenvolles Zeichen für die Tüchtigkeit jener ersten Anfänger.

Diesem alten Stamm der deutschen Bevölkerung Rio Grande do Suls ist also das Auswandern nach dorthin im allgemeinen gut bekommen, diese Leute haben es wohl niemals bereut, sich ein neues Vaterland und eine neue Heimat geschaffen zu haben. In Bezug auf das Vaterland nehmen die meisten dieser alten Kolonisten freilich eine eigentümliche Zwischen- oder Zwitterstellung ein. Spricht man mit ihnen über Deutschland und deutsche Verhältnisse, so wollen sie gewöhnlich nicht viel davon wissen, wenngleich sie sich wohl über die neuerrungene Machtstellung ihres alten Vaterlandes aufrichtig freuen. Da sie nun selbstverständlich nicht deutsche Unterthanen sind, sich aber auch nicht in den brasilianischen Staatsverband haben aufnehmen lassen, so sind sie eigentlich vaterlandslos. Vom brasilianischen Staate will der Kolonist nicht viel wissen, da derselbe seiner Meinung nach doch nur da ist, um ihm die letzten Groschen aus der Tasche zu ziehen und dafür zum allgemeinen Besten der Kolonie — nichts zu thun. Und leider haben die Leute nicht so ganz Unrecht.

Wenn wir nun bedenken, daß in der Provinz Rio Grande do Sul ein starker, sich gut entwickelnder Stamm deutscher

Kolonisten in günstigen Verhältnissen wohnt, daß wohl fast alle derselben sich ein nicht unbedeutendes Eigenthum an Grund und Boden erworben, manche sich zu großem Wohlstand, selbst Reichtum emporgearbeitet haben, so daß sie in den Stand gesetzt sind, ihren Söhnen früh zu eigener Selbständigkeit zu verhelfen, — denn sie können denselben ja leicht eine eigene Kolonie geben — so werden wir von diesem Gesichtspunkte aus sicherlich keinen Grund finden, Rio Grande do Sul als für deutsche Kolonisten ungünstig zu verwerfen. Eher könnten wir im Gegentheil den Schluß ziehen, daß in einem Lande, in dem so viele so glänzend vorwärts gekommen sind, auch andere in derselben Weise sich emporzuschwingen können, daß daher Rio Grande do Sul für auswanderungslustige deutsche Kolonisten sehr zu empfehlen sei. Platz genug ist ja, wie aus den oben mitgetheilten Zahlen über Größe und Bevölkerung ersichtlich ist, noch für Millionen vorhanden. Aber wird, was jenen ersten Pionieren der Arbeit vor einer Reihe von Jahren so gut gelungen ist, heute noch in gleicher Weise ausführbar sein? Damals gab es nur verhältnismäßig wenige Kolonisten, und nur vereinzelt, könnte man sagen, sind andere nachgekommen. Wie wird nun aber die Sache werden, wenn, wie man doch hofft und wünscht, alljährlich vielleicht viele Tausende sich hier eine neue Existenz zu gründen kommen. Wird diesen vielen dann auch möglich werden, was jene wenigen zu stande gebracht haben, werden die Verhältnisse dieselben bleiben oder werden andere eintreten? Nun, sollte die Auswanderung nach Rio Grande do Sul großartigere Dimensionen annehmen, dann werden — das steht für mich unumstößlich fest — die Umstände allerdings bedeutende Modifikationen erfahren. Das kümmert uns jedoch nicht; denn wir werden, wenn wir nun im folgenden einige der wichtigsten das Kolonisationswesen Rio Grande do Suls betreffenden



Punkte in Betracht ziehen, mit den jetzt bestehenden und aus diesen sich vielleicht in nächster Zeit entwickelnden Einrichtungen und Bedingungen zu rechnen haben. Die erste Frage, die wir zu beantworten versuchen wollen, würde lauten: Welche Verhältnisse trifft der deutsche Auswanderer, der als Kolonist, also als Landmann, als Farmer, nach Rio Grande do Sul kommt, in diesem Lande an, und inwiefern sind dieselben der deutschen Kolonisation förderlich oder hinderlich?

Einen dunklen Punkt im Kolonisationswesen der Provinz lernen die Kolonisten gleich bei ihrer Ankunft in Porto Alegre kennen. Man sollte erwarten, es seien, wie das in Nord-Amerika in so vorzüglicher Weise der Fall ist, auch hier irgend welche Anstalten getroffen, um die neuankommenden Kolonisten zu empfangen und zurechtzuweisen. Die Leute kommen mit Weib und Kind, mit Sack und Pack, ohne Kenntniss der Sprache und Landesverhältnisse in Porto Alegre an, wo sie den Dampfer verlassen, um sich ins Innere des Landes zu begeben. Da nun aber nicht gleich ein Flußdampfer oder ein Eisenbahnzug für sie fertig stehen, und da die meisten selbst noch nicht genau wissen, wo sie sich niederlassen wollen, so sind sie auf jeden Fall genötigt, eine zeitlang in Porto Alegre zu bleiben, zum mindesten einige Tage. Wo? Im Einwandererhause, wird man natürlich antworten. Davon gleich mehr!

Nun sind aber Einrichtungen zum Empfang der Kolonisten in keiner Weise getroffen, in Folge dessen dieselben oft höchst lästigen und unangenehmen Plackereien ausgesetzt sind, z. B. mit den Zollbeamten. Wie leicht können sie außerdem Indus-  
trierittern in die Hände fallen, die darauf ausgehen, den meist armen Leuten die letzten Pfennige noch abzuwindeln. Zwar steht in den „Ratschlägen für Auswanderer nach Süd-Brasilien“ zu lesen, daß der „Zweigverein für Handelsgeographie und



Förderung deutscher Interessen im Auslande" zu Porto Alegre an jeden ankommenden Dampfer einen Mann schicken werde, um den deutschen Einwanderern mit Rat und That zur Seite zu stehen. Leider ist das wohl noch niemals geschehen. Ist doch seit der unglückseligen Ausstellung 1881 der Verein selbst spurlos verschwunden!

Als vor längerer Zeit Herr Dr. H. v. Ihering von einer Reise nach Rio de Janeiro wieder in Porto Alegre ankam, befanden sich auf demselben Dampfer eine Anzahl Kolonisten, und er hatte daher Gelegenheit zu sehen, welchen Unannehmlichkeiten die Leute bei ihrer Ankunft begegneten. In energischer Weise rügte er diesen Übelstand nachher in einer der deutschen Zeitungen Porto Alegres und drang gleichzeitig auf schnelle Abhilfe. Sofort wurde denn auch eine „Gesellschaft zum Schutz der Einwanderer“ gegründet, an deren Spitze die vornehmsten und einflußreichsten Brasilianer und Deutschen der Stadt standen, Staatsräte, Senatoren, Deputierte, Ärzte, Kaufleute &c. Im „Export“, dem Organ des „Central-Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande“ zu Berlin, wurde diese neue Gründung gebührend hervorgehoben und daran die Bemerkung geknüpft, daß fortan jeder Ankömmling sich in Porto Alegre der besten Aufnahme versichert halten könne und daß durch diesen Verein ein großer Schritt zum Bessern gegeben sei. Auch Henry Lange ist in seinem Buche über „Süd-Brasilien“ dieser Meinung. Im Jahre 1883 wurde auf Veranlassung der Herren Dr. Blumenau, E. v. Roseritz und Gruber in Rio de Janeiro mit vielem Geräusch eine „Centralgesellschaft für Einwanderung“ gegründet, welche sich die Förderung der Einwanderung, ganz besonders der deutschen, zur Aufgabe gemacht hatte. Auch diese Gesellschaft, von deren Wirksamkeit man sich so sehr viel versprach, und die in der

That auch anfangs eine große Rührigkeit entfaltete, hat doch im Grunde genommen nichts geleistet. In diesem Jahre (1884) war Herr Gruber in Deutschland, um für Auswanderung nach Brasilien zu wirken. Es scheint aber, als wenn derselbe wenig erreicht hätte. Und nachdem nun vor nicht langer Zeit der Vizepräsident des Vereins, der Deputierte Dr. Taunay, der Fahne untreu geworden ist, wird die Gesellschaft wohl bald in sich zusammenfallen. Nicht einmal das ist durch diese beiden Gesellschaften erreicht worden, daß passende Einrichtungen zum Empfang und zur ersten Unterbringung des ankommenden Kolonisten getroffen worden sind.

Wie es diesen armen Leuten manchmal ergeht, davon habe ich in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Porto Alegre die besten Beispiele erlebt. Es kamen nämlich etwa 900 Italiener in Porto Alegre an, welche für eine der kaiserlichen Kolonien bestimmt waren und daher auf Kosten der Reichsregierung bis an ihren Bestimmungsort befördert werden mußten. Da nun das sogenannte Einwandererhaus in Porto Alegre, eine elende Baracke, die kaum 80—90 Menschen fassen kann, zum Unterbringen der Leute selbstverständlich unzulänglich war, und da natürlich von der kaiserlichen Regierung in Rio de Janeiro irgendwelche Vorkehrungen für den Transport der Kolonisten nicht getroffen waren, so lagen dieselben tagelang auf den Straßen und Plätzen der Stadt umher, obdachlos, ohne Nahrungsmittel, zum Teil mit kranken Frauen und Kindern, für die nicht einmal ein Arzt bestellt wurde. Zwar ist, so viel ich weiß, offiziell ein Arzt da, der den Gesundheitszustand der angekommenen und im Einwandererhause untergebrachten Leute untersuchen soll, auch hatte sich ein angesehener brasilianischer Arzt, Mitglied der obengenannten „Gesellschaft zum Schutz der Einwanderer“, freiwillig dazu erboten; allein keinem dieser

Herren ist es jemals in den Sinn gekommen, das Einwandererhaus zu besuchen. Nur Herr Dr. H. v. Ihering ist wiederholt aus freien Stücken hingegangen, hat kranke Kolonisten untersucht und ihnen obendrein noch unentgeltlich Medikamente verabreicht.

Bergebens reklamierten die Zeitungen Hilfe bei der Präsidentsatur. Der Präsident zuckte die Achseln und bedauerte nichts thun zu können, da er von der kaiserlichen Regierung in Rio de Janeiro nicht beauftragt sei und die Angelegenheit bekanntlich nicht Sache der Provinzial-Regierung, sondern der Central-Regierung sei. Schließlich wurden denn doch die Leute auf zwei kleine Flußdampfer gepackt und bis nach Sao Sebastiao befördert. Hier lagen sie nun, ohne daß sich ein Mensch um den weiteren Transport zu der ihnen bestimmten Kolonie gekümmert hätte. Über diese Zustände schrieb damals die „Koseritz“ deutsche Zeitung“ von Porto Alegre: „Mit Kolonisten für diese Provinz sind von Rio de Janeiro die Dampfer „Viktoria“ und „Ceres“ abgegangen. Da werden wohl wieder so circa 800—1000 kommen und inzwischen liegen in Sao Sebastiao mehr als 600 Kolonisten auf der Straße, ohne Unterkommen, ohne Verpflegung, ohne Transportmittel. Die Bewohner von Sao Sebastiao sind in Verzweiflung, denn die unglücklichen, ausgehungerten Italiener fallen haufenweise in die Häuser ein, um zu betteln, und ihr Elend ist grenzenlos. Die Regierung beschränkt sich darauf zu sagen: «Nao ha verba». . . . Und der Präsident geht nach Pedras Brancas, badet und genießt die Landluft, ohne sich um weiter etwas zu kümmern. Kommen da jetzt noch 1000 Kolonisten dazu, dann muß das Elend grenzenlos werden.“ Wie lange die armen Leute hier noch gelegen haben, ist mir nicht bekannt geworden, jedenfalls aber muß ihre Lage eine ganz verzweifelte gewesen sein. So empfängt

und behandelt die Provinz Rio Grande do Sul ihre ankommenden Kolonisten, die zum Wachsen der Kultur und des allgemeinen Wohlstandes beitragen sollen, die das wüßt liegende Feld und den dichten Urwald in lachende Fluren verwandeln sollen! Und doch haben wir es hier erst mit Hunderten zu thun! Wie aber soll es werden, wenn vielleicht viele Tausende kommen? Die Kopflosigkeit der Behörden wird dann wohl ganz unbeschreiblich sein. Deutschen Kolonisten sind derartige Dinge allerdings noch nicht begegnet, aber doch nur aus dem einfachen Grunde, weil sie noch niemals in so großer Zahl zusammen angekommen sind. Auch glaube man nicht, daß sich in solchem Falle unsere Landsleute in Porto Alegre der Ankommenden besonders annehmen würden; nach meiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen zu urtheilen, würden sie ebenso verlassen dastehen wie jene Italiener. So lange aber gerade dieser Punkt nicht einer gründlichen Besserung unterzogen wird, so lange nicht für die ankommenden Kolonisten ausreichend gesorgt wird, so lange muß ich das ganze Emigrantentwesen der Provinz Rio Grande do Sul für krank erklären. Wenn die Regierung nichts thut, wie man das in Brasilien ja nicht anders erwarten kann, so sollten unsere Landsleute nicht auch die Hände in den Schoß legen, sondern aus eigener Initiative Einrichtungen ins Leben rufen, welche dem gedachten Zweck auch dann entsprechen, wenn die Zahl der Einwanderer eine vielmal größere wird, wie das heute der Fall ist. Unter allen Umständen müßte dafür gesorgt werden, daß die Kolonisten gleich nach ihrer Ankunft weiter befördert werden könnten, oder, sollte dies nicht möglich sein, daß sie doch ein Unterkommen und Nahrung bekommen.

Wohin wendet sich nun der Kolonist, wenn er in Porto Alegre angekommen ist, in welcher Gegend der Provinz soll er

sich niederlassen? Offenbar ist diese Frage für ihn von fundamentaler Wichtigkeit; hängt doch von der richtigen Beantwortung derselben zum großen Teil seine Zukunft ab! Ausführlich kann ich auf den Gegenstand hier nicht eingehen, indessen mögen doch einige Andeutungen Platz finden. Regierungskolonieen wird es in kurzer Zeit wohl nicht mehr geben, und das ist gut; denn es sind die schlechtesten, die es giebt. Zwar haben sie dem Staate Millionen und abermals Millionen gekostet, allein die Verwaltung ist ganz unbeschreiblich elend gewesen, nicht einmal ordentliche Wege sind angelegt worden. Jedenfalls ist keinem deutschen Kolonisten zu raten, sich auf einer der kaiserlichen Kolonieen anzusiedeln. Selbst wenn er es thäte und auch ganz riesig arbeitete, würde er doch gegen die unglaublich anspruchslosen Italiener nicht aufkommen können. Auch andere, wirklich planmäßig angelegte, größere Kolonieen sind kaum noch vorhanden. Es bleibt für den Kolonisten immer das Beste und Ratsamste, er kauft sich ein Stück Land da, wo es ihm paßt, und wo er es gut und brauchbar findet. Eine bestimmte Gegend kann man schwer anraten; Platz und gutes Land ist ja noch in Masse vorhanden, wenn man eben nicht zu wählerisch ist. Wer als Kolonist in ein fremdes Land auswandert, geht immer dem Ungewissen und Zweifelhaften entgegen und deshalb muß er, wenn er nicht einen ganz bestimmten Anhaltspunkt hat, mehr oder minder mit dem vorlieb nehmen, was ihm gerade zuflößt.

Dem einen gerät's, dem andern nicht; das ist der Kampf ums Dasein! Der eine bekommt gutes Land, der andere schlechtes; das zeigt sich besonders auf den Staatskolonieen, wo der Kolonist eben mit dem Stück Land zufrieden sein muß, welches ihm angewiesen wurde. Auf der früheren kaiserlichen, jetzt — viel zu früh — emanzipierten Kolonie Neu-Petropolis

sind viele Kolonisten, deren Land thatsächlich so schlecht ist, daß es sie und ihre meist zahlreiche Familie nur mit Mühe ernährt; daher ist in den letzten Jahren ein Teil derselben ausgewandert, um in andern Gegenden der Provinz besseres Land zu erwerben. Ein großer Teil des zur Kolonisation tauglichen Landes, ich meine des Landes, welches nicht zu weit von den Marktplätzen entfernt liegt und welches vermessen ist, befindet sich augenblicklich in den Händen von Privatleuten, unter denen einige nicht ungefährliche Landspekulanten sind, daher sich der Kolonist bei Ankauf eines Grundstückes zuweilen sehr in acht nehmen muß. Wer bei seiner Ankunft in Rio Grande do Sul über einige Tausend Mark verfügt, dem kann man freilich einen ganz guten Rat geben: Er sollte gleich nach seiner Ankunft etwa in Porto Alegre eine Reise in die Kolonieregion machen und sich durch den Augenschein von dem Wert und der Lage der Ländereien überzeugen. Er wird sich dazu mit Vorteil des Rates älterer, erfahrener Kolonisten bedienen können, die ihm gern jede erwünschte Auskunft geben. Für ihn giebt es auch zahlreiche schon fertige oder angefangene Kolonien zu billigem Preise zu erwerben. Wer freilich keine Mittel besitzt, also genötigt ist, Land auf langsame Abzahlung zu nehmen, ist schlimmer daran und braucht längere Zeit, um zu einiger Selbständigkeit zu kommen.

Wie ein solcher Kolonist arbeiten muß, und wie er allmählich vorwärts kommt, mag kurz angedeutet werden. Ich will von vornherein betonen, daß die Arbeit der Kolonisten in den ersten Jahren eine ganz riesenhafte und dabei nur wenig lohnende ist. Der Kolonist hat ein Stück Land gekauft, welches vollständig mit dichtem Wald bewachsen ist. Seine erste Arbeit muß natürlich die sein, sich eine Wohnung zu bauen und ein Stück Land urbar zu machen, groß genug, um soviel darauf



zu pflanzen, daß er sich und seine Familie ernähren kann. Bei diesem ersten Anfang helfen ihm bereitwillig seine Nachbarn, so daß er in kurzer Zeit wenigstens eine notdürftige Hütte sich hergerichtet hat und ein Stück Land soweit von Wald entblößt wurde, daß Mais und Bohnen, die Hauptnahrungsmittel in Brasilien, gepflanzt werden können. Dieses Urbarmachen des Landes ist eine Arbeit, von der unsere Bauern allerdings keinen Begriff haben. Welche Arbeit, welche Zeit gehört dazu, diese Riesen des Urwaldes mit ihrem oft eisenharten Holz zu fällen und zu beseitigen! Das Kleinholz und das Buschwerk werden an Ort und Stelle verbrannt, die Asche dient so als eine Art Dünger. Nun muß der Boden mit einer Hacke umgearbeitet werden; ein Pflug ist selbstverständlich nicht anzuwenden, ebensowenig wie eine Gartenschaukel, ein Grabseil. Allein eine Hacke kann hier helfen. Dann werden Mais und Bohnen zum erstenmal dem jungfräulichen Boden übergeben, zum erstenmal steht der neu eroberte Grund unter dem mächtigen Scepter des Menschen, dem er von jetzt ab unterthan bleibt. Während die Pflanzen nun wachsen, wird ein weiteres Stück Wald abgehauen, ein neues Stück Land urbar gemacht. Nach und nach erobert so der Kolonist ein Stück Land nach dem andern. Aber noch stecken die mächtigen Wurzeln der Baumriesen im Boden und beschweren die Bearbeitung sehr. Mit Feuer und Axt rückt ihnen der Kolonist auf den Leib, und sie, die vielleicht über hundert Jahre allen Angriffen der Natur getrogt haben, sie müssen jetzt dem Herrn der Natur, dem Menschen, in wenig Monaten das Feld räumen. Nach Kräften arbeitet der Kolonist natürlich auch an der Verbesserung und Vollendung seiner Wohnung, die freilich noch immer primitiv genug ist. Vieh hat er sich auch schon angeschafft, oder freundliche Nachbarn haben ihm dazu verholfen. Da



laufen jetzt, nachdem die Ansiedlung kaum ein Jahr alt ist, zahlreiche Schweine und Hühner umher, die der Familie nahrhafte Speise liefern. Eine oder mehrere Kühe und Maultiere dienen zum Ziehen eines höchst primitiven Fuhrwerkes, auf dem der Kolonist vielleicht zum erstenmal die allerdings noch wenigen Früchte seines neuen Ackers zu Markte bringt.

Unsägliche Mühe und härteste Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend, das ist das Los der neuen Kolonisten in Rio Grande do Sul in den ersten Jahren. Aber mit jedem Jahre kommt der Mann weiter vorwärts, mit jedem Jahre verschwindet ein weiteres Stück Urwald und ein neues Stück Kulturland erscheint. Immer größer wird die Menge der Früchte, welche er verkaufen kann, immer stattlicher werden seine Viehherden, immer wohnlicher wird sein Haus. Und kommt man nach vier oder fünf Jahren in ein Thal, das man ehemals nur als dichten Wald gekannt hat, so staunt man ein Wunder an. Blühende Felder mit den verschiedensten Früchten, ausgedehnte Orangenpflanzungen traten uns entgegen, und unter dem Schatten der goldfrüchtigen Bäume tummeln sich ganze Herden von Schweinen umher, gackern zahlreiche Hühner, weiden Kühe und Schafe. Und fragen wir den Mann und seine Frau, wie es ihnen geht, dann weisen sie stolz auf ihr Besitztum und auf die Schar blühender Kinder, die sich unter dem Schatten der Palmen oder Orangen fröhlichem Spiele hingeben oder auch wohl auf Maultier oder Pferd furchtlos auf der Straße dahinjagen. Der Mann, der vor fünf Jahren arm, gedrückt herübergekommen, der im alten Vaterlande vielleicht eben sein Dasein fristete, sieht sich heute im Besitz eines ansehnlichen Stückes Land, eines bescheidenen, aber eigenen Heims und ist aller Nahrungsorgen enthoben. Er ist sein eigener Herr auf seinem eigenen Grund und Boden, und dies

Bewußtsein giebt ihm ein sicheres, festes Auftreten, einen schönen männlichen Stolz, eine selbstbewußte Haltung, wie sie jedem Besucher der deutschen Kolonien Rio Grande do Sul auffällt.

Ich habe hier selbstverständlich einen sehr günstigen Fall geschildert. Nicht allen gelingt es so schnell; manche Kolonisten kommen nur sehr, sehr langsam vorwärts. Hier z. B. ein tatsächlicher Fall von einer Art Gegenteil! Kolonisten haben sich auf einer kaiserlichen Kolonie niedergelassen, wo sie unter der Bedingung Land erhalten haben, dasselbe innerhalb einer bestimmten Reihe von Jahren zu bezahlen. Nun wird die Kolonie plötzlich, ehe sie dazu reif ist, emanzipiert. Die Entfernung vom Markte ist bedeutend, der Boden ziemlich schlecht, die Wege kaum befahrbar, so daß die Leute trotz riesenhafter Arbeit nur langsam vorwärts gekommen sind. Während man früher die Leute nie gedrängt hat, sollen sie jetzt mit einemmal die ganze Landschuld bezahlen, und da sie dies bei dem besten Willen nicht können, so droht die Regierung mit Exekution und läßt sie auch zum Teil ausführen. Das geschah vor nicht langer Zeit auf Neu-Petropolis; die Kolonie wurde vor zwei Jahren emanzipiert, trotzdem der damalige Direktor, mein Freund Fr. Heinssen, energisch darauf hinwies, daß sie sich in einem völlig unfertigen Zustande befinde. Die Kolonisten baten um Aufschub; vergebens, trotzdem der brasilianische Feldmesser Herr Gama, der mit dem Einziehen der Landschuld beauftragt war, in seinen Berichten an die Regierung die völlige Berechtigung der Forderung der Kolonisten behauptete. In Folge der aus diesen Verhältnissen vielfach entstehenden Verwickelungen haben viele Kolonisten vorgezogen Neu-Petropolis zu verlassen und sich anderswo anzusiedeln.

Mit der Verteilung des Landes, d. h. mit der Einteilung des Landes in einzelne Kolonien oder genauer Kolonielose

wird bei Anlage solcher Regierungskolonieen merkwürdig genug vorgegangen, gerade als wäre den Herren am grünen Tisch selbst das A B C der Kolonisation ein ganz unbekannter Begriff, was denn auch in den meisten Fällen so sein wird. Man richtet sich dabei nämlich nicht etwa nach dem Laufe der Flüsse und kleineren Gewässer, oder nach dem Zuge der Gebirge, oder nach sonstigen natürlichen Merkmalen, etwa nach der Qualität des Bodens, sondern lediglich die Himmelsrichtung ist maßgebend bei Anlage einer Pikade. Es wird z. B. zunächst durch den Wald in einer bestimmten Richtung, etwa von Nord nach Süd, ein schnurgerader, breiter Weg, eine Pikade, gehauen; zu beiden Seiten dieses Weges werden dann die einzelnen Kolonieen in bestimmter Breite und Tiefe abgemessen. Die notwendige Folge dieses Systems ist, daß nicht selten eine Kolonie mit vorzüglichem Boden und ausreichender Bewässerung neben einer andern liegt, die zum überwiegenden Teil aus zum Ackerbau untauglichem, felsigem Boden besteht. Während etwa durch die ganze nicht unbedeutende Länge der einen Kolonie sich ein Wasserlauf hindurchschlängelt, der das ganze Jahr hindurch das Land mit hinreichender Feuchtigkeit versieht, ist vielleicht eine angrenzende Kolonie sehr wasserarm, und doch hätte man leicht das Land so verteilen können, daß beide Kolonieen nie an Wassermangel zu leiden hätten. Aber ob etwas zweckmäßig ist oder nicht, dafür scheint man in Brasilien überhaupt kein Verständnis zu haben. Was kümmert es auch die Herren in Rio de Janeiro, die doch noch niemals eine Kolonie gesehen haben, in Folge dessen auch kein Verständnis für derartige Dinge besitzen, ob der Kolonist gutes oder schlechtes Land bekommt. Für sie scheint es genug zu sein, wenn er überhaupt Land erhält; nun mag er sehen, wie er fertig wird!

Aber das wäre alles noch nicht so schlimm; die Hindernisse,

die ich bis jetzt erwähnte, lassen sich durch festes, angestrenktes Arbeiten der Kolonisten doch noch überwinden und sind zum Teil auch von vornherein nicht zu vermeiden. Viel hinderlicher für einen gedeihlichen Fortschritt der Kolonisation und sehr bezeichnend für brasilianische Zustände im allgemeinen ist folgendes: Brasilien ist ein Land, welches notwendig fremde Arme gebraucht, es muß Menschen haben, die die in seinem Boden vergrabenen Schätze heben, damit es die vom Auslande bezogenen Waren mit ihrer Hilfe bezahle; Brasilien bedarf vor allen Dingen der Kolonisten, der Ackerbauer. Die Regierung hat das ja auch längst eingesehen und im Laufe der Zeit hie und da selbst wohl Hand angelegt, um die Kolonisation zu fördern. Sie hat eine Anzahl Kolonien gegründet, allein dieselben haben ihr infolge ganz unglaublich lieberlicher Verwaltung so kolossale Summen Geld gekostet, dagegen rein gar nichts eingebracht, daß sie wohl mit Recht die Lust am eigenen Kolonisieren verloren hat; die kaiserliche Regierung dürfte sobald keine Kolonie wieder anlegen, im Gegenteil bemüht sie sich seit einigen Jahren, die angefangenen zu emanzipieren, auch wenn sie in noch ganz unfertigem Zustande sind, ein völlig falsches und nicht zu rechtfertigendes Vorgehen. Denn wenn die Regierung einmal eine Kolonie anlegt, dann soll sie dieselbe auch so lange halten, bis sie in ihrer Entwicklung soweit gekommen ist, daß sie sich selbständig weiterentwickeln kann. Durch zu frühzeitiges Emanzipieren aber stellt sie die ganze Schöpfung wieder in Frage, und das ausgegebene Geld ist erst recht weggeworfen.

Die Kolonisation wird also von jetzt ab den Provinzen oder, da diese doch nur wenig thun werden, hauptsächlich der Privatinitiative überlassen bleiben. Wohlverstanden, die Regierung will selbst nicht mehr kolonisieren; selbstverständlich

aber ist jederzeit Land von ihr zu erwerben. Regierungsländereien giebt es noch in Hülle und Fülle; aber das Land ist — echt brasilianische Ordnung — nicht vermessen, nicht in Kolonien eingeteilt. Ich glaube, wenn heute 300—400 Familien von der Regierung Land verlangten, so würde sich herausstellen, daß so viele Kolonien nicht genau vermessen wären. Die unausbleibliche Folge dieser unverzeihlichen Saumseligkeit würde sein, daß ein großer Teil der Leute wenigstens auf unvermessenen Lande angesiedelt würde, daß nach einigen Jahren vielleicht die Regierung sich bequemen würde, die Vermessungsarbeiten vornehmen zu lassen. Mancherlei für die Kolonisten nicht gerade angenehme Verwicklungen würden natürlich die unausbleibliche Folge sein. Solche und ähnliche Fälle kommen thatächlich oft vor. Wenn es die brasilianische Regierung mit der Kolonisation ihres Bodens wirklich ernst meint, wenn sie eine ackerbauende Einwanderung in stärkerem Maße wie bisher ins Land ziehen will, dann muß sie doch vor allen Dingen dafür sorgen, daß für die Ankömmlinge genügend zahlreiche Kolonien vermessen sind, daß der Besitztitel jeder einzelnen Kolonie in vollster Ordnung ist, damit den Kolonisten nicht unnütze Unannehmlichkeiten entstehen. Ob sich die Regierung im übrigen aktiv an der Kolonisation beteiligt oder nicht, das ist dabei völlig indifferent.

Wohl jeden Kolonisten der Provinz hört man über die schlechten Wege klagen. An dem Mangel geeigneter Absatzwege für die Bodenprodukte laborieren fast die meisten Kolonien. Die noch verhältnismäßig jungen kaiserlichen Kolonien Conde d'Eu und Donna Isabella z. B., die von äußerst strebsamen und fleißigen Nord-Italienern bewohnt werden und relativ glänzende Fortschritte gemacht haben, befinden sich trotz der unglaublichen Summen, die für sie verausgabt worden sind,

nur im Besitz so schlechter Abfuhrwege, daß sie einen großen Teil ihrer Produkte gar nicht, den andern nur mit sehr kleinem Vorteil verkaufen können. Die Transportkosten von der Kolonie nach Porto Alegre sind so bedeutend, daß der Verdienst gering wird. Geld genug wird zwar für Wegebauten ausgegeben, oder doch wenigstens bewilligt, aber bei der unsäglichen Korruption des Beamtenstandes, bei den vielen offenen und geheimen Unterschlagungen und sonstigen Betrügereien dürfte kaum ein Drittel des ausgeworfenen Geldes thatsächlich zur Verwendung kommen. Und wenn nun wirklich ein Weg gebaut wird, so fällt die Arbeit fast regelmäßig so schlecht aus, daß er in kurzer Zeit gar nicht mehr, oder doch nur mit den größten Schwierigkeiten befahren werden kann. Oder der Weg wird ganz widersinnigerweise angelegt: nicht etwa immer da, wo das Land am besten, also auch am zukunftsreichsten, oder wo die jetzige Bevölkerung am dichtesten ist; nein, nur zu häufig geht man bei Anlage eines Weges von ganz andern Gesichtspunkten aus. Da ist z. B. ein großer Grundbesitzer, der gern einen Weg durch seine Besitzungen haben möchte; läßt er nur das nötige Geld springen, so plaidiert die Kommission, welche die beste Richtung für den Weg feststellen soll, ganz gewiß für diesen Herrn, die umwohnenden kleinen Leute bleiben unberücksichtigt, trotzdem doch gerade sie unter dem Mangel eines Weges am meisten zu leiden haben.

Und wie sind nun die meisten jener Landwege? Man denke nicht etwa an unsere Chaussees oder nur an die Landstraßen. Sie alle sind, auch wenn sie sich im schlechtesten Zustande befinden, Gold gegen die unergründlichen Urwaldwege Rio Grande do Sul, auf denen man bei gutem Wetter schon Mühe hat, vorwärts zu kommen, in denen bei schlechtem Wetter aber Roß und Reiter stecken bleiben. Oft genug kommt es



vor, daß die Tiere so tief einsinken, daß sie nur mit größter Anstrengung aus dem Schlamme herauszuziehen sind. Die Karretten mit den riesigen, plumpen Rädern und ihren 12, 14 oder mehr Ochsen stecken bis zur Achse in dem Morast und würden wohl noch tiefer sinken, wenn sie könnten. Klagen über schlechte, unbrauchbare Wege sind eine fast ständige Rubrik in den Zeitungen.

Für die deutschen Kolonisten scheint sich nun allerdings in dieser Hinsicht in nächster Zeit eine Besserung anzubahnen. Im Provinziallandtag des Jahres 1882 brachten die beiden deutschen Deputierten Fr. Hänfel und Fr. Bartholomay einen Gesetzesentwurf ein, der nach einigen Debatten angenommen und zum Gesetz erhoben wurde. Dieses Gesetz besagt, daß jeder Kolonist jährlich 6 Milreis oder etwa 12 Mark an die Kasse seines Municipis zu zahlen habe und daß das auf diese Weise eingehende Geld ausschließlich zur Verbesserung, resp. zum Neubau von Wegen innerhalb des Municipis verwandt werden solle. Im Fall der Kolonist nicht imstande ist, das Geld zu zahlen, soll er es dadurch ablösen können, daß er 6 Tage an den Wegearbeiten sich aktiv beteiligt. Dieses Wegegesetz hat einen großen Vorteil für sich, enthält daneben aber auch eine große Ungerechtigkeit. Der Vorteil besteht darin, daß das Geld direkt bei dem Municipip verbleibt und auch nur innerhalb der Grenzen desselben zur Verwendung kommen kann. Würde es, wie andere Steuern, erst an die Hauptkasse in Porto Alegre abgeliefert, so würde es selbstverständlich zu ganz andern Zwecken verausgabt und die Wege blieben wie sie wären. So aber wissen die Kolonisten, wie viel Geld, resp. Arbeitskraft in ihrem Municipip jährlich für Wegebauten zur Verfügung steht und sie können die Arbeiten selbst kontrollieren. Die in dem sonst ganz zweckentsprechenden Gesetz enthaltene Ungerechtigkeit



besteht darin, daß alle Kolonisten die Steuer in gleicher Höhe zahlen sollen, ganz einerlei, ob sie nur eine halbe Kolonie besitzen oder deren etwa zwanzig und mehr. Dieser Punkt ist bei Aufstellung des Gesetzes augenscheinlich nicht beachtet worden und es wäre gut, denselben bei nächster Gelegenheit abzuändern, um nicht die Unzufriedenheit der Kolonisten zu erregen, und dadurch schließlich das ganze Gesetz in Frage zu stellen. Im übrigen aber ist, wie gesagt, das Gesetz ganz gut und es hat denn auch, wie aus vielen Berichten in den Zeitungen und aus mündlichen Versicherungen der Kolonisten hervorgeht, überall lebhafteste Zustimmung gefunden — außer natürlich bei denjenigen, die alles von der Regierung verlangen zu müssen glauben und das englische Wort: «Help Yourself» nicht kennen. Wird das Wegegesetz ordentlich ausgeführt, werden die Gelder nicht nach der gewöhnlichen brasilianischen Manier verschleudert, sondern zweckentsprechend verwandt, so dürfte sich der Zustand der Wege auf den deutschen Kolonien nach und nach bessern, und die Herren Hänsel und Bartholomay hätten sich ein anerkennenswertes Verdienst um die Kolonien erworben.

So lange die Wege aber so schlecht bleiben, wie sie jetzt sind, so lange namentlich nicht mehr angelegt werden, so lange werden die weiter dem Innern der Provinz zu liegenden Koloniebezirke sich nicht schnell emporheben können. Die Kosten des Transportes von der Kolonie bis zum Verkaufsort müssen so hoch werden, daß nur ein verschwindend kleiner Teil übrig bleibt. Ist es doch schon wiederholt vorgekommen, daß Kolonisten Mais oder Bohnen nach Porto Alegre gebracht haben, um sie daselbst zu verkaufen, und daß sie bei ihrer Abreise von Porto Alegre auch keinen Heller verdientes Geld mitnahmen. Doch sind das selbstverständlich seltene Ausnahmen. Aber im

allgemeinen bleibt es doch richtig, daß den Kolonisten durch den Mangel an Absatzwegen oder durch den schlechten Zustand derselben der Verdienst merklich geschmälert wird. Ich erkenne nun zwar durchaus nicht die Schwierigkeiten, welche es hat, in einem neuen Lande, dessen Boden zum großen Teil noch mit Urwald bewachsen ist, gute Wege anzulegen. Allein diese Schwierigkeiten, und seien sie noch so groß, müssen eben überwunden werden, wenn es Rio Grande do Sul ernst meint mit der Kolonisation und Kultivierung seines Bodens. Gute und ausreichend viele Verkehrswege sind das erste Erfordernis, ohne dieselben kann eine erfolgreiche Kolonisation schlechterdings nicht statthaben. Man baut in Rio Grande do Sul neuerdings viele Eisenbahnen, zum Teil in unglaublich zweckloser Weise. Wenn man den etwas komischen Ehrgeiz, wie andere Länder auch so und so viele Kilometer Schienenwege zu besitzen, aufgäbe, und das viele Geld lieber in den Koloniedistrikten zum Ausbessern der vorhandenen und zum Neubau weiterer notwendiger Wege verwenden wollte, so würde man dem Lande wahrhaftig weit bessere Dienste leisten.

Wie viel Nutzen die Eisenbahnen der Provinz bringen, das mag an einem Beispiel kurz erörtert werden! Die erste Eisenbahn der Provinz ist die nur wenige Meilen lange Strecke von Porto Alegre nach Neu-Hamburg bei Sao Leopoldo; dieselbe wurde vor etwa 11 Jahren von einer englischen Gesellschaft gebaut, in deren Besitz sie sich auch jetzt noch befindet. Die Provinz übernahm für das Anlagekapital die Zinsengarantie. Die Bahn hat sich bis jetzt so schön rentiert, daß die Provinz mit jedem Jahre größere Summen zuschießen muß; in den letzten Jahren stets über hundert Contos de Reis oder 200,000 Mark. Woher kommt das? Die Bahn sollte selbstverständlich dazu dienen, die Kolonienprodukte schneller als bis-

her nach Porto Alegre zu befördern. Zu diesem Behufe hätte sie aber bis ins Herz der Kolonien hineingebaut werden müssen; thatsächlich aber läuft sie nur bis an die äußerste Grenze dieser Distrikte. Dazu kommt noch, daß zwischen Porto Alegre und Sao Leopoldo der mit kleinen Flußdampfern recht wohl zu befahrende Rio dos Sinos verläuft. Da nun die Transportkosten per Dampfer oder sonstigem Wasserfahrzeug selbstredend bedeutend niedriger sind wie die per Eisenbahn, so werden diejenigen Produkte, bei denen es nicht so genau darauf ankommt, ob sie heute oder morgen in Porto Alegre anlangen, niemals per Eisenbahn, sondern stets per Dampfer oder Segelboot befördert. Dies sind aber gerade diejenigen Artikel, welche die Hauptfracht ausmachen, also Bohnen, Mais &c. Eier, Butter, Schmalz und ähnliche Sachen schickt man per Eisenbahn. Da der Personenverkehr auf der kurzen Strecke auch kein lebhafter ist, so wird es dem Leser wohl klar sein, warum die Bahn nicht rentieren kann und warum die Provinz jährlich obengenannte Summe an die Bahngesellschaft geradezu wegwerfen muß. Würde die Provinz jene 100 Contos jährlich auf Wegebauten oder Flußregulierungen verwandt haben, so hätte mit ihnen Gutes geschaffen werden können. Allein man wollte eben eine Eisenbahn, — damit man doch auch unter die civilisierten Länder gezählt werden könne.

Noch verkehrter angelegt wie die Porto-Alegre-Neu-Hamburger Eisenbahn ist vielleicht die jetzt im Bau befindliche Strecke Rio Grande Pelotas der neuen großen Bahn, welche den Süden der Provinz durchschneiden soll. Pelotas, vielleicht die zukunftsreichste Stadt der Provinz, jedenfalls die am schnellsten vorwärtsschreitende, ist von Rio Grande aus, der Hafenstadt am Eingang zur Lagoa dos Patos, in 3—4 Stunden per Dampfer zu erreichen, und zwar ist das Wasser so tief, daß jedenfalls

alle Schiffe, welche in Rio Grande einlaufen können, auch nach Pelotas zu fahren imstande sind. Zwischen den beiden Städten liegt zum großen Teil sandiges, sumpfiges, mit Gras oder auch spärlichem Wald bewachsenes ebenes Land, das zum Ackerbau jedenfalls untauglich ist, also auch niemals ausgedehnte menschliche Ansiedelungen bekommen wird. Durch dieses Land nun wird die Bahn gelegt, die wegen niederen Terrains, das häufigen Überschwemmungen ausgesetzt ist, ein ganz kolossales Geld kosten wird, und die auch nicht den geringsten Nutzen haben kann, höchstens den, daß die Menschen schneller von Rio Grande nach Pelotas befördert werden können und umgekehrt, denn Frachtgüter werden selbstverständlich nach wie vor auf dem viel billigeren Wasserwege befördert werden. Ich selbst würde sogar für meine Person den Wasserweg vorziehen, fintemalen es auf brasilianischen Eisenbahnen nicht recht geheuer zu sein pflegt; ich könnte davon hübsche Geschichten erzählen! Vielleicht ein andermal!

Die französische Gesellschaft, welche obengenannte Bahn baut, hat schließlich selbst die Zwecklosigkeit des Unternehmens eingesehen und möchte dasselbe gern los sein. Wahrscheinlich wird sie aber wohl keine Käufer finden. Kurz vor meiner Abreise nach Europa habe ich einen Monat in Pelotas und Umgegend zugebracht; ich habe bei dieser Gelegenheit auch die Arbeiten an der Bahn in Augenschein genommen, die nach meinem Dafürhalten ganz erbärmlich schlecht ausgeführt werden. Es wird da wieder viel, sehr viel unnützes Geld verschleudert, für welches man lieber auf der benachbarten Kolonie Sao Lourenco hätte Wege bauen sollen. Aber so geht es immer in Brasilien! Geld wird massenhaft ausgegeben, in der Regel natürlich für zwecklose Dinge, während für wirkliche Bedürfnisse keines vorhanden ist. Aber was schadet das? Brasilien hat ja noch Kredit

in Europa, und so lange dieser nicht fehlt, wird lustig weiter gewirtschaftet. Ob dabei die Schulden auch ins riesenhafte wachsen, das scheint niemanden in diesem gesegneten Lande zu kümmern. *Après nous le déluge!* Lobende Erwähnung verdient ein neues Eisenbahnprojekt, welches, wenn es ausgeführt wird, von der größten Bedeutung werden kann. Es soll nämlich eine Bahn gebaut werden von Pelotas zunächst bis zur deutschen Kolonie Sao Lourenco. Durch diese Linie würde die zukunftsreiche Kolonie näher an ihren Markt Pelotas herangerückt werden, die Transportkosten der Produkte würden sich vermindern und das Hinterland der Kolonie würde leichter zugänglich werden. Hoffentlich wird die Bahn bald gebaut.

Ich habe auf den vorstehenden Zeilen den Leser mit einigen Verhältnissen bekannt gemacht, welche der Kolonisation in Rio Grande do Sul eher hindernd als fördernd sind und die es dem Kolonisten unter Umständen schwer machen, mit einiger Schnelligkeit vorwärts zu kommen. Allein in jedem neuen Lande giebt es solche Schattenseiten, bald diese, bald jene, hier mehr, dort weniger; darum dürfen solche Verhältnisse für uns, wie ich meine, durchaus kein Grund werden, vor einer Auswanderung nach Süd-Brasilien abzuraten. Wer in ein neues Land auswandern, wer sich als Kolonist etwa in Rio Grande do Sul anzusiedeln Lust hat, der sollte vorher bedenken, daß seine Arbeit namentlich in den ersten Jahren, bis er ein größeres Stück Land urbar gemacht hat, sehr schwierig und mühsam zwar, aber doch nur wenig lohnend ist, und daß ihm irgend ein Erfolg von keinem Menschen der Welt garantiert werden kann. Er bedenke ferner, daß sich ihm unvorhergesehene Hindernisse in den Weg stellen können, gegen die er anzukämpfen vergebens sich bemüht. Wer harte, schwere Arbeit nicht scheut, wer jahrelang Entbehrungen und Strapazen mancherlei Art

ertragen kann, dem kann man allerdings mit gutem Gewissen den Rat geben, in Rio Grande do Sul sein Glück als Kolonist zu suchen, ja man kann ihm fast mit Gewißheit sagen, daß er es auch finden wird! Will jemand nach Rio Grande do Sul oder einer andern süd-brasilianischen Provinz auswandern, um daselbst ein Stück des jungfräulichen Bodens der menschlichen Kultur zu unterwerfen, um Kolonist zu werden, so überlege er sich diesen Plan vorher reiflich, er erkundige sich bei Leuten, welche Land und Leute aus Erfahrung kennen, nach den Verhältnissen, und hat er dann seinen Entschluß gefaßt, dann schnüre er sein Bündel und reise auf gut Glück dem Stern seiner Zukunft zu. Allerdings darf die Auswanderung nach Rio Grande do Sul keine massigen Dimensionen annehmen, das Land darf nicht mit Kolonisten überschwemmt werden, denn es ist zur Aufnahme derselben und zu ihrer Unterbringung durchaus nicht genügend vorbereitet, bietet daher für das Fortkommen von Tausenden, die mit einemmale kommen, keine Sicherheit. Nur für eine beschränkte Anzahl ist augenblicklich Land vermessen, nur klein ist das bisherige Absatzgebiet für die Produkte des Ackerbaues, schlecht sind die Verkehrswege.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, wenn ich hier einige praktische Bemerkungen mache zum Nutz' und Frommen solcher, die als Kolonisten nach Rio Grande do Sul auswandern wollen. Was zunächst den einzuschlagenden Weg anbelangt, so ist als Abgangshafen entschieden Hamburg allen andern vorzuziehen, allein schon deshalb, weil die Hamburg-Süd-Amerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft direkte Billets nach Porto Alegre ausgiebt, so daß der Auswanderer in Rio de Janeiro das Land gar nicht zu betreten braucht. Mit den Hamburger Dampfern kann er sogar noch weiter nach Süden fahren, bis zum Kaffee-Hafen Santos; indessen fahren nicht



alle Dampfer bis hierhin. Nun, das ist ja auch gleichgültig; jedenfalls steigt der Auswanderer von dem großen Ocean-Dampfer entweder in Rio de Janeiro oder in Santos auf einen der viel kleineren Küsten-Dampfer, die zwischen Rio und Montevideo laufen. Es giebt zwei Linien, eine englische und eine brasilianische; wenn möglich benutze man die erstere. Mit einem dieser Küstendampfer gelangt der Auswanderer bis nach Rio Grande oder Pelotas; hier muß er abermals umsteigen, und zwar auf einen der noch kleineren Dampfer, welche zwischen Porto Alegre, Pelotas und Rio Grande die Fahrten auf der Lagoa dos Patos besorgen. Vor allen Dingen achte der Auswanderer beim Umsteigen auf sein Gepäck, er verlasse es auf keinen Fall. Nur zu häufig hört man, daß ankommende Kolonisten klagen; sie hätten ihr Gepäck in dem und dem Hafen zurücklassen müssen. Ist es einmal in Rio de Janeiro, Santos, Rio Grande oder wo es sonst sein mag, zurückgeblieben, so ist es in den meisten Fällen auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Wegen dieses Umstandes und dann auch, um im Zollamt schneller fertig zu werden, möchte ich als eine Hauptregel für jeden Auswanderer hinstellen: Möglichst wenig Gepäck! Da kommen z. B. Familien mit zahllosen Kisten und Kasten an, in denen sie alles Mögliche und Unmögliche haben, alten, durch langjährigen Gebrauch vielleicht lieb gewordenen Hausrat, der ihnen hier in dem neuen Lande nur hinderlich ist. Nein, wer einmal auswandern will, der muß sich auch von solchen Außerslichkeiten losreißen können; darum weg mit dem vielen Gepäck! Was soll denn der Kolonist mitbringen? Vor allen Dingen möglichst viele Kleider, ferner leichtes Bettzeug, das notwendigste Hausgerät, also vielleicht zwei Töpfe, Gabel, Messer u. s. w., etwas Geschirr, am besten von Blech oder Zinn, damit es auf der Reise nicht zerbricht. Handwerkszeug verschiedener Art wird in



manchen Tagen des Lebens sehr brauchbar sein. Alles, was der Kolonist nicht absolut braucht, soll er zu Hause lassen, jedenfalls sich soviel wie möglich mit seinem Gepäck einschränken. Bis nach Porto Alegre kann er seine Kisten allenfalls noch bekommen, aber nun geht der Transport ins Innere des Landes an, vielleicht über hundert Meilen auf elenden Urwald- oder Campwegen. Ein solcher Transport ist sehr, sehr teuer.

Sein Geld lasse sich der Kolonist etwa in Hamburg in englische Pfund Sterling umsetzen; 20-Markstücke gelten weniger und sind in Brasilien auch nicht so gern gesehen. Oder er lasse sich von einem in Porto Alegre bekannten Hamburger Hause einen Wechsel auf Porto Alegre geben; letzteres ist vielleicht das Bequemste und Sicherste. Natürlich etwas Geld muß der Auswanderer auch bei sich behalten, da er für das Umladen des Gepäcks oder für das Anlandbringen zc. kleine Ausgaben zu machen hat. Mit dem brasilianischen Gelde suche sich der Auswanderer schon auf dem Schiffe bekannt zu machen, wobei ihm die Steuerleute und Matrosen, falls dieselben schon in Brasilien waren, gewiß gern behilflich sind.

Ich muß hier noch einen Punkt zur Sprache bringen, der in den neuesten Publikationen über Süd-Brasilien entweder ganz mit Stillschweigen übergangen wird, oder dem man doch nur eine gelegentliche Beachtung schenkt. Und doch ist dieser Punkt von hervorragender Wichtigkeit für die ganze Frage der Einwanderung deutscher Kolonisten in Süd-Brasilien und sollte von den Freunden dieser Sache mehr beachtet werden wie bisher. Sehr häufig liest und hört man die Meinung aussprechen, die Deutschen seien in Brasilien gern gesehen und Brasilien selbst, d. h. die Regierung und an deren Spitze der Kaiser, begünstigen die deutsche Einwanderung, kurz, man suche dieselbe möglichst zu fördern, da man sich großen Nutzen für das Land

von derselben verspreche. An der deutsch=freundlichen Gesinnung des brasilianischen Kaisers ist wohl nur selten gezweifelt worden. Und doch ist auch er ebensowenig ein Freund der Deutschen wie ein anderer Brasilianer. Herr v. Roseritz, der im letzten Jahre Gelegenheit hatte, die persönliche Bekanntschaft des Kaisers, Don Pedro II., wiederholt zu machen, versichert dies jetzt selbst, während er früher stets geglaubt hat, S. Majestät sei den Deutschen besonders freundlich gesinnt. Auch die Regierung sieht die deutsche Einwanderung keinesweg mit solchem Wohlgefallen an, wie man das in Deutschland vielleicht glaubt. Ist es doch schon vorgekommen, daß in Kolonisationsprojekten, welche von der Regierung genehmigt wurden, die Einfuhr deutscher Einwanderer geradezu untersagt worden ist! Auch hat man seit einer Reihe von Jahren angefangen, der germanischen Kolonisation in der Provinz Rio Grande do Sul ein romantisches Gegengewicht zu schaffen, indem man Italiener in großen Scharen ins Land gerufen hat. Die Kolonisten Conde d'Eu, Donna Isabella und Silveira Martins sind lediglich von Italienern bewohnt; es mögen deren in jenen Gegenden schon jetzt nach allgemeinen Schätzungen 30—40 000 wohnen, und immer noch kommen weitere hinzu. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Porto Alegre sprach man in gut über solche Sachen informierten Kreisen von noch 10 000, welche im Laufe des Jahres kommen würden. Diese Einwanderung von Nord-Italienern hat sich ganz vorzüglich bewährt, und man kann geradezu behaupten, daß die jungen italienischen Kolonisten in mehr als einer Hinsicht schnellere und größere Fortschritte gemacht haben wie die deutschen. Die Leute sind außerordentlich fleißig und arbeitssam, dabei erfindungsreicher und vielseitiger als die deutschen Kolonisten. Die letzteren sind zu einseitig, zu konservativ; sie hängen zu viel am Alten, können sich nicht

von den schwarzen Bohnen und dem Mais losreißen, trotzdem sie von Jahr zu Jahr weniger an diesen Früchten verdienen. Wie oft ist schon in den Zeitungen zu andern, einträglicheren Kulturpflanzen geraten worden, wie oft ist schon unentgeltlich Same verteilt worden! Landwirtschaftliche Vereine hat man gegründet, die sich die Einführung neuer Kulturpflanzen zur Haupt-Aufgabe setzten. Alles vergebens! Abgesehen von Santa Cruz, wo ziemlich viel Tabak gebaut wird, ist alles beim alten geblieben. Und doch können Weizen und Wein, Reis, Baumwolle und vieles andere mit großem Vorteil an vielen Orten gebaut werden.

Die Italiener gehen ganz anders vor. Schon heute kaufen sie kein Weizenmehl mehr; sie bauen den Weizen und mahlen ihn auch selbst z. T. schon auf hübschen Dampfmühlen; ja sie würden wohl schon dem Import europäischen oder nordamerikanischen Mehles einen wirksamen Damm entgegengesetzt haben, wenn die Wege von ihren Kolonien nach den Marktplätzen bessere wären. Der auf den italienischen Kolonien gezogene Wein erfreut sich schon jetzt eines guten Rufes und verdrängt in stets steigendem Maße die gewöhnlichen Sorten europäischer Weine, denen er als Tischwein in der That vorzuziehen ist. Die Wein-Produktion ist eine so massenhafte, daß die Kolonisten kaum die Hälfte verkaufen können. Noch viele andere Produkte werden auf den italienischen Kolonien erzeugt; leider fehlen ihnen, wie gesagt, gute Wege. Die Thatfache, daß in Rio Grande do Sul blühende italienische Kolonien sind, die aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Jahrzehnten immer größer werden und die Thatfache, daß diese Italiener gewissermaßen als Gegengewicht gegen die Deutschen hingestellt worden sind, diese beiden Thatfachen sind meines Erachtens gar nicht fest genug im Auge zu behalten, wenn

man über die Kolonisierung Rio Grande do Sul's durch Deutsche sich klar werden will.

Von verschiedenen Seiten, sowohl hier in Deutschland wie drüben in Brasilien, wünscht und hofft man, daß es gelingen möge, eine Massenauswanderung von Deutschland aus nach Süd-Brasilien zu leiten, ähnlich der, welche jetzt nach Nord-Amerika geht, selbstverständlich in entsprechend verkleinertem Maßstabe. Bleiben wir bei dieser wichtigen Frage etwas stehen! Ist eine solche, großartig und planmäßig angelegte Massenauswanderung nach Süd-Brasilien mit einiger Aussicht auf Erfolg durchzuführen, oder giebt es, wenigstens in der Provinz Rio Grande do Sul, nicht noch Hindernisse ganz anderer Art wie die schon besprochenen, die doch ziemlich leicht zu beseitigen wären, giebt es nicht vielleicht noch ganz andere Dinge, welche einem solchen Unternehmen wenigstens jetzt hindernd im Wege stehen? Rio Grande do Sul ist, oder wird es doch in Zukunft werden, wesentlich ein ackerbauendes Land. Ein solches Land, in dem nebenbei auch Viehzucht getrieben wird, die Industrie aber gänzlich in den Kinderschuhen steckt, ist vor allen Dingen auf den Export seiner Bodenprodukte angewiesen, damit es mit diesen die eingeführten Erzeugnisse der auswärtigen Industrie bezahle. Es wird also darauf ankommen, daß Rio Grande do Sul exportiert und daß es — last not least — in seinen Export-Artikeln mit andern Ländern erfolgreich konkurriert. Welche Export-Artikel besitzt das heutige Rio Grande do Sul und wohin werden sie ausgeführt? Diejenigen Bodenprodukte, welche bis jetzt in ziemlich bedeutender Menge ausgeführt werden, sind namentlich schwarze Bohnen und Mais, denen sich wohl Farinha-Mehl zugesellt. Diese Artikel werden zwar aus der Provinz ausgeführt, bleiben aber zum weitüberwiegenden Theile in Brasilien; die nördlichen Provinzen des Kaiserreiches sind

die Käufer. Mit einer Zunahme der Landwirte in der Provinz würde die Produktion von Bohnen und Mais erheblich zunehmen, also auch das Bedürfnis nach gesteigertem Export sich geltend machen. Eine Steigerung des Exportes aber hängt ersichtlicherweise in erster Linie von einem Wachsen der Bevölkerung der Nord-Provinzen des Reiches ab. Ob man auf diesen Faktor aber rechnen kann, ist mehr als zweifelhaft. Schon heute ist in Rio Grande do Sul in Bezug auf Bohnen und Mais das Angebot zur Nachfrage in ein solches Verhältnis gerückt, daß die Preise sehr gedrückt sind und der Kolonist nur einen äußerst geringen Vorteil mit dem Anbau dieser Pflanzen erzielt. Andere wichtige Export-Artikel des Ackerbaues aber besitzt Rio Grande do Sul heute nicht; man müßte denn den Tabak noch hinzunehmen. Bedeutend ist die Tabak-Ausfuhr niemals gewesen, und in den letzten Jahren hat der Rio Grande-Tabak aus Santa Cruz so schlechte Preise in Hamburg erzielt, daß die deutschen Kaufleute in Porto Alegre sich wohl so bald nicht wieder in größerem Maßstabe mit ihm befassen werden.

Zu diesen wenigen Boden-Produkten kommen nun noch die Erzeugnisse der Viehzucht. An der Sonne getrocknetes Fleisch, sogenannte Carque, wird nach den nördlichen Provinzen des Kaiserreichs in großen Quantitäten ausgeführt. Getrocknete oder gesalzene Häute, Hörner, Hufe, Knochenasche gehen nach Nord-Amerika oder Europa, zum größten Teil nach England. An den Wohlthaten der Viehzucht können in Süd-Amerika nur verhältnismäßig wenig Menschen teilnehmen; einer größeren Einwohnerschaft der Provinz kann aus der Viehzucht kein Vorteil erwachsen, wohl aber wird mit zunehmendem Ackerbau die Viehzucht, wie sie jetzt betrieben wird, mehr und mehr zurückgedrängt werden. Die gewaltigen Länderkomplexe, die jetzt zur

Vieh- und Ackerbau notwendig sind, werden nach und nach zerstückelt, dem Ackerbau abgetreten werden, und damit wird die Viehzucht selbst ihren jetzigen Charakter verlieren und ihre Produkte werden eine immer untergeordnetere Rolle für den Export zu spielen anfangen.

Heute konkurriert Rio Grande do Sul mit keinem ackerbautreibenden Lande, ja es besitzt nicht einmal einen landwirtschaftlichen Artikel, mit dem es in genügenden Quantitäten auf dem europäischen Markte erscheinen könnte. Wir wollen nun aber einmal annehmen, Rio Grande do Sul besäße eine starke ackerbautreibende Bevölkerung, die auch Weizen und andere exportfähige Artikel in großen Mengen produzierte. Würde in einem solchen Fall die Provinz mit andern Ländern, welche dieselben Ackerbau-Produkte ausführen, erfolgreich in Konkurrenz treten können? Die Frage ist offenbar sehr wichtig; denn kann sie bejahend beantwortet werden, so kann man daraus schließen, daß Rio Grande do Sul ein geeignetes Land für Massenauswanderung ist; müssen wir die Frage aber mit Nein beantworten, so werden wir auch keine Massenauswanderung nach dorthin zugeben oder nur wünschen können. Meine Antwort auf die obige Frage ist die, daß unter den jetzigen Verhältnissen, d. h. beim jetzigen Stande der Regierung und Verwaltung entschieden „Nein!“ gesagt werden muß. Warum? das will ich kurz zu zeigen versuchen, indem ich mich mehr auf Andeutungen als auf ausführliche Darlegungen einlasse. Der Hauptgrund liegt in einem natürlichen Hindernis, welches sich, wenn überhaupt, doch nur mit den allergrößten Schwierigkeiten und den kolossalsten Kosten wird beseitigen lassen. Die Provinz Rio Grande do Sul hat nur einen Eingang vom Ocean aus, also auch nur einen Ausgang zu demselben hinaus. Dieser Ein- und Ausgang ist die berühmte Barre von Rio



Grande, die schmale Verbindungsstelle des Atlantischen Oceans mit der Lagoa dos Patos, die in deutschen Atlanten zuweilen fälschlich Entensee genannt wird. Die Barre von Rio Grande ist eine Sandbank, welche den Eingang zur Lagoa verstopft und welche so leicht ist, daß große Schiffe niemals, kleine nur sehr unregelmäßig aus- und einlaufen können. Das Meeresufer ist hier sehr flach und besteht aus lockerem Flug- oder Dünen sand, von dem das wogende Meer bald hier, bald da ein großes Stück abreißt, um es in den Eingang zur Lagoa zu werfen, und so die Durchfahrt unmöglich zu machen oder doch zu erschweren. Dann wieder wird eine große Menge Sand von der Barre durch die Fluten des Meeres abgespült und die Barre ist passierbar. Das Wasser der Lagoa dos Patos bringt natürlich gleichfalls nicht unbedeutende Schlamm- und Sandmengen zum Ocean hinab und diese werden wohl auch zum großen Teil auf oder an der Barre abgesetzt, zu deren Verbesserung sie also sicher nicht beitragen. Die Tiefe des Fahrwassers an der Barre von Rio Grande ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden; es ist ein fortwährendes Hin- und Herschwanken. Am äußersten Ende der Barre liegt ein Boot, von dem aus beständig Lotungen gemacht werden. Die Signale, durch welche den Seeleuten der augenblickliche Wasserstand angegeben wird, wechseln nicht selten von Stunde zu Stunde, ja in noch kürzeren Zwischenräumen. Als ich im Juli 1883 die Barre passierte, stießen wir mit unserem Schiffe, welches nicht mehr als neun englische Fuß Tiefgang hatte, wiederholt nicht gerade sehr sanft auf den Grund; und doch wurde damals die Barre für gut gehalten. Seltener schon ist es, wenn 11—12 engl. Fuß Wasser vorhanden sind; einen noch höheren Wasserstand aber dürfte man nur ein- oder zweimal im Jahre antreffen.



Dieser so sehr wechselnde, von Stunde zu Stunde sich ändernde Wasserstand an der Barre ist natürlich das größte Hindernis für die Schifffahrt; denn bei ungenügendem Wasserstand müssen die Schiffe oft sehr lange außerhalb wie innerhalb der Barre warten, ehe sie hinein oder hinaus können. Es ist schon vorgekommen, daß außerhalb der Barre 70—80, innerhalb derselben 50—60 Schiffe auf den Eintritt eines genügend tiefen Wasserstandes gewartet haben, und das nicht etwa einige Stunden oder Tage, sondern viele Wochen und selbst Monate. So hatte der holländische Schoner, mit dem ich meine Reise von Porto Alegre nach England machte, vor zwei Jahren 156 Tage vor der Barre gelegen, ohne sie passieren zu können. Schließlich wurde die Geschichte dem Holländer denn doch zu langweilig, er segelte nordwärts nach Santa Katharina (Desterro), löschte hier einen Teil seiner Fracht, schickte denselben auf eigene Kosten per Dampfer nach Porto Alegre und folgte dann mit seinem nun nicht mehr so tief liegenden Schiffe nach. Transatlantische Dampfer können selbstverständlich niemals die Barre passieren; nur die kleineren, ziemlich flachen, zwischen Rio de Janeiro und Montevideo fahrenden Küstendampfer der brasilianischen National-Linie und einer englischen Gesellschaft (Campert u. Holt in Liverpool, Liverpool Brazilian River Plate Steam Company) kommen bis Rio Grande und Pelotas, ausnahmsweise auch bis nach Porto Alegre. Neuerdings hat die englische Gesellschaft zwei kleine, sehr flache Frachtdampfer bauen lassen, welche ganz speziell für den Dienst nach Porto Alegre bestimmt sind und auch beim schlechtesten Wasserstand die Barre sollen passieren können. Segelschiffe dürfen nicht mehr wie etwa 200 Tons laden, weil sie sonst zu tief liegen. Regelmäßige, direkte Dampfschifffahrt zwischen Rio Grande do Sul und Europa ist wohl fast un-

möglich, und nur kleinere Segelschiffe können mit einiger Sicherheit darauf rechnen, stets unbehindert über die Barre zu kommen. Dabei ist die Schifffahrt an der Barre gar nicht ungefährlich; im Jahre 1882 z. B. gingen innerhalb zweier Wochen drei Schiffe verloren. Führt man über die Barre, so sieht man beständig die Spitzen der Masten gesunkener Schiffe aus dem Wasser emporragen. Infolge dieser und daraus resultirender Verhältnisse sind die Frachten von Europa nach Rio Grande do Sul unverhältnismäßig hoch; so sind z. B. die Frachten von Montevideo nach Porto Alegre zum mindesten ebenso hoch wie von Hamburg nach Montevideo. Die Affekurranz-Gesellschaften verlangen riesige Prämien, ja es ist schon wiederholt vorgekommen, daß sich einige derselben geweigert haben, überhaupt nach Rio Grande Schiffe und Waren zu versichern.

Sind nun die Schiffe glücklich über die Barre gekommen, so haben diejenigen, welche nach Porto Alegre bestimmt sind, noch lange nicht ihr Ziel erreicht; denn zwischen den beiden Punkten erstreckt sich die etwa 250 Kilometer lange Lagoa dos Patos, eines der schlechtesten Fahrwasser der Welt, das nur für kleine oder sehr flach gehende Schiffe jederzeit zugänglich ist. Es ist keine Seltenheit, daß Segelschiffe fast einen Monat Zeit gebrauchen, um von der Barre aus nach Porto Alegre zu gelangen. Durch die Barre von Rio Grande und die Lagoa dos Patos wird die Schifffahrt nach Rio Grande do Sul oder von hier weg sehr erschwert, oft bedeutend in die Länge gezogen und dadurch selbstredend auch unverhältnismäßig verteuert. Daß dies aber namentlich für den Handel mit Bodenprodukten, mit denen die Provinz auf dem europäischen Markt andern ackerbautreibenden Ländern Konkurrenz machen will, vorteilhaft sei, wird wohl kein Mensch behaupten wollen. Da die Produkte der auswärtigen Industrie sehr teuer sind, da

die Arbeitslöhne in Rio Grande do Sul verhältnismäßig sehr hoch sind, so muß schon allein aus diesen Gründen der Preis der Bodenprodukte ein höherer sein wie in andern Ländern, wie z. B. in Nord-Amerika oder Australien. Kommt nun noch hinzu, daß die Fracht nach Europa eine viel bedeutendere ist wie von andern Ländern her, daß überhaupt die Schifffahrt mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, so ist es kaum denkbar, daß Rio Grande do Sul erfolgreich mit andern Ländern würde konkurrieren können. Thatsächlich sind denn auch die Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht bisher gemacht hat, derartig gewesen, daß man die Versuche wohl so bald nicht wiederholen wird; selbst der Export von Tabak hat sich nicht als lohnend genug erwiesen, um zu größeren Unternehmungen anzuapornen. Nach alledem kann man wohl behaupten, daß Rio Grande do Sul, so lange die jetzigen Verhältnisse bestehen bleiben, nicht imstande sein wird, andern ackerbauenden Ländern die Stange zu bieten. Der Hauptgrund ist und bleibt der schlechte Zustand der Barre und Lagoa dos Patos; daher ist denn auch die seit Jahr und Tag mündlich und schriftlich so viel besprochene „Barrefrage“ eine wahre Lebensfrage für die Provinz.

Man hat in letzter Zeit dies auch allgemein eingesehen und dieser so wichtigen Angelegenheit die ihr gebührende Aufmerksamkeit zugewandt; thatsächlich soll eine Verbesserung der Barre und damit die Anlage eines Hafens in Rio Grande vorgenommen werden. Zur Zeit meiner Abreise aus Rio Grande (Mitte Juli 1883) war gerade eine meist aus deutschen Ingenieuren zusammengesetzte Kommission damit beschäftigt, den Zustand der Barre genau zu prüfen und Pläne zur Verbesserung derselben und zum Bau eines Hafens auszuarbeiten. Die erste wirksame Anregung zu diesen umfassenden Unter-

nehmungen ist entschieden dem deutschen Ingenieur Herrn Wilh. Ahrons in Porto Alegre zu verdanken, der dem Ackerbau-Ministerium (zugleich Ministerium für öffentliche Arbeiten) einen derartigen, auf genaue Studien basierten Plan nebst Kostenanschlägen unterbreitete. Herr Ahrons selbst war im Juni und Juli 1883 vom damaligen Ackerbau-Minister Herrn Dr. Henrique d'Avila beauftragt worden, genaue Tiefenmessungen in der Lagoa zu machen, um ein Urtheil darüber zu gewinnen, ob und wie es möglich sei, Verbesserungen zur Förderung der Schifffahrt vorzunehmen. Allein so groß nun auch die Summen sind, welche zunächst für Vorarbeiten, d. h. Untersuchungen, Ausarbeitung der Pläne u. dergl. ausgeworfen sind, so ist die Ausführung der Arbeiten doch noch sehr fraglich. Es interessiert vielleicht den Leser zu erfahren, wieviel derartige Arbeiten in Brasilien kosten: Für die Vorarbeiten sind 800 Contos oder 1600000 Mark bewilligt worden. Für den eigentlichen Bau sind 14000 Contos oder 28000000 Mark veranschlagt und die Regierung hat nach harten Kämpfen im Reichstag für diese riesige Summe eine Zinsengarantie von 7% übernommen. Das ist ja alles recht schön und gut, nicht wahr, lieber Leser? Ich fürchte aber nur, daß es mit dieser Sache ebenso gehen wird, wie es mit solchen Dingen in Brasilien eben zu gehen pflegt, d. h. es wird entweder nichts aus der ganzen Sache oder sie wird gründlich verpfuscht. Ich kann mich natürlich hier nicht auf eine eingehende Erörterung der bei der Barre-Angelegenheit in Betracht kommenden geologischen, hydrographischen und technischen Verhältnisse einlassen, sondern ich begnüge mich damit, die Barre noch einmal als das Haupthindernis einer gedeihlichen Entwicklung der Provinz Rio Grande do Sul zu bezeichnen, als ein Hindernis, welches ganz gewiß noch sehr lange bestehen bleiben wird, mit dem man daher nach

meinem Dafürhalten wesentlich rechnen muß, wenn man der Frage der Kolonisation Rio Grande do Sulz ernstlich näher treten will. Freilich, sollte die Barre-Frage zur Zufriedenheit gelöst werden, dann stehe ich nicht an, Rio Grande do Sul als eines der Länder zu bezeichnen, welche einer großen und glänzenden Zukunft entgegengehen, und allein schon wegen dieser immerhin vorhandenen Möglichkeit sollte Deutschland diese beste der süd-brasilianischen Provinzen nicht aus dem Auge verlieren, sondern dafür sorgen, daß der dort vorhandene deutsche Stamm immer mehr erstärke, auf daß es dereinst ein mächtiges, vielleicht das maßgebende Element der Bevölkerung darstelle.

Im Vorbeigehen will ich auch die drei andern Projekte erwähnen, welche vorhanden sind, um die Provinz zugänglicher zu machen. Das erste und beachtenswerteste ist die Anlage eines künstlichen Hafens in Torres und der Bau einer Eisenbahn von da nach Porto Alegre. Torres ist ein kleiner Küstenort im Norden der Provinz, dicht an der Grenze von Santa Katharina. Wie ich von verschiedenen Leuten, welche die betreffende Lokalität genau kennen, gehört habe, soll sich die Stelle sehr gut zum Hafenbau eignen; namentlich soll die Gefahr des Versandens bei weitem nicht so groß sein wie in Rio Grande an der Barre. Gegen diesen Plan sträuben sich aber selbstverständlich die Städte Rio Grande und Pelotas, und in der That würde ja auch, falls sich der Hafen von Torres realisieren sollte, die Barre aber nicht ausgebeffert würde, zum wenigsten die Stadt Rio Grande bald zum Fischerdorf hinabgesunken sein. Rio Grande steht auf Sand, die ganze Küste ist nur Sand, auf dem nichts wächst, nichts gezogen werden kann.

Ein zweites Projekt ist die Durchstechung der Landzunge, welche die Lagoa dos Patos vom Atlantischen Ocean trennt.

Kurz vor meiner Abreise hatte der Ackerbau-Minister einen Herrn Dr. med. Sichel damit beauftragt, diesen Plan an Ort und Stelle näher zu studieren. Es ist echt brasilianisch, daß man einem Augenarzt (denn das ist Herr Dr. Sichel) einen solchen Auftrag giebt. Übrigens halte ich diese Durchstechung der Landzunge für Unsinn; wahrscheinlich aber will man in Brasilien nicht nur Eisenbahnen, sondern auch große Kanäle haben. Nächstens wird man wohl auch Herrn Lessops mal kommen lassen, um die Angelegenheit zu studieren!?

Der dritte Vorschlag geht endlich dahin, von Santa Katharina aus eine Eisenbahn nach Porto Alegre zu bauen. Es ist dies eine alte Lieblingsidee des Kaisers, der mit der Bahn gern strategische Zwecke verknüpfen möchte, was man ihm nicht verdenken kann. Für das Anlagekapital, das diese Bahn verschlingen würde, hat die Regierung, soviel ich weiß, eine 7<sup>o</sup>/o ge Zinsengarantie übernommen. Der erste und der letzte dieser drei Vorschläge sind gewiß ganz schön und sehr geeignet, um mit ihnen dem Auslande gegenüber zu prunken. Allein man ist in Brasilien, und das heißt so viel: Man lasse diese schönen Träume so lange gänzlich unberücksichtigt, bis sie realisiert sind.

Sollten die angegebenen Verhältnisse nicht deutlich genug zeigen, daß eine Kolonisation in großem Maßstabe in Rio Grande do Sul in diesem Augenblick nicht an der Zeit ist, daß also auch eine Massenauswanderung nach dorthin nicht angeregt werden darf? Ich glaube ganz gewiß! Eine Bevölkerung von vielen Tausenden, besser einigen Hunderttausenden von Kolonisten, die innerhalb eines kurzen Zeitraumes, etwa in vier oder fünf Jahren, in Rio Grande do Sul angesiedelt würde, müßte unter den jetzigen Verhältnissen notwendig in die mißlichsten Umstände hineingeraten. Es würde in der Pro-



vinz eine kolossale Überproduktion von Erzeugnissen des Ackerbaues statthaben; die meisten Kolonisten müßten ihre Produkte, nur um sie überhaupt verkaufen zu können, zu niedrigsten Preisen verschleudern und würden dadurch bald in argen Geldverhältnissen sich befinden. Das darf uns aber, wie ich schon oben hervorhob, keineswegs hindern, einer Auswanderung nach Rio Grande do Sul überhaupt das Wort zu reden; nur muß dieselbe in ziemlich engen Grenzen bleiben und ein bestimmtes Maß nicht überschreiten. Gerade in Rio Grande do Sul müssen sich die Verhältnisse ruhig und langsam entwickeln, wie sie es ja bisher auch gethan haben, und zwar zum Wohl des Landes und seiner Bewohner. Eine ruhige, nicht zu starke Einwanderung ist sehr empfehlenswert, jede Übereilung und Überstürzung kann nur schädlich sein! Wie groß die Zahl derer, welche sich in Rio Grande do Sul als Kolonisten ansiedeln können, jährlich etwa sein darf, darüber werden die Meinungen natürlich sehr auseinandergehen. Wenn ich alle Verhältnisse in Betracht ziehe, in die ich einen Einblick gewonnen habe und von denen ich dem Leser die wichtigsten vorgeführt zu haben glaube, so möchte ich sagen, daß jedenfalls — mit einiger Aussicht auf Erfolg — nicht mehr als 5—6000 jährlich unterzubringen sind. Rechne ich nun, daß die italienische Einwanderung noch im Gange ist und aller Wahrscheinlichkeit nach auch so bald nicht aufhören wird, so kommt mir selbst diese Zahl für unsere deutschen Kolonisten zu groß vor und es wäre wohl möglich, daß tausend oder mehr davon abgezogen werden müßten. Wie man sieht, ist diese Zahl verschwindend klein gegenüber den gewaltigen Auswanderermassen, die alljährlich ihren Weg nach Nord-Amerika nehmen. Wie viele unserer Landsleute jährlich als Kolonisten in den beiden andern südbrasilianischen Provinzen, in Santa Katharina und Parana,



event. untergebracht werden könnten, entzieht sich meiner genauen Kenntnis; indessen glaube ich doch, daß man 3—4000 annehmen darf, so daß die Gesamtzahl der Deutschen, die jährlich als Kolonisten nach Süd-Brasilien auswandern dürfen, etwa 8000 beträgt. Diese haben bei angestrengter Arbeit und wenn nicht unvorhergesehene Umstände ihnen hindernd entgegenreten, ziemlich sichere Aussicht, in einigen Jahren sich ein freies, unabhängiges Besitztum und eine sorgenlose Zukunft erwerben zu können. In dem Maße, wie die Zahl der neuen jährlich sich ansiedelnden Kolonisten überhand nimmt, in dem Maße nimmt die Wahrscheinlichkeit auf eine baldige günstige Gestaltung der Zukunft ab. Wer in dieser Angelegenheit alle persönlichen Rücksichten und äußeren Interessen, die ja bei Auswanderungsfragen eine leider so große und verderbliche Rolle zu spielen pflegen, hintenansetzt und allein die Sache ins Auge faßt, der wird mir, falls er das Land und seine Verhältnisse kennt, beistimmen müssen, wenn ich behaupte: Wir können und dürfen unsern Landsleuten nicht den Rat geben, in großen Massen als Kolonisten nach Rio Grande do Sul auszuwandern, wohl aber könnten wir mit ruhigem Gewissen dieses schöne Land für eine Auswanderung kleinerer Mengen Deutscher im höchsten Grade empfehlen. Übrigens ist Herr Dr. H. v. Ihering in Mundo Novo bei Porto Alegre, von einem andern Gesichtspunkt ausgehend wie ich, zu einem ganz ähnlichen Resultat gekommen, wie ich aus einer Publikation von ihm in „Kositz deutscher Zeitung“ von Porto Alegre ersehen habe.

Eine andere Frage, der ich eine ziemlich hohe Wichtigkeit beimesse, ist die, ob man die Auswanderung nach Rio Grande do Sul organisieren soll oder ob man die Leute allein, ohne Zusammenhang mit einander, ziehen lassen soll. Mit andern

Worten: Würde es sich vielleicht empfehlen, hier in Deutschland eine Kolonisations-Gesellschaft zu gründen; welche es übernimmt, in einem geeigneten Teil der Provinz Rio Grande do Sul eine deutsche Kolonie nach einem fest bestimmten Plan anzulegen?

Ob ich es versuche, die Hauptvorteile oder Nachteile eines solchen Projektes kurz zu bezeichnen, wird es nötig sein, daß ich wenigstens in allgemeinen Umrissen angebe, wie ich mir die Ausführung dieses Gedankens etwa denke. Es möge sich also in Deutschland eine Gesellschaft gebildet haben, welche beabsichtigt, in Rio Grande do Sul eine Ackerbaukolonie zu gründen. Die erste Aufgabe dieser Gesellschaft würde die sein müssen, sich ganz genau über die Verhältnisse des Landes, speziell der Gegend, in der die Kolonie etwa angelegt werden soll, zu orientieren. Dazu genügt aber keineswegs ein Studium der über Rio Grande do Sul erschienenen Schriften, dazu genügen nicht Besprechungen mit Männern, welche die Provinz aus eigener Anschauung kennen oder Korrespondenz mit Landsleuten, die noch drüben sind: Einzig und allein an Ort und Stelle kann eine volle Kenntnis aller in Betracht kommenden Einzelheiten erworben werden. Die Gesellschaft würde also eine etwa aus zwei Herren bestehende Kommission nach Rio Grande do Sul schicken müssen; von diesen Herren müßte der eine natürlich Landwirt sein, während der andere am besten ein solcher wäre, der vielleicht schon im Lande selbst war und daher mit den Verhältnissen und Personen betraut ist. Diese Kommission nun, der sich in Rio Grande do Sul selbst ein des Landes kundiger Feldmesser, deren es eine ganze Anzahl giebt, anzuschließen hätte, den die Kommission also engagieren müßte, hätte nun die Aufgabe, das Land genau in Augenschein zu nehmen, sich umzusehen, ob, wieviel und von welcher Be-

ſchaffenheit Land zu erwerben ſei, mit welchen Schwierigkeiten und Unkoſten ſich gute Wege etwa an einen ſchiffbaren Fluß heran herſtellen laſſen. Sie hätte ſich genau zu informieren über den Preis der Ländereien, die natürlich einen zuſammenhängenden Komplex darſtellen müſſen, ſie hätte ſich mit Hilfe des in ſolchen Dingen bewanderten Feldmeſſers zu vergewiſſern, ob die Papiere, die in Betreff der anzukaufenden Ländereien vorhanden ſein ſollten, auch vollkommen in Ordnung ſind, damit nicht nach dem Ankauf ſpäter Scherereien entſtehen, wie das in Braſilien ſo oft vorkommt. Kurz, die Kommiſſion hätte ſich eben über alles die anzulegende Kolonie Betreffende genaueſte Kenntniß zu verſchaffen und einen eingehenden Plan zur Anlage mit eventuell genauem Koſtenüberſchlag auszuarbeiten.

Jetzt erſt, nachdem dieſe Vorarbeiten gemacht ſind, laſſen ſich beſtimmte Beſchlüſſe faſſen. Das Land kann erworben werden, und während die Kolonisations-Geſellſchaft hier in Deutſchland Koloniſten anwirbt, vermißt der Feldmeſſer die Ländereien genau und teilt ſie in die einzelnen Kolonien ein, fängt eventuell an, die Wege vorzubereiten und ſonſtige Anſtalten zum Empfang der neuen Anſiedler zu treffen. Ich würde es für ſehr weſentlich halten, daß die Ankommenen z. B. gleich ſoviel bearbeitetes Holz vorfinden, daß der Bau eines proviſoriſchen Wohnhauſes mit Schnelligkeit bewerkſtelligt werden könnte. Natürlich müßte die Kolonie einen Direktor haben, welcher die Geſchäfte nach den Intentionen der Geſellſchaft in Deutſchland leitet; da dabei aber auch die Verhältniſſe des Landes weſentlich in Rechnung gezogen werden müſſen, ſo kann der Kolonie-Direktor nur ein Mann ſein, welcher mit den Landesverhältniſſen vertraut iſt. Wie groß die Kolonie von vornherein angelegt werden ſoll, wieviel Familien man unter-

bringen will, ob und wie weit sie später ausgedehnt werden soll, unter welchen Bedingungen man den Kolonisten das Land ablassen will, welche Verpflichtungen diese selbst zu übernehmen haben, wie groß die einzelnen Kolonie=Poste sein sollen, alles das sind Fragen, die wir hier unmöglich diskutieren können, wo wir nur einige Hauptpunkte der ganzen Angelegenheit hervorheben wollen. Auch läßt sich ja ernstlich erst dann darüber sprechen, wenn ein ganz bestimmter Kolonisationsplan vorliegt.

Welche Nachteile oder Vorteile hat nun die hier von mir vorgeschlagene Kolonisation für den Ansiedler selbst? Nachteile müßte ich keine anzugeben, dagegen um so mehr Vorteile. Zählen wir die wesentlichsten derselben kurz auf! Da die neuen Ansiedler entweder von dem des Landes kundigen späteren Kolonie=Direktor von Deutschland aus begleitet werden oder doch, falls derselbe schon im Lande sein sollte, von demselben bei der Ankunft in Empfang genommen werden, so können sie niemals in ähnliche Lagen geraten, wie jene Italiener, von denen ich oben sprach. Zur sofortigen Beförderung der Kolonisten nach der neuen Kolonie muß am Ausshiffungsplatze selbstverständlich alles vorbereitet sein, damit möglichst wenig Aufenthalt, also auch möglichst wenig unnütze Kosten für die Leute entstehen. Auf der Kolonie angekommen, finden sie fertiges Bauholz vor, so daß in ganz kurzer Zeit einfache Holzhäuser, die für den Anfang vollkommen genügen, hergestellt werden können. Jeder Kolonist bekommt Saatkorn und Samereien verschiedener Art, sowie Lebensmittel bis zur ersten Ernte, so viel das absolut notwendig ist. An einer Stelle der Niederlassung wird eine Musterkolonie angelegt, auf der unter Leitung des Direktors beständig Versuche mit neuen Pflanzen zc., mit Haustieren gemacht werden. Von denjenigen Pflanzen, deren Fortkommen sichergestellt ist, werden Samen oder Setzlinge an die Kolonisten abgegeben;

ebenso wird eine stetige Verbesserung der Haustiere angestrebt. Alle diese Wohlthaten, die der einzeln wohnende Kolonist entweder gar nicht, oder doch nur unter sehr erschwerenden Umständen genießen kann, bekommt unser Ansiedler unentgeltlich, d. h. insofern als er kein bares Geld zu zahlen braucht; dagegen soll er sich verpflichten, so und so viel Tage im Jahre an den Begebauten zu arbeiten. Unser Ansiedler braucht sich also nicht selbst mit den oft langwierigen, vielfach fehlschlagenden Experimenten über Einführung neuer Kulturpflanzen und Viehrassen abzugeben; in der Direktions-Kolonie werden solche Versuche systematisch angestellt, und hier hat der Kolonist dann jeden Augenblick Gelegenheit sich zu überzeugen, ob der Anbau dieser oder jener Pflanze von Vorteil für ihn werden könne.

Da die einzelnen Kolonie-Lose selbstverständlich ganz genau vermessen sind, und da jedem Kolonisten, nachdem er seinen Verpflichtungen gegen die Kolonisations-Gesellschaft nachgekommen ist, ein rechtsgültiger Besitztitel ausgestellt wird, so können Grenzstreitigkeiten, wie sie jetzt nur zu häufig sind, gar nicht vorkommen.

Es existiert bisher in Süd-Brasilien ein ähnliches Unternehmen, wie das hier von mir vorgeschlagene: das ist die vom Hamburger Kolonisationsverein in der Provinz Santa Katharina angelegte Kolonie Donna Franziska, anerkanntermaßen eine der besten Kolonien Brasiliens und eine von denjenigen, welche die schnellsten Fortschritte gemacht haben. Ich bin überzeugt, eine verständig angelegte, energisch und unparteiisch geleitete deutsche Kolonie in Rio Grande do Sul würde in kurzer Zeit vollkommen lebensfähig sein und auf eigenen Füßen stehen können. Der einzelne Kolonist wird zu leicht übervorteilt und ist in vielen Beziehungen, eben weil er nur auf sich selbst angewiesen ist, hilflos. Eine Ansiedelung in meinem Sinne ist eine Kommune

und kann vor allen Dingen ohne fremde Hilfe Arbeiten ausführen, an die der einzelne nicht denken kann, z. B. kann Wege bauen, die dem ganzen sowohl wie dem einzelnen zu gute kommen.

Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Vorteil einer planmäßig angelegten und gut geleiteten Niederlassung würde der sein, daß industrielle Unternehmungen weit schneller sich entwickeln können, als das bei vereinzelter Niederlassung der Fall ist. Für Anlage von Holzschneidereien, Mühlen zc. könnte die Kolonisations-Gesellschaft entweder Kredit gewähren oder noch besser, sie würde derartige Anlagen selbst machen und für ihre eigene Rechnung verwalten lassen. Gegenstände des europäischen Importes, namentlich Zeugwaren, Eisenwaren, Glas, Porzellan zc., kurz alle die unentbehrlichen Gegenstände des Hauses oder Geschäftes könnten in größeren Partien durch Vermittelung der Gesellschaft in Deutschland mit Umgehung der Kaufleute in Porto Alegre direkt bezogen und infolge dessen den Kolonisten auch billiger geliefert werden. Mit andern Worten meine ich, es könnte in der Niederlassung eine Art Konsumverein gegründet werden; den Verkauf übernimmt die Kolonisations-Gesellschaft für eigene Rechnung; sie selbst würde dabei gut verdienen (etwa das, was sonst die „erste Hand“, also der Importeur, an den Waren verdient) und die Leute würden die Waren billiger kaufen können wie in der Stadt.

Wie der Leser sieht, kann man eine ganze Anzahl von Punkten anführen, welche einer Kolonieranlage in meinem Sinne günstig sind; ich will mich jetzt auf eine weitere Erörterung der Sache nicht einlassen, vielleicht komme ich gelegentlich dazu, den Gedanken in einer besonderen Schrift eingehender auszuführen. Hier wollte ich nur auf den Gegenstand hingewiesen und ihn der Beachtung aller derer dringend empfohlen haben, welche sich für die Besiedelung Rio Grande do Sulz interessieren!



Bei der ganzen bisherigen Behandlung der Frage, ob Rio Grande do Sul Deutschen als Ziel ihrer Auswanderung empfohlen werden kann, haben wir ausschließlich denjenigen ins Auge gefaßt, der sich in jener Provinz als Kolonist, als Ackerbauer niederlassen will. Es erübrigt uns nun noch, der Frage etwas näher zu treten: Wie verhält es sich in dieser Hinsicht mit andern Berufsclassen? Wie namentlich mit Kaufleuten, Handwerkern, Lehrern &c.?

Der Großhandel, wenigstens das Importgeschäft, liegt zum überwiegenden Theil in den Händen deutscher Kaufleute. Diese Importhäuser in Porto Alegre und Rio Grande haben zum Theil Geschäfte in Hamburg. Die Geschäfte nun lassen sich die jungen Leute, welche sie für die besseren Stellen brauchen, also z. B. Buchhalter, Kassierer, direkt aus Deutschland kommen. Die geringeren Posten werden jetzt gern mit jungen Deutsch-Brazilianern besetzt, da diese vor den eingewanderten jungen Deutschen den Vortheil der Kenntniss der portugiesischen Sprache voraushaben. Ein junger Kaufmann, der nach Rio Grande do Sul auswandert mit der Hoffnung, in einem Import- oder Exportgeschäft eine seinen kaufmännischen Kenntnissen entsprechende Stelle zu finden, wird sich fast regelmäßig bitter enttäuscht fühlen. Zum mindesten müßte er, wollte er anders überhaupt Anspruch auf Beachtung machen, der portugiesischen Sprache vollkommen mächtig sein. Wie viele Kaufleute in Deutschland sind das aber?

Nun sind zwar die zahlreichen Geschäfte zweiter Hand, welche Handel nach den Kolonien und dem weiteren Innern der Provinz treiben, fast ausschließlich deutsch, und man sollte glauben, daß es, wie man das leider nur zu oft in deutschen Blättern liest, für einen jungen deutschen Kaufmann verhältnismäßig leicht sei, in einem dieser zahlreichen Geschäfte lohnende



Beschäftigung zu finden. Aber ganz das Gegentheil ist der Fall. Der junge deutsche Kaufmann ist in Rio Grande do Sul deplaciert; nur in sehr seltenen Ausnahmefällen wird sich eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Stelle finden. Gerade in den letzten Jahren sind verhältnismäßig viele Kaufleute nach Rio Grande do Sul gekommen, in der Erwartung, hier baldigst lohnend beschäftigt zu werden. Obgleich dieselben zum Theil mit den vorzüglichsten Empfehlungen angesehenen Häuser versehen, zum Theil auch durch persönliche Bekannte eingeführt waren, gelang es ihnen doch nicht, eine passende Stelle zu erlangen. Mit den stolzesten Hoffnungen und mit vollem Sicherheitsgefühl sind sie herübergekommen, monatelang haben sie vergebens auf Anstellung gehofft, haben dabei ihr mitgebrachtes Geld verzehrt und sind schließlich froh gewesen, wenn ihnen irgend eine Arbeit geboten wurde, mit der sie doch so viel verdienen konnten, um notdürftig zu leben. Die Bierbrauerei von Fr. Christoffel in Porto Alegre hat schon viele, sehr viele solcher Leute als Flaschen-spüler beschäftigt. Vor wenigen Monaten Commis in einem angesehenen deutschen Geschäftshause — jetzt Flaschen-spüler in einer brasilianischen Brauerei! Und das nicht einmal immer durch eigene Schuld, sondern durch den unverantwortlichen Leichtsin, mit dem hier bei uns von manchen Seiten Rio Grande do Sul als Eldorado gepriesen wird!

Diejenige Stelle, welche ein junger Kaufmann in Porto Alegre, Pelotas u. vielleicht noch am leichtesten erlangen kann, ist die eines „Musterreiters“, der die Stelle unseres Handlungsreisenden vertritt. Die Stellen sind leichter zu haben als andere, weil die Kenntnis der portugiesischen Sprache nicht so notwendig ist wie in der Stadt und weil sie ziemlich häufig vakant werden, denn wohl nur wenige bleiben in diesem müh-

samen, strapazenreichen Ante, wenn ihnen ein anderes, ruhigeres geboten wird. Etwa 30—40 „Musterreiter“ bereisen von Porto Alegre aus die deutschen und italienischen Kolonien, die Serra und Campanha. Es ist gerade kein Vergnügen, jahraus jahrein auf störrischen Maultieren in der größten Sonnenglut und im entsetzlichsten Regenwetter auf den grundlosen Urwaldstraßen Rio Grande do Suls umherzureiten, zu beiden Seiten des Tieres zwei große Lederfäcke mit Mustern; dazu ist das Gehalt ein ziemlich kleines. Von den Gehältern der jungen Kaufleute in Süd-Brasilien hat man in Deutschland überhaupt ganz falsche Vorstellungen und darum will ich hier zur Aufklärung einige Bemerkungen darüber machen. Ein Buchhalter oder Kassierer in einem großen Import- oder Exportgeschäft bekommt 250—300 Milreis (500—600 Mark) monatlich (alle angegebenen Zahlen gelten monatlich); ein erster Commis oder Verkäufer in einem Geschäfte zweiter Hand 180 bis 200 Milreis oder auch etwas mehr (360—400 M.); ein zweiter Commis in einem solchen Geschäft 120—150 Milreis (240—300 M.); ein Musterreiter in kleineren Geschäften vielleicht 80—100 Milreis (160—200 M.), in größeren 100—120—150 Milreis (200—240—300 M.). Mit unsern Verhältnissen verglichen scheinen diese Gehälter immerhin bedeutend zu sein und sicher sind durch solche Zahlen schon viele junge Leute auf den Gedanken gekommen, auszuwandern.

Sehen wir uns aber nun auch einmal die Rehrseite des Bildes an, was leider fast niemals geschieht. Man bedenkt nämlich nicht, daß in Brasilien das Leben weit kostspieliger ist wie in Deutschland. Um das zu zeigen, gebe ich hier Durchschnittspreise einer Anzahl von Gegenständen. Eine Wohnung, bestehend aus Zimmer und Schlafkabinett, unmöbliert, ohne Bedienung und ohne Kaffee, kostet 25—30 Milreis (50—60 Mark)

monatlich; ein leichter Tuchanzug etwa 50 Milreis (100 M.), ein schwarzer Tuchanzug 100—120 Milreis (200—240 M.), ein Paar Bugstiefel 10—12 Milreis (20—24 M.). Möbel, die man sich selbst anschaffen muß, sind sehr teuer, so z. B. ein einfacher kleiner Kleiderschrank mit einer Thür 45 Milreis (90 M.), eine eiserne Bettstelle 30 Milreis (60 M.). Für Logis in einem deutschen Hotel bezahlt man 35—40 Milreis (70—80 M.) monatlich ohne Wein oder Bier. Was die Bierpreise anlangt, so kosten: eine Flasche Nationalbier (einfach) 320 Reis (0,64 M.), eine Flasche Boßbier (national) 400 oder 500 Reis (0,80 oder 1 M.), eine Flasche deutsches Exportbier 1 Milreis (2 M.). Diese Angaben mögen genügen; der Leser kann jedenfalls daraus ersehen, ob ein junger Kaufmann in Porto Alegre, der 120 Milreis monatlich bezieht, besonders viel von seinem Gelde sich ersparen kann, vorausgesetzt, daß er so leben will, wie er es in Deutschland als Commis oder Reisender gewohnt war. Meiner Meinung nach hat er sich nicht verbessert, wenn er eine solche Stellung in Porto Alegre bekommt; ich habe genug junge Kaufleute kennen gelernt, welche nur zu gern wieder in ihrer alten Stellung in Deutschland sein möchten. Ich kann nur sagen: Junge Kaufleute, die hier im alten Vaterlande eine auch nur einigermaßen gute Stelle haben, sollen ruhig zu Hause bleiben; nur dann mögen sie nach Rio Grande do Sul auswandern, wenn sie von einem dortigen Geschäft engagiert werden. In diesem Fall gehen sie allerdings, vorausgesetzt, daß sie sich als tüchtig erweisen, einer guten Zukunft entgegen; denn nun rücken sie leicht in bessere Gehaltsstellen ein und mit Hilfe eines ansehnlichen Kredites, der ihnen gern gewährt wird, können sie sich nach einer Reihe von Jahren, nachdem sie die dortigen Geschäftsverhältnisse genau kennen gelernt haben, selbständig etablieren. Im übrigen aber gebe

ich auswanderungslustigen jungen deutschen Kaufleuten, die nach Süd-Brasilien wollen, noch zweierlei zu dringender Beherzigung zu bedenken: Zu einer Anstellung in einer brasilianischen Stadt ist die Kenntniss der portugiesischen Sprache ein ganz unerlässliches Erfordernis. Ehe der Betreffende sich mit der Landessprache nicht wenigstens einigermaßen vertraut gemacht hat, kann er nimmermehr darauf rechnen, eine seinen Kenntnissen entsprechende Beschäftigung in einem kaufmännischen Geschäft zu finden. Weiterhin beachte man wohl, daß mit der Zeit immer mehr im Lande geborene Deutsch-Brasilianer sich dem Kaufmannsstande widmen, daß diese jungen Leute der Landessprache selbstverständlich mächtig sind, also vor ihren deutschen Kollegen den oft entscheidenden Vorteil voraushaben. Der Kaufmann wird die ersteren daher, wenn sie im übrigen die nötigen Kenntnisse sich angeeignet haben, den letzteren mit Recht vorziehen.

Auch Leuten, welche, durch ein Kapital unterstützt, nach Rio Grande do Sul auswandern wollen, um daselbst ein eigenes Geschäft zu gründen, kann ich nur die äußerste Vorsicht anraten. Die Konkurrenz ist in allen Branchen eine ganz enorme, die Verkaufspreise sind infolge dessen ziemlich gedrückt und zudem ist in der letzten Zeit die allgemeine Geschäftslage eine ziemlich flaue gewesen. Namentlich soll sich das Geschäft nach den Kolonien durch zu große Konkurrenz und damit in Verbindung stehend durch etwas stark verschrobene Kreditverhältnisse sehr verschlechtert haben. Der Kolonist, namentlich derjenige, der noch nicht lange im Lande ist, hat in der Regel nur wenig bares Geld, und so muß denn der Kaufmann oft sehr lange auf Bezahlung seiner Ware warten oder mit Natural-Lieferungen sich zufrieden geben, was immerhin sehr mißlich ist. Außerdem gehört ja auch zur Anlage und Leitung eines eigenen

Geschäftes eine genaue Kenntniss der ganzen Verhältnisse des Landes und der Sprache, die der Natur der Sache nach nur durch einen längeren Aufenthalt im Lande selbst erworben werden kann.

Deutsche Handwerker, wenn sie etwas Tüchtiges gelernt haben, finden in Rio Grande do Sul leicht lohnende Beschäftigung. Gerade die Arbeit des deutschen Handwerkers ist gern gesehen und wird auch in der Regel gut bezahlt. Tischler, Schmiede, Schlosser, Klempner, Bäcker u. können getrost nach Süd-Brasilien auswandern. Freilich in großen Scharen dürfen sie auch nicht dorthin kommen, denn nach und nach erwachsen aus den im Lande geborenen Deutsch-Brasilianern immer mehr Handwerksgesellen und werden zu Konkurrenten der Eingewanderten. Rio Grande do Sul ist insofern für den deutschen Handwerker ein empfehlenswertes Land, als er sich leicht selbständig machen kann. Wenn er gute und solide Arbeit liefert, so wird es ihm sicherlich nicht an genügender Arbeit fehlen. Jeder Handwerker sollte möglichst viel eigenes Werkzeug aus Deutschland mitzubringen suchen; dadurch wird ihm das eventuelle selbständige Etablieren bedeutend erleichtert. Was die Lohnverhältnisse betrifft, so bemerke ich, daß ein Tischler- oder Schlossergeselle z. B. 2—3 Milreis (4—6 M.) täglich verdient; arbeitet er in Akkord, so erhöht sich diese Zahl selbstverständlich um ein nicht Unbedeutendes. Gearbeitet wird in Brasilien nur bei Tageslicht; kein Handwerker läßt bei Lampenlicht arbeiten. Gewisse Klassen von Handwerkern, resp. Arbeitern dürfen nicht nach Süd-Brasilien auswandern; das sind z. B. Sandformer und Metallgießer, Maschinenschlosser, Bergleute.

Ingenieure, Architekten, Feldmesser u. finden in Brasilien manchmal ausgezeichnete Stellungen; an den jetzt im Bau be-

findlichen Eisenbahnen und Brückenbauten z. B. sind zahlreiche Landsleute beschäftigt. Indessen sollte keiner derselben auf gutes Glück auswandern, sondern sich vorher genau nach den Verhältnissen erkundigen. Für die Provinz Rio Grande do Sul möchte ich in dieser Hinsicht auf die Herren Wilhelm Ahrons, Ingenieur in Porto Alegre, und Gustav Schmidt, Feldmesser, ebenda verweisen. Beide Herren werden gewiß bereit sein, auf eine diesbezügliche Anfrage die wünschenswerte Auskunft zu erteilen.

Wer nun aber unter keinen Umständen ohne vorheriges festes Abkommen nach Rio Grande do Sul auswandern sollte, das sind Lehrer oder gar Lehrerinnen. Wie die Schulverhältnisse in jener Provinz liegen, habe ich in mehreren Aufsätzen in dem „Korrespondenzblatt des allgemeinen deutschen Schulvereins zu Berlin“ auseinandergesetzt, so daß ich hier mit dem Hinweis darauf auf eine nochmalige Schilderung verzichten kann. Auf briefliche Anfragen bin ich selbstverständlich jederzeit bereit, nähere Auskunft zu geben; für Porto Alegre verweise ich dieserhalb auf Herrn Lehrer J. Poisl daselbst, ferner auf Herrn Dr. W. Rotermund in Sao Leopoldo bei Porto Alegre.

Damit dürften im wesentlichen die Punkte, welche ich mir in dieser kleinen Skizze zu besprechen vorgenommen hatte, erledigt sein. Ich habe wenig oder nichts über Klima, Bodenbeschaffenheit, Gesundheitsverhältnisse zc. gesagt. Indem ich bemerke, daß von diesen Gesichtspunkten aus nichts gegen Rio Grande do Sul zu sagen ist, ja daß weit eher diese Punkte eine deutsche Auswanderung nach dorthin sehr empfehlenswert erscheinen lassen, mache ich noch einmal auf das Buch von Dr. Henry Lange: „Süd-Brasilien“ aufmerksam, in dem der Leser das Wissenswerte in ausgezeichnete Weise zusammengestellt finden wird.

Ziehen wir nun zum Schluß das Facit unserer Betrachtungen über den Wert oder Nichtwert der süd-brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul für deutsche Auswanderung, so glaube ich dasselbe etwa so zusammenfassen zu dürfen: Die Provinz Rio Grande do Sul, in der schon viele Tausende von Deutschen eine zweite, glückliche Heimat gefunden haben, ist an und für sich als für die deutsche Auswanderung sehr empfehlenswert zu bezeichnen. Indessen sind die Verhältnisse daselbst bis jetzt noch derartig, daß eine Massenauswanderung nach dort entschieden nicht statthaft ist. Da man nicht weiß, ob die verschiedenen Mißstände, welche eine umfangreiche Kolonisation daselbst erschweren, bald beseitigt sein werden, so dürfen alljährlich nur einige Tausend Auswanderer als Kolonisten hinübergehen, von andern Berufsclassen entsprechend weniger. Planmäßige und systematische Propaganda für eine Massenauswanderung nach Rio Grande do Sul in Deutschland zu machen, halte ich bis jetzt wenigstens für ein falsches Vorgehen, welches unvereinbar ist mit der moralischen Verantwortlichkeit, welche diejenigen übernehmen, auf deren Veranlassung sich vielleicht Tausende unserer Landsleute entschließen, in Rio Grande do Sul eine neue Heimat zu suchen. Dagegen möchte ich die Gründung einer Kolonisations-Gesellschaft, die es unternimmt, eine Ackerbau-Kolonie anzulegen, empfehlen. Dadurch allein schon könnte ein einheitlicher Zug in die Auswanderung nach Rio Grande do Sul hineingebracht werden.

---



## Anhang.

### Die deutschen Niederlassungen in Süd-Brasilien und die deutsche Kolonial-Politik\*).

Bekanntlich wurde durch den Cirkular-Erlaß vom 3. November 1859 des damaligen preußischen Ministers v. d. Heydt die Auswanderung nach Brasilien untersagt und dadurch den frisch aufblühenden jungen Koloniesen Süd-Brasiliens beinahe die Lebensader unterbunden. Wären die Deutschen Süd-Brasiliens nicht so zähe und widerstandskräftig gewesen, die Brasilianer nicht so indifferent, es hätte ganz anders kommen müssen, wie es gekommen ist, die Deutschen wären längst im einheimischen Element aufgegangen. Immer und immer hat man gehofft, jenes völlig ungerechtfertigte Edikt des preußischen Ministers würde aufgehoben und dadurch dem jungen Deutschtum Süd-Brasiliens neuer Zuwachs, neue Lebenskraft zugeführt werden. Alle Reisende haben sich sehr günstig über die deutschen Koloniesen ausgesprochen, zweimal haben die Deutschen selbst beim Reichstag petitioniert, kurz es ist alles aufgeboten worden, um die Aufhebung des Auswandererverbotes zu erwirken. Vergebens! Es giebt in Brasilien wahrlich nicht mehr Gefahren für unsere ausgewanderten Landsleute als in Nord-Amerika und dorthin ist die Auswanderung ohne weiteres gestattet. Warum also nicht auch nach Brasilien?

„Und dennoch“, sagt «Koseriß' deutsche Zeitung» „legt man

---

\*) Zum Teil nach „Koseriß' deutsche Zeitung“ von Porto Alegre vom 30. Aug. 1884.

der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten keine Hindernisse in den Weg, trotzdem der Deutsche dort hanteeiert wird, englische Waren konsumiert und dem Vaterland mit Sack und Pack verloren geht, während hier absolut das Gegenteil geschieht, denn der Auswanderer konsumiert hier dreimal so viel Waren, als er es drüben thun würde; er ist und bleibt Abnehmer des Vaterlandes und nutzt demselben hier relativ mehr als irgendwo auf der Welt“.

Nun kommt der Artikel auf die Schwenkung der deutschen Regierung zur Kolonial-Politik zu sprechen und meint, daß, falls man der deutschen Thatkraft in fremden Ländern einen größeren Spielraum gewähren wolle, das Fortbestehen des Erlasses von 1859 ein entschiedenes Dementi sei, welches die deutsche Regierung ihrer neuesten Politik giebt. In den drei süd-brasilianischen Provinzen leben heute etwa 200000 Deutsche und Abkömmlinge von Deutschen, denen es durchschnittlich gut geht und die einen sehr bedeutenden Faktor für den deutschen Export bilden, wie die Handelstabellen beweisen. Das ist also eine fertige Niederlassung, die gewiß auch bei der neuen Lage der Dinge in Betracht gezogen werden müßte, wenngleich über ihr nicht die deutsche Flagge weht und wir brasilianische Unterthanen sind und auch stets bleiben wollen. Wir verlangen auch nicht viel vom Reiche: Wir rufen seinen Schutz nicht an, wir wollen es in keine internationalen Komplikationen verwickeln, wir verlangen keine Geldopfer; das einzige, worum wir bitten, ist: daß man uns gleich stelle mit allen übrigen Deutschen im Auslande, daß man uns nicht mehr systematisch daran verhindere, durch Nachfluß von Einwanderern aus dem Stammlande zu erstarken — in einem Wort, wir verlangen nichts als die Aufhebung der Auswanderungsverbote von 1859. Das sicherste Mittel, jede Veränderung der Verhältnisse hier

zu verhindern, ist: uns den Nachfluß der deutschen Auswanderung abschneiden. Führt dieses System fort, so werden uns die Italiener gar bald über den Kopf wachsen, und in der vierten oder fünften Generation werden die hiesigen Deutschen im einheimischen Elemente aufgegangen sein. Je stärker aber die deutsche Einwanderung wird, um so mehr Einfluß wird unser Element — innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen — auf die Entwicklung des Landes ausüben und um so schneller werden sich die Verhältnisse bessern. Das ist die reine Wahrheit, die aber leider in den amtlichen deutschen Kreisen noch immer ignorirt wird.“

Ich kann mich — wohl mit allen Kennern Süd-Brasiliens — diesen Ausführungen nur voll und ganz anschließen. Ja, die Aufhebung des Auswanderungsverbotes von 1859 ist eine Nothwendigkeit für das Gedeihen der deutschen Niederlassungen in Süd-Brasilien, sein Fortbestehen ist eine Ungerechtigkeit. Wir hoffen mit unsern wackern Landsleuten drüben, daß ihr sehnlichster Wunsch — Aufhebung des Erlasses von 1859 — bald in Erfüllung gehen möge. Dann wird die deutsche Kolonie Rio Grande do Sul's und der zwei andern süd-brasilianischen Provinzen Santa Katharina und Parana einen mächtigen Aufschwung nehmen und vor allen Dingen wird dann auch das Deutschtum für alle Zeiten dort gesichert sein, nicht aber untergehen wie in Nord-Amerika. Möchten alle Freunde Süd-Brasiliens das Ihre thun, damit der deutschen Kolonisation in Süd-Brasilien keine Schwierigkeiten mehr bereitet werden!





6/7.

# Die Probebibel.

Beleuchtet

von

Lic. theol. L. Krummel,

Pfarrer in Sandhausen, Baden.

---

Vortrag,

gehalten bei der evang. Konferenz zu Heidelberg am 15. Okt. 1884.

---

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg 1885.

Sammlg. v. Vorträgen XIII.

13

Alle Rechte vorbehalten.



## Die Probebibel.

---

Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung ist von der deutsch-evangelischen Christenheit schon seit langer Zeit als eine Nothwendigkeit erkannt worden. Die Cansteiner Bibelanstalt, welche sich seit halb 200 Jahren um deren Herausgabe und Verbreitung die größten Verdienste erwarb, hat daran schon seit den ersten Tagen ihres Bestandes gearbeitet und die mehr als 500 von ihr besorgten Auflagen weisen nach dieser Seite hin einen stetigen Fortschritt auf. Allein auch die letzte vor bald 50 Jahren von Herrn Dr. Bindseil gemachte Revision hat den Ansprüchen, welche an ein so wichtiges und umfassendes Werk zu machen sind, in genügender Weise nicht zu entsprechen vermocht.

Am 21. September 1857 wurde deshalb auf einer Specialkonferenz der Vertreter deutscher Bibelgesellschaften bei dem damaligen Stuttgarter Kirchentag der Beschluß gefaßt, in diesem Revisionswerke weitere Schritte zu thun und insbesondere dahin zu wirken, daß durch eine oberste kirchliche Behörde, von welcher allein ein solches Unternehmen mit Erfolg ausgehen könne, eine solche neue Bibelausgabe veranstaltet werde, welche als eine Normalausgabe anzusehen wäre, nach welcher sich sämtliche Bibeldrucke zu richten hätten.



Dies ist denn nun auch geschehen, und die Cansteiner Bibelanstalt hat es, ermuntert durch die Kundgebungen und Beschlüsse der Kirchentage von Hamburg 1858 und Stuttgart 1869, der Eisenacher kirchlichen Konferenzen in den Jahren 1863, 1868, 1870 und 1880 und der in Stuttgart 1879, in Halle 1880 stattgehabten Konferenzen deutscher Bibelgesellschaften, „als eine Ehrenaufgabe angesehen, das Revisionswerk unbeirrt durch manche und schwere Bedenken, welche die finanziellen Opfer ihr nahe legten, auf alle Weise zu fördern; denn sie hatte seit ihrer 1710 erfolgten Gründung ihren Beruf zu allen Zeiten recht eigentlich darin erkannt, die Lutherbibel nicht allein zu möglichst mäßigen Preisen zu verbreiten, sondern dieselbe auch durch wiederholte Revisionen in möglichst vollkommener Gestalt wiederzugeben und in lebendigem Zusammenhange mit der Fortentwicklung des allgemeinen sprachlichen Bewußtseins zu erhalten (Borm. d. Probeb. XIV)“.

Auf Grund der in dieser Hinsicht entscheidenden Beschlüsse der Eisenacher kirchlichen Konferenz vom Jahre 1863 hat sich eine aus den vorzüglichsten Bibelf Kennern der deutschen Nation, soweit sie sich zu diesem schwierigen, ein hohes Maß theologischer Bildung und deutscher Sprachkenntnis erfordernden Werke bereit erklärten, bestehende Bibelrevisionskommission gebildet, welche, unausgesetzt damit beschäftigt, bis zum Jahre 1870 zunächst das Neue Testament in einer von mehreren Bibelgesellschaften, namentlich der englischen, angenommenen, schon in 59 Ausgaben erschienenen, revidierten Gestalt herausgegeben und seither mit demselben, aber nochmals revidiert, auch das viel größere Schwierigkeiten bietende Alte Testament, somit die ganze heilige Schrift als sogenannte Probebibel zu jedermanns Begutachtung vorgelegt hat, bevor sie nach ihrer Erwartung für längere Zeit hinaus die deutsche Normalbibel werden soll.

Bis zum Jahr 1886 sind noch zwei Jahre, ein weder zu lang noch zu kurz bemessener Zeitraum, für diese Superrevisionsarbeit festgesetzt, in welcher das nach Ausgabe seiner Verfasser „mit gewissenhafter Vorsicht und maßvoller Besonnenheit“ ausgearbeitete Werk seine „Feuerprobe“ bestehen soll (Vorm. XXIV). Bis 1885 sollen die Gutachten einlaufen, von 1885—1886 sollen dieselben von den einzelnen Kommissionen, für die geschichtlichen Bücher von Bertheau, Clausen, Delitzsch, Kleinert, Kübel und Schröder, für die poetischen Bücher und die Apokryphen von Baur, Grimm, Hoffmann, Schlottmann und Schröder, für die prophetischen Bücher von Dusterdieck, Ramphausen, Kapff, Kühn, Riehm und Schröder, geprüft werden, und um Michaelis 1886 soll alsdann die Schlußentscheidung stattfinden, zu welcher sämtliche Mitglieder der Revisionskommission, die Vertreter der Eisenacher Konferenz, die eigene Bibeldrucke veranstaltenden deutschen Bibelanstalten, einzelne hervorragende theologisch gebildete Vertreter der Volksschulen und der höheren Schulen, Herr Dr. Frommann (als vorzüglicher Sprachkenner) und Herr Dr. Mönckeburg, als Nestor und bahnbrechender Urheber des ganzen Revisionswerkes, beigezogen werden.

Ist damit die ganze deutsch-evangelische Christenheit zur Meinungsäußerung aufgefordert, so hat schon jeder einzelne, der sich dazu berufen fühlt, das Recht und die Pflicht, seine Ansichten und Wünsche geltend zu machen, noch viel mehr gilt dies von den verschiedenen deutschen Kirchenregierungen, von den theologischen Lehrkörpern an den Universitäten und von allen sonstigen Korporationen oder Vereinigungen, welche sich, ob mehr theoretisch oder mehr praktisch, die Förderung der religiösen Erkenntnis und des evangelischen Lebens angelegen sein lassen. Die Fakultäten werden es sich gewiß nicht nehmen

lassen, vor dem Abschlusse dieses so tief in die theologische Wissenschaft eingreifenden Werkes, sofern es noch nicht geschehen ist, ihre Boten darüber abzugeben. Im Einverständniss mit den übrigen deutsch-evangelischen Kirchenregierungen hat unser badischer Oberkirchenrat den ganz richtigen und verfassungsmäßig korrekten Weg eingeschlagen, einerseits durch die Vertreter der Diöcesen und Einzelgemeinden die gesamte Landeskirche mit dem für Haus, Schule und Kirche gleich wichtigen Unternehmen bekannt zu machen, und anderseits durch eine aus vielen sachkundigen Männern gebildete Kommission ein gemeinsames Gutachten darüber zu veranlassen.

Sollte unsere auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse und damit speciell auf der Lutherbibel stehende evangelische Konferenz mit einem solchen zurückbleiben? Wir haben noch jedesmal, wo es sich um wissenschaftliche, kirchliche oder praktische Fragen des evangelischen Lebens handelte, eine offene und klare Stellung dazu eingenommen. Wir sind diesmal noch besonders dazu veranlaßt durch das Vorgehen des badischen wissenschaftlichen Predigervereins, auf dessen Versammlung zu Karlsruhe am 2. Juli 1884 von dem Referenten Prof. Dr. Plitt aus Dossenheim in ziemlich abschätziger Weise von der Probekbibel geredet, die bei ihrer Ausarbeitung befolgten Grundsätze als nicht richtig und irreführend bezeichnet, und sogar der Antrag gestellt wurde, zu dem ganzen Revisionswerke eine ablehnende Haltung einzunehmen und die Bildung eines Vereins anzustreben, welcher es sich zur Aufgabe machen würde, unabhängig von der Halle'schen Probekbibel eine neu revidierte Lutherbibel herauszugeben. Dieser Antrag ist nun allerdings von der Mehrheit der Anwesenden verworfen und „der gegen das Revisionswerk in Scene gesetzte Sturm lauf“, wie sich die Allgemeine Zeitung und andere Blätter darüber ausgesprochen

haben, vereitelt worden. Aus diesem Vorgange könnte gleichwohl gefolgert werden, daß man dem Halleſchen Reviſionswerke in Baden im allgemeinen mehr Mißtrauen als Vertrauen entgegenzubringen geneigt wäre; um ſo mehr als derartige Stimmen ſchon mehrfach in der Tagespreſſe lautbar geworden ſind.

Es wird nun allerdings ſchwer halten, auch nur mit annähernder Sicherheit feſtzuſtellen, was in dieſer Hinſicht als allgemeine Stimmung innerhalb unſerer badiſchen Landeskirche zu bezeichnen iſt. Iſt es doch überhaupt nicht gar vielen möglich, in einer ſo viele Vorkenntniſſe jeder Art erfordernden Frage ſich ein begründetes Urtheil zu bilden. Zur Herſtellung des maſoretischen Textes des Alten Teſtamentes bedurfte es Jahrhunderte langer Arbeit der rabbinischen Gelehrten; nicht viel weniger Zeit von Erasmus bis Elzevir zur Feſtſtellung des recipierten Textes im Neuen Teſtament. Der gelehrte Hieronymus hat der Übertragung der heiligen Schrift aus dem Hebräiſchen und Griechiſchen in die lateiniſche Sprache ſeine ganze Lebenszeit gewidmet; Luther, kann man wohl ſagen, ebenſo, und jedenfalls hat er mit ſeinen Freunden über die Überſetzung dieſer oder jener ſchwierigen Stelle oft tagelange Beratungen geflogen. Die Engländer haben ſich zur Herausgabe ihres revidierten Neuen Teſtamentes, das im Jahre 1881 erſchienen iſt, eine Reihe von Jahren Zeit genommen, und ihr revidiertes Altes Teſtament, welches jetzt handſchriftlich fertiggeſtellt ſein ſoll, wird auch noch jahrelanger Prüfung unterzogen werden, bis es, gleich jenem, als Normalausgabe dem Drucke übergeben wird. Der Genfer Profeſſor Segond, welcher als Privatmann vor wenigen Jahren eine nach dem Urtheile aller Kenner ſehr vortreffliche und ſchon in zahlloſen Exemplaren verbreitete, neue franzöſiſche Bibelüberſetzung herausgegeben,

hat auf dieses, für einen einzelnen doppelt schwierige Werk, wie er in der Vorrede sagt, Jahrzehnte hindurch unermüdlichen Fleiß und rühmenswerte Sorgfalt verwendet.

Ich führe solche Thatfachen an, um zu zeigen, daß jeder, der auf diesem Gebiete irgendwie mitreden will, ganz bescheidenlich seine Unzulänglichkeit bekennen muß. Wenn ich mich trotz dieser in der Natur der Sache liegenden Schwierigkeiten nach einer Aufforderung des Moderamens unserer Konferenz bereit finden ließ, ein Votum über die Probebibel abzugeben, so hat dies seinen Grund darin gehabt, daß ich mich schon seit vielen Jahren mit einer Revision der Lutherschen Bibelübersetzung in einzelnen Büchern und besonders wichtigen Abschnitten an der Hand der neuesten Bibelfcommentare befaßt, und seit dem Erscheinen der Probebibel alle freie Zeit darauf verwendet habe, erstens für die durch unsere Kirchenbehörde angeregte badische Revisionskommission in dem Buche Hiob und in der Weisheit Salomos die hier vorgenommene Revisionsarbeit Vers für Vers und Wort für Wort einer eingehenden Kritik zu unterziehen, zweitens sämtliche in den kanonischen Büchern des Alten und Neuen Testaments, mehr als 3000 vorgenommenen Abänderungen des Luthertextes auf ihre Berechtigung und ihren Wert zu prüfen (zu einer Prüfung der mehr als 1000 Änderungen in den Apokryphen hat mir, abgesehen von der Weisheit Salomos, die Zeit gefehlt) und drittens so ziemlich alles, was über das Halle'sche Revisionswerk sowohl in früheren Jahren als neuestens durch den Druck veröffentlicht worden ist, durchzusehen.

Meine Ansicht darüber hat sich wesentlich anders gestaltet, als sie von Professor Dr. Plitt dem wissenschaftlichen Predigerverein in Karlsruhe vorgetragen worden ist. Ich habe sie in folgende Sätze zusammengefaßt, zu deren Begründung ich nun

übergehe und um deren Billigung ich Sie, verehrte Freunde, bitten möchte:

1. „Die Halleſche Probepibel, in welcher Luthers Bibel-  
überſetzung, ſoweit ſie mangelhaft geblieben, an einer  
ſehr großen Anzahl von Stellen in richtiger Weiſe  
korrigiert worden iſt, wird von uns als eine höchſt  
dankeſwerte Arbeit der damit beſchäftigten deutſchen  
Theologen angeſehen.
2. Wir verkennen nicht, daß dieſe Arbeit, ſo forgfältig  
und gewiſſenhaft ſie auch ausgeführt wurde, dennoch  
ſelbſt wieder der Verbeſſerung bedürftig iſt, ſofern die  
vorliegende Überſetzung  
einerſeits in ſprachlicher Hinſicht nicht allen An-  
forderungen entſpricht, welche an einen guten, leſ-  
baren und wohlverſtändlichen Lutherbibeltext geſtellt  
werden dürfen, und  
anderſeits, was den Sinn betrifft, die Korrekturen  
weder überall in richtiger, noch in genügender  
Zahl vorgenommen worden ſind.
3. Wir ſind aber der Zuverſicht, daß die Halleſche Bibel-  
reviſionskommiſſion die bei ihr einlaufenden Ver-  
beſſerungsvorſchläge berückſichtigen und das notwendige,  
heilige und ſegensvolle Werk einem befriedigenden Ziele  
entgegenführen werde.“

## I.

Ich glaube zunächſt nachweiſen zu können und zu ſollen,  
daß wir es bei der Probepibel mit einem Werke zu thun haben,  
für welches den Herausgebern, auch wenn noch manches zu  
beſſern und zu vervollkommen übrig geblieben iſt, der auf-



richtige und warme Dank aller deutschen Bibelleser gesagt werden muß.

Die im Bormorte (S. 26, 31, 57, 58 u. 62) angegebenen Grundsätze, nach welchen verfahren wurde, und die im wesentlichen auch mit denjenigen der englischen Revisionisten und des Genfer Professor Segond übereinstimmen, sind als vollkommen richtig, ja als die in diesem Falle einzig möglichen zu bezeichnen. Ich kann mir ohne Rückhalt das von Professor Dr. Schott im „Schwäb. Merkur“ v. 6. April d. J. ausgesprochene Urteil aneignen, daß „das durch einträchtiges Zusammenwirken der evangelischen Kirchenregierungen und der Bibelanstalten nach mehr als zwanzigjähriger angestrebter Arbeit vollendete schöne und schwierige Werk“ sei „ein Denkmal deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, freier Unbefangenheit und echter Pietät gegen den Übersetzer, dessen Namen unsere deutsche Bibel seit mehr als 300 Jahren trägt“. Wenn auch noch manches dazu fehlt, daß (nach Borm. S. 26) „der ganze gesicherte Ertrag der exegetischen Forschung von drei Jahrhunderten“ jetzt schon in die künftige Volks- und Kirchenbibel aufgenommen wäre, so ist dies doch bei einem sehr ansehnlichen Teile davon geschehen, und die „mit gewissenhafter Vorsicht und maßvoller Besonnenheit“ vollendete Arbeit (Bormort S. 24.) darf allen Anspruch darauf machen, statt in maßloser Hervorhebung ihrer Mängel und Unvollkommenheiten als ein mehr oder weniger verfehltes Unternehmen bezeichnet zu werden, vielmehr als ein großer, höchst bedeutender Fortschritt in dem Werke der Übertragung des heiligen Gotteswortes aus den Ursprachen in unsere deutsche Muttersprache freudig begrüßt zu werden.

Ich setze voraus, daß niemand unter uns daran zweifelt, daß unsere deutsch-evangelischen Kirchenregierungen und Bibel=



anstalten mit der Revision unserer Bibelübersetzung ein notwendiges und gutes Werk unternommen und dazu auch gerade den richtigen Zeitpunkt ausgewählt haben. Luther hat ja allerdings mit seiner deutschen Bibel ein Meisterwerk geschaffen, dem bis jetzt keine andere Nation ein ebenbürtiges zur Seite zu stellen vermocht hat, welches deshalb unter allen Umständen in seiner Eigenartigkeit unangetastet bleiben muß. Er ist aber selbst schon weit davon entfernt gewesen, dasselbe als ein vollkommenes, keiner Besserung bedürftiges hinzustellen; er hat wohl mutwilligen Tadlern und Stümpern gegenüber in gerechtem Stolge sagen können, daß man ihm „sein Dolmetschen in Frieden lassen“ solle; in edler Bescheidenheit hat er aber auch das Wort gesprochen: „ob man mich müßte angreifen und tadeln, der ich zuweilen in der Dolmetschung gefehlet hätte, das will ich zu Dank annehmen, denn wie oft hat Hieronymus gefehlet“, und bis an sein Lebensende nicht abgelaßen, Änderungen und Besserungen daran vorzunehmen. In noch viel höheren Maße ist dies seither von anderer Seite geschehen, wenn auch wenig beachtet und weder viel gelobt, noch viel getadelt: die Cansteiner Bibelanstalt hat mit der Zeit so viele Änderungen jeder Art vorgenommen, daß wir gar nirgends mehr eine echt Luthersche, sondern nur eine Reihe verschiedener, sich daran anlehrender Bibelübersetzungen im Gebrauch haben, deren an zahllosen Stellen hervortretende Verschiedenheiten eine ziemliche Verwirrung angerichtet und den Gebrauch der Bibel in Haus, Schule und Kirche vielfach erschwert haben. Keinem Theologen oder wer sonst die Bibel im Grundtext liest, ist unbekannt, daß Luther an vielen Stellen, besonders des Alten Testaments, weil ihm vor 300 Jahren die uns jetzt zu Gebote stehenden exegetischen Hilfsmittel fehlten, unrichtig übersetzt und manchem Verse, ja ganzen Abschnitten der Bibel, einen ganz

anderen Sinn gegeben hat, als von den heiligen Schriftstellern beabsichtigt war; man ist in weiteren Kreisen hauptsächlich seit dem Erscheinen der Bibelübersetzungen von de Wette, Stier, Bunsen, Gerlach u. a. darauf aufmerksam geworden, und es hat seither kaum irgendwo in Stadt und Land Befremden erregt, wenn der Pfarrer seiner Predigt oder Schriftauslegung einen anderen als den Lutherschen Text zu Grunde legte. Auch selbst was die rein sprachliche Seite seiner Übersetzung anbelangt, hat gewiß noch niemand unter uns die nach dieser Seite hin äußerst zahlreichen und starken Änderungen der Ganssteinschen Bibelanstalt tadeln wollen. Luther, der eigentliche Schöpfer und Begründer unserer hochdeutschen Schriftsprache, hat seiner Zeit weder alle Härten, Unvollkommenheiten und Unklarheiten des Alt- und Mittelhochdeutschen zu überwinden, noch die volle Kraft, Tiefe und Schönheit unserer deutschen Sprache so zur Entfaltung zu bringen vermocht, wie dies seither durch unsere deutschen Klassiker geschehen ist. Den Fortschritt, den unsere Muttersprache, gleich allen anderen Sprachen der Welt, in den letzten Jahrhunderten gemacht hat, können wir nicht ungeschehen machen. Ich denke, wir wollen es auch gar nicht und sind ohne Ausnahme nicht des Sinnes, unseren Bibellefern bei aller Pietät für den großen Reformator und sein unsterbliches Werk eine Rückkehr zu der Dürbheit und Rauheit seiner Schreib- und Sprechweise zuzumuten. Ganz abgesehen davon, daß wir im deutschen Reiche gegenwärtig eine von der früheren wesentlich abweichende Rechtschreiblehre angenommen und in allen Schulen eingeführt haben.

Es kommt dazu, was keineswegs von untergeordneter Wichtigkeit ist, daß zur Zeit auch die uns stammverwandten Engländer, deren Bibelgesellschaft wie in allen andern Sprachen, so auch in der deutschen die meisten Bibelexemplare verbreitet,

und ebenso die Franzosen, mit denen wir uns seit 1871 in Elsaß und Lothringen inniger als früher berühren, mit der Ausarbeitung revidierter Bibelausgaben beschäftigt sind, daß in diesem Jahrhundert überhaupt, bei dem riesigen Fortschritte der Missionsthätigkeit in aller Welt, immer neue Bibelübersetzungen und infolge davon auch unausgesetzt fortschreitende Revisionen der schon vorhandenen vorgenommen werden, welche natürlich nicht nach irgendwelchen Übersetzungen in andere Sprachen, sondern überall möglichst nach den Grundtexten geschehen. Sollten wir Deutsche allein bei diesem sicherlich nicht zu verachtenden Fortschritte der Bibelforschung und der Bibelverbreitung zurückbleiben und lediglich auf Grund zähen Festhaltens an dem alten Herkömmlichen, wie ich neulich von deutschen Lutheranern Nordamerikas gelesen habe, ein Revisionswerk von der Hand weisen wollen, das uns die Bibel sowohl wahrer und getreuer, als auch schöner, lesbarer und verständlicher in unserer deutschen Sprache wiederzugeben verspricht? Nein, wir freuen uns desselben vielmehr von ganzem Herzen und helfen gerne an demselben bessern und vervollkommen, was noch mangelhaft geblieben ist. Die Bibelübersetzung Luthers ist, wie er selbst gewollt hat, längst aus seinem persönlichen Besitztum ein Besitztum der ganzen deutsch-evangelischen Christenheit geworden und unterliegt darum auch den Fortschritten und Veränderungen, welche diese seit der Reformationzeit gemacht hat.

Ist dies mein allgemeiner Standpunkt in dieser Frage, so behaupte ich zuvörderst, es ist in dieser Hinsicht von der Halleschen Bibelrevisionskommission schon großes und sehr rühmenswertes geschehen. Unter den mehr als 4000 Korrekturen, welche sie in der Probekibel vorgenommen hat, will ich dies an folgenden, unzweifelhaft richtigen und besonders hervortretenden Beispielen nachweisen.

## Luther:

1. Mos. 3, 16: „und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein“.

1. Mos. 4, 1: „ich habe den Mann, den Herrn“.

1. Mos. 27, 39: „du wirst eine fette Wohnung haben auf Erden und vom Tau des Himmels von oben her“.

1. Mos. 33, 18: „darnach zog Jakob gegen Salem, zu der Stadt des Sichem“.

1. Mos. 49, 22: „Joseph wird wachsen, er wird wachsen wie an einer Quelle. Die Töchter treten einher im Regiment.“

1. Mos. 49, 24: „aus ihm sind gekommen Hirten und Steine in Israel“.

4. Mos. 21, 17—18: „Da sang Israel dieses Lied und sangen um einander über dem Brunnen: Das ist der Brunnen, den die Fürsten gegraben haben, die Edeln im Volk haben ihn gegraben, durch den Lehrer und ihre Stäbe.“

5. Mos. 26, 5: „Die Syrer wollten meinen Vater umbringen, der zog hinab nach Ägypten“.

Richter 15, 19: „Da spaltete Gott einen Backenzahn in dem Kinnbacken, daß Wasser herausging“.

1. Sam. 18, 10: „Saul weissagte daheim im Haus“.

2. Sam. 7, 19: „Das ist eine Weise eines Menschen, der Gott der Herr ist“.

2. Sam. 23, 5: „denn alles mein Heil und Thun ist, daß nichts wächst“.

Esra 4, 14: „nun wir aber alle dabei sind, die wir den Tempel zerstöret haben“.

## Probebibel:

1. Mos. 3, 16: „und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein“.
1. Mos. 4, 1: „ich habe einen Mann durch den Herrn“.
1. Mos. 27, 39: „du wirst eine Wohnung haben ohne Fettigkeit der Erde und ohne Tau des Himmels von oben her“.
1. Mos. 33, 18: „darauf zog Jakob mit Frieden zu der Stadt des Sichem“.
1. Mos. 49, 22: „Joseph wird wachsen, er wird wachsen wie ein Baum an der Quelle, daß die Zweige emporsteigen über der Mauer“.
1. Mos. 49, 24: „durch ihn, den Hirten und Stein Israels“.
4. Mos. 21, 17—18: „Da sang Israel dieses Lied: Brunnen, steige auf! Singet von ihm! Das ist der Brunnen, den die Fürsten gegraben haben, die Edeln im Volk haben ihn gegraben, mit dem Scepter, mit ihren Stäben“.
5. Mos. 26, 5: „mein Vater war ein Syrer und nahe dem Umkommen, und zog hinab nach Ägypten“ (statt: „nahe dem Umkommen“ vielleicht besser „ein Nomade“ — so Segond).
- Richter 15, 19: „Da spaltete Gott die Höhlung in dem Kinnbacken“ (d. i. an der Höhe des Kinnbackens = Ramath-Lehi B. 17).
1. Sam. 18, 10: „Saul rasste daheim im Haus“.
2. Sam. 7, 19: „und das nach Menschenweise, Herr, Herr“ (Segond: et tu daignes instruire un homme de ces choses, Seigneur, Eternel).
2. Sam. 23, 5: „all mein Heil und all mein Begehren, das wird er wachsen lassen“.
- Esra 4, 14: „nun wir aber das Salz des Königshauses essen“ (= in seinem Solde stehen).

## Luther:

Hiob 1, 11: „was gilt's, er wird dich ins Angeficht segnen“.

„ 4, 6: „ist das deine Gottesfurcht, dein Trost, deine Hoffnung und deine Frömmigkeit?“

„ 4, 17: „wie mag ein Mensch gerechter sein denn Gott oder ein Mann reiner, denn der ihn gemacht hat?“

„ 5, 8: „Doch ich will jetzt von Gott reden und von ihm handeln“.

„ 6, 26: „ihr erdenket Worte, daß ihr nur strafet, und daß ihr nur pauset Worte, die mich verzagt machen sollen“.

„ 7, 4: „und darnach rechnete ich, wenn es Abend wollte werden; denn ich war ganz ein Scheusal jedermann, bis es finster ward“.

„ 12, 6: „der Verstörer Hütten haben die Fülle, und toben frech wider Gott; wiewohl es ihnen Gott in ihre Hände gegeben hat“.

„ 13, 15: „siehe, er wird mich doch erwürgen, und ich kann es nicht erwarten; doch will ich meine Wege vor ihm strafen“.

„ 15, 11: „aber du hast irgend noch ein heimliches Stück bei dir“.

„ 17, 3: „ob du gleich einen Bürgen für mich wolltest setzen; wer will für mich geloben?“

„ 22, 30: „und der Unschuldige wird errettet werden; er wird aber errettet um seiner Hände Reinigkeit willen“.

„ 31, 27: „Hat sich mein Herz heimlich bereden lassen, daß meine Hand meinen Mund küsse?“

## Probebibel:

- Job 1, 11: „was gilt's, er wird dir ins Angesicht absagen“.
- „ 4, 6: „ist nicht deine Gottesfurcht dein Trost, deine Hoffnung die Unsträflichkeit deiner Wege“.
- „ 4, 17: „wie mag ein Mensch gerecht sein vor Gott? oder ein Mann rein sein vor dem, der ihn gemacht hat?“
- „ 5, 8: „ich aber würde zu Gott mich wenden, und meine Sache vor ihn bringen“.
- „ 6, 26: „Gedenket ihr Worte zu strafen? Aber eines Verzweifelnden Rede ist für den Wind“.
- „ 7, 4: „und der Abend ward mir lang; ich wälzte mich, und wurde des satt bis zur Dämmerung“.
- „ 12, 6: „— und Ruhe haben, die wider Gott toben, die ihren Gott in der Faust führen“.
- „ 13, 15: „siehe, er wird mich doch erwürgen, und ich habe nichts zu hoffen; doch will ich meine Wege vor ihm verantworten“.
- „ 15, 11: „und ein Wort, in Lindigkeit zu dir gesprochen?“ (— sollte das nichts vor dir gelten).
- „ 17, 3: „sei du selbst mein Bürge bei dir; wer will mich sonst vertreten?“
- (Bem.: in Kap. 21, 24 u. 28 sind ganze Abschnitte richtiger übersetzt!)
- „ 22, 30: „auch der nicht unschuldig war, wird errettet werden; er wird aber errettet werden um deiner Hände Reinigkeit willen“.
- „ 31, 27: (habe ich Sonne und Mond götzendienerisch angesehen) „daß mich mein Herz heimlich berebet hätte, ihnen Küsse zuzuworfen mit meiner Hand?“



## Luther:

Hiob 33, 14: „denn wenn Gott einmal etwas beschließet, so bedenkt er es nicht erst hernach“.

„ 37, 13: (Gott schickt Wolken —) „es sei über ein Geschlecht oder über ein Land, so man ihn barmherzig findet“.

„ 38, 33: „Weißt du, wie der Himmel zu regieren ist? Oder kannst du ihn meistern auf Erden?“

„ 39, 13—14: „Die Federn des Pfauen sind schöner, denn die Flügel und Federn des Storchs, — der seine Eier auf der Erde läßt“.

Psaln 8, 6: „Du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott ver-lassen sein, aber mit Ehre und Schmuß wirst du ihn krönen“.

„ 11, 7: (Der Herr ist gerecht und hat Gerechtigkeit lieb) „darum daß ihre Angesichter schauen auf das da recht ist“.

„ 16, 2: (du bist ja der Herr) „ich muß um deinetwillen leiden“.

„ 30, 6: (denn sein Zorn währet einen Augenblick) „und er hat Lust zum Leben“.

„ 39, 10: (Ich will schweigen und meinen Mund nicht aufthun); „du wirst es wohl machen“.

„ 49, 8—10: (Kann doch ein Bruder niemand erlösen) „noch Gott jemand versöhnen; — ob er auch gleich lange lebet und die Grube nicht ficket“.

„ 50, 5: (Versammle mir meine Heiligen), „die den Bund mehr achten, denn Opfer“.

„ 74, 3: „tritt auf sie mit Füßen und stoße sie gar zu Boden“.

„ 74, 11: (Warum wendest du deine Hand ab) „und deine Rechte von deinem Schoße sogar?“

„ 122, 4: „zu predigen dem Volke Israel“.

## Probebibel:

Hiob 33, 14: „denn in einer Weise redet Gott und in einer andern, nur siehet (— besser: beachtet —) man's nicht“.

„ 37, 13: „es sei zur Züchtigung über ein Land, oder zur Gnade läßt er sie kommen“.

„ 38, 33: „Weißest du des Himmels Ordnungen, oder bestimmst du seine Herrschaft über die Erde?“

„ 39, 13—14: „Der Fittich des Straußes hebt sich fröhlich. Dem frommen Storch gleicht er an Flügel und Federn. Doch läßt er seine Eier auf der Erde und läßt sie die heiße Erde ausbrüten“.

Psalm 8, 6: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuß hast du ihn gekrönt“.

„ 11, 7: „Die Frommen werden schauen sein Angesicht“.

„ 16, 2: „ich weiß von keinem Gute außer dir“.

„ 30, 6: „und lebenslang seine Gnade“.

„ 39, 10: „denn du hast's gethan“.

„ 49, 8—10: „noch Gotte jemand versöhnen; — daß er fortlebe immerdar und die Grube nicht sehe“.

„ 50, 5: „die den Bund mit mir gemacht haben beim Opfer“.

„ 74, 3: „heb auf deine Schritte zu dem, was so lange wüste liegt“.

„ 74, 11: „zeuch von deinem Schoß deine Rechte, und mach's ein Ende“.

„ 122, 4: „wie geboten ist dem Volk Israel“.

## Luther:

Psalm 139, 5: „du schaffest es, was ich vor oder hernach thue“.

„ 144, 12: (unsere Töchter, wie die ausgehauenen Erker),  
„gleichwie die Paläste“.

Sprüche 14, 10: „Wenn das Herz traurig ist, so hilfst keine  
äußerliche Freude“.

„ 17, 17: „Ein Freund liebet allezeit, und ein Bruder  
wird in der Not erfunden“.

„ 20, 25: (Es ist einem Menschen ein Strick), „das  
Heilige lästern und darnach Gelübde suchen“.

„ 24, 8: „Wer ihm selbst Schaden thut, den heißt man  
billig einen Erzbösewicht“.

„ 28, 17: „Ein Mensch, der am Blut einer Seele un-  
recht thut, wird nicht erhalten, ob er auch in die Hölle  
führe“.

„ 31, 25: „ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig  
ist, und wird hernach lachen“.

Pred. 3, 15: „Was Gott thut, das steht da; und was er  
thun will, das muß werden, denn er trachtet und jaget  
ihm nach“.

Jes. 7, 2: „Die Syrer verlassen sich auf Ephraim“ (da bebt  
ihm das Herz).

„ 9, 1—3: Diese ganze Stelle ist von Luther falsch und unver-  
ständlich übersetzt.

## P r o b e b i b e l :

Psalm 139, 5: „rückwärts und vorwärts umgiebst du mich“.

„ 144, 12: „da man Paläste mit zieret“.

Sprüche 14, 10: „Das Herz kennet sein eigen Leid, und in seine Freude kann sich kein Fremder mengen“.

„ 17, 17: „und ein Bruder wird er in der Not erfunden“.

„ 20, 25: „sich mit Heiligem übereilen, und erst nach dem Geloben überlegen“.

„ 24, 8: „Wer ihm vornimmt, böses zu thun, den heißt man billig einen Erzbösewicht“.

„ 28, 17: „Ein Mensch, der am Blut einer Seele schuldig ist, der wird flüchtig sein bis zur Grube, und niemand halte ihn auf!“

„ 31, 25: „Kraft und Schöne sind ihr Gewand, und sie lacht des kommenden Tages“.

Pred. 3, 15: „Was geschieht, das ist zuvor geschehen, und was geschehen wird, ist auch zuvor geschehen; und Gott sucht wieder auf, das vergangen ist“.

Jes. 7, 2: „Die Syrer haben sich gelagert in Ephraim“.

„ 9, 1—3: „Denn es wird nicht dunkel bleiben über denen, so in Angst sind. Hat er zur vorigen Zeit gering gemacht das Land Sebulon und das Land Naphthali, so wird er es hernach zu Ehren machen, den Weg am Meere, diesseits des Jordans, der Heiden Galiläa. Das Volk, so im Finstern u. s. w. Du machest des Volkes viel, du machest groß seine Freude. Von dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte“.

## Luther:

Jes. 10, 15: „wie der rühmen kann, der den Stecken führt und hebt, und führt ihn so leicht, als wäre er kein Holz“.

„ 13, 21: „Zihim — Ohim“.

„ 61, 1: (der Geist des Herrn ist über mir), „darum hat mich der Herr gesalbt“.

Jerem. 12, 2: „du lässest sie viel von dir rühmen und züchtigest sie nicht“ (die Gottlosen).

„ 23, 23: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott der ferne sei?“

Hesek. 21, 2: „träufe gegen dem Mittag“.

„ 34, 16—19: Hier hat Luther ganz unrichtig übersetzt.

Dan. 7, 24: „nach demselben (nämlich dem vierten Reich) wird ein anderer aufkommen“.

„ 11, 38: „an des Statt wird er seinen Gott Mausim ehren“.

Hos. 6, 4: „Wie will ich dir so wohl thun, Ephraim (und Juda); denn die Gnade, so ich euch erzeigen will, wird sein wie eine Taumwolke des Morgens, und wie ein Tau, der frühe morgens sich ausbreitet“.

„ 8, 14: (Israel vergißt seines Schöpfers) „und bauet Kirchen“.

„ 12, 1: „aber Juda hält noch fest an Gott und am rechten heiligen Gottesdienst“.

Amos 3, 12: „Die zu Samaria wohnen, und haben in der Ecke ein Bett und zu Damaskus eine Sponde“.

## Probebibel:

Jes. 10, 15: „als ob die Rute schwänge den, der sie hebt, als ob der Stecken hübe den, der kein Holz ist“.

„ 13, 21: „Wüstentiere — Eulen“.

„ 61, 1: „darum, daß mich der Herr gesalbet hat“.

Jerem. 12, 2: „nahe bist du in ihrem Munde, aber fern von ihrem Herzen“.

„ 23, 23: „bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott von ferne her?“

Hesek. 21, 2: „predige gegen dem Mittag“.

„ 34, 16: „Aber was fett und stark ist, will ich vertilgen, und will es weiden mit Gericht“. (V. 17 gleichlautend.)

18—19: „Ist's euch nicht genug, so gute Weide zu haben, daß ihr das übrige mit Füßen tretet, und so schöne Borne zu trinken, daß ihr auch noch darein tretet, und sie trübe machet?“

Dan. 7, 24: „nach denselbigen (nämlich den 10 Königen) wird ein anderer aufkommen“.

„ 11, 38: „an des Start wird er den Gott der Festungen ehren“.

Hos. 6, 4: „Was soll ich dir thun, Ephraim (und Juda)? Denn eure Liebe ist wie eine Morgenwolke und wie ein Tau, der früh morgens vergeht“.

„ 8, 14: „und bauet Paläste“.

„ 12, 1: „aber auch Juda hält nicht fest an Gott und an dem Heiligen, der treu ist“.

Amos 3, 12: „die zu Samaria sitzen in der Ecke des Ruhebettes und auf dem Lager von Damask“.

## Luther:

Zeph. 3, 9: „alsdann will ich den Völkern anders predigen lassen mit freundlichen Lippen“.

Sach. 11, 7: „ich hütete der, Schlachtschafe um der elenden Schafe willen, und nahm zu mir zween Stäbe: Sanft und Wehe“.

Matth. 8, 9: „ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan“.

„ 8, 32: „mit einem Sturm“.

„ 13, 54: „und kam in sein Vaterland und lehrte sie in ihren Schulen“.

„ 15, 5: „wenn ich's opfere, ist dir's viel nützer“.

„ 26, 8: „wozu dient dieser Unrat?“

„ 26, 12: „daß man mich begraben wird“.

„ 28, 1: „Am Abend aber des Sabbath's, welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertages der Sabbathen“.

Mark. 9, 49: „Es muß alles mit Feuer gesalzen werden“.

„ 9, 50: „so aber das Salz dumm wird, womit wird man würzen?“

Lut. 11, 52; „denn ihr den Schlüssel der Erkenntnis habet“.

Joh. 4, 24: „Gott ist ein Geist“.

„ 10, 12: „Ich bin ein guter Hirte“.

Ap.=Gesch. 2, 3: „und man sah an ihnen die Zungen zerteilet, als wären sie feurig“.

„ 12, 25: „Barnabas und Saulus kamen wieder gen Jerusalem und überantworteten die Handreichung“.

„ 17, 11: „denn sie waren die edelsten unter denen zu Thessalonich“.



## Probebibel:

Zeph. 3, 9: „alsdann will ich den Völkern reine Rippen geben (daß sie alle anrufen)“.

Sach. 11, 7: „ich hütete der Schlachtschafe, ja der elenden unter den Schafen, und nahm zu mir zween Stäbe: Huld und Eintracht“.

Matth. 8, 9: „ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterthan“.

„ 8, 32: „von dem Abhang“.

„ 13, 54: „und kam in seine Vaterstadt und lehrte sie in ihrer Schule“.

„ 15, 5: „es ist Gott gegeben, das dir sollte von mir zu nuß kommen“.

„ 26, 8: wozu dient diese Vergeudung?

„ 26, 12: „daß sie mich zum Grabe bereite“.

„ 28, 1: „Als aber der Sabbath um war, und der erste Tag der Woche anbrach“.

Mark. 9, 49: „es muß ein jeglicher mit Feuer gesalzen werden“.

„ 9, 50: „so aber das Salz dumm wird, womit wird man's würzen?“

Luk. 11, 52: „denn ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen“.

Joh. 4, 24: „Gott ist Geist“.

„ 10, 12: „Ich bin der gute Hirte“.

Ap.=Gesch. 2, 3: „und es erschienen ihnen Zungen, zerteilet, wie von Feuer“.

„ 12, 25: „Barnabas und Saulus kamen wieder von Jerusalem, nachdem sie überantwortet hatten die Handreichung“.

„ 17, 11: „diese aber waren edler denn die zu Thessalonich“.

## Luther:

Ap.=Gesch. 17, 21: „daß ihr allzu abergläubig seid“.

Röm. 4, 12: (und würde auch ein Vater der Beschneidung)  
„nicht allein derer, die von der Beschneidung sind, sondern  
auch derer, die da wandeln in den Fußstapfen des Glaubens“.

„ 7, 2: „ist sie verbunden an das Gesetz“.

„ 8, 3: „und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und verdammt die Sünde im Fleisch der Sünde“.

„ 11, 15: „denn so ihr Verlust der Welt Verjöhnung ist, was wäre das anders, denn das Leben von den Toten nehmen“.

„ 13, 11: „näher, denn da wir es glaubten“.

„ 15, 16: „zu opfern das Evangelium Gottes“.

1. Kor. 13, 5: „sie trachtet nicht nach Schaden“.

2. „ 5, 6: „so wollen wir dem Herrn“.

2. „ 6, 11—12: „unser Herz ist getrost. Unjerthalben dürft ihr euch nicht ängsten. Daß ihr euch aber ängstet, das thut ihr aus herzlicher Meinung“.

Gal. 4, 25: „und langet bis gen Jerusalem“.

Eph. 1, 12: „die wir zuvor auf Christum hoffen“.

2. Tim. 1, 13: (halte am guten Vorbild und heilsamen Worte, die du von mir gehöret hast) „vom Glauben und von der Liebe in Christo Jesu“.

Hebr. 9, 8: (daß noch nicht geoffenbaret wäre) „der Weg zur Heiligkeit, so lange die erste Hütte stände“.

## Probebibel:

Ap.-Gesch. 17, 22: „daß ihr in allen Stücken gar sehr die Götter fürchtet“.

Röm. 4, 12: „derer, die nicht allein von der Beschneidung sind, sondern auch wandeln in den Fußstapfen des Glaubens“.

„ 7, 2: „ist sie an ihn gebunden durch das Gesetz“.

„ 8, 3: „und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und der Sünde halben, und verdammt die Sünde im Fleisch“.

„ 11, 15: „denn so ihre Verwerfung der Welt Versöhnung ist, was wird ihre Annahme anders sein, denn Leben von den Toten?“

„ 13, 11: „denn da wir gläubig wurden“.

„ 15, 16: „priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes“.

1. Kor. 13, 5: „sie rechnet das Böse nicht zu“.

2. „ 5, 6: „so wollen wir ferne vom Herrn“.

2. „ 6, 11—12: „unser Herz ist weit. Ihr habt nicht engen Raum in uns; aber eng ist's in euren Herzen“.

Gal. 4, 25: „und kommt überein mit Jerusalem“ (nämlich der Sinai).

Ephes. 1, 12: „die wir zuvor auf Christum hofften“.

2. Tim. 1, 13: „im Glauben und in der Liebe in Christo Jesu“.

Hebr. 9, 8: „der Weg zum Heiligen, so lange die vorderste Hütte stünde“.

Die angeführten Stellen, die ich zu hunderten vermehren könnte, werden genügend sein für den Nachweis, daß die Revision der Lutherschen Bibelübersetzung, auch wenn man von

den außerordentlich zahlreichen geographischen, archäologischen, naturwissenschaftlichen und anderen derartigen Irrthümern absehen wollte, eine absolute Nothwendigkeit war, und daß der Halle'schen Kommission für ihre schwierige und zeitraubende Arbeit der aufrichtige Dank aller Gottes Wort in unverfälschter, reiner und lauterer Gestalt verlangenden deutscher Bibelleser gebührt.

## II.

Daß diese Arbeit aber noch nicht abgeschlossen ist, sondern nach verschiedenen Seiten hin einer gründlichen Superrevision bedarf, das ist der zweite Satz, den ich aufgestellt und nunmehr zu begründen habe.

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich mich damit auf ein ziemlich schwieriges Gebiet begeben, sofern es sich dabei um die Kritik eines Werkes handelt, an welchem höchst angesehene Theologen und Gelehrte, jeder für sich und alle gemeinsam, auf Grund umfassender Vorarbeiten und eingehender Beratungen über das allgemeine wie über das einzelne, seit mehr als zwei Jahrzehnten gearbeitet haben. In loyalem Verfahren hat die Revisionskommission jedoch erklärt, daß sie mit dem endgültigen Drucke der revidierten Bibel nicht vorgehen werde, bis von allen Seiten Zustimmung oder Besserung fordernde Gutachten bei ihr eingelaufen sein würden; sie will es sich also gerne gefallen lassen, wenn auch andere, als die von ihr vertretenen Ansichten und Gesichtspunkte geltend gemacht werden. Mit gutem Gewissen darf ich außerdem sagen, daß ich mit meinen kritischen Bemerkungen keine andere Absicht verfolge, als dem im allgemeinen von mir gutgeheißenen Revisionswerke durch Vorschläge zu dessen Verbesserung und Vervollkommenung nützlich zu sein und, soweit mir möglich ist, mit zuhelfen, daß dasselbe einem die ganze deutsch-evangelische Christenheit befriedigenden Endziele entgegengeführt wird.

Ich habe nur zu bemerken, daß sich meine kritischen Bemerkungen, wenn auch nicht ausschließlich, auf die kanonischen Bücher des Alten und Neuen Testaments beschränken werden, und daß ich über das Buch Hiob und die apokryphische Weisheit Salomos ausführliche Referate an die in Baden bestellte Revisionskommission eingesandt habe.

Indem ich nun zunächst das Deutsch, die Sprache und Schreibweise der Probek Bibel ins Auge fasse, glaube ich behaupten zu dürfen, daß dieselbe in jeder Hinsicht zu altertümlich gehalten ist, als daß wir sie ohne durchgreifende und bedeutende Abänderungen so, wie sie vorliegt, in Haus, Schule und Kirche gebrauchen können. Die Hallschen Revisionisten wären schon zu tadeln gewesen, wenn sie nur dem nach dieser Seite hin schon längst gebesserten Cansteiner Texte ohne weitere Änderungen gefolgt wären; sie haben aber, über diesen weit zurückgehend, auch solche Sprachformen der Reformationszeit aufgenommen, deren Beseitigung schon seit bald 200 Jahren als eine absolute Notwendigkeit angesehen worden ist. Ich kann dies in keiner Weise billigen und bin der Überzeugung, daß die Wiedereinführung einer gegenwärtig uns so ungewohnten altertümlichen oder besser veralteten Sprachweise die Lust und Liebe zum Bibelleseu schädigen, in den Schulen, wo eine andere Schriftsprache gelehrt wird, zu ernstern Konflikten führen, auf der Kanzel und am Altar schwer erträglich sein wird, mit der Annahme der neuen deutschen Orthographie durch die Revisionskommission in Widerspruch steht und so ziemlich das Gegenteil von demjenigen bedeutet, was in dieser Hinsicht derzeit von den Engländern und Franzosen bei ihren Revisionen geschieht oder schon geschehen ist.

Lassen Sie mich dies an einer Reihe von Beispielen nachweisen. Wir lesen in der Probek Bibel: 1. Mose 32, 10 und oft: „mehr weder“ statt mehr als; 1. Mose 33, 14: „mählich“

statt gemächlich; 1. Mos. 45, 1: „da sich Joseph seinen Brüdern bekannte“ (Canstein: mit seinen Brüdern bekannte) statt sich seinen Brüdern zu erkennen gab; wie in der Überschrift des Kapitels richtig steht; 1. Mos. 49, 20: „niedliche Speise“ statt köstliche Speise; 2. Mos. 5, 1 und oft ähnlich: „da ging Mose und Aaron“ statt gingen; Richt. 4, 21: „Schlaf“ statt Schläfe; 1. Kön. 22, 34: „Hengel“ statt Wehrgehänge; 2. Kön. 2, 9: „daß mir werde ein zwiefältig Teil von deinem Geiste“ statt daß dein Geist bei mir sei zwiefältig (Canst. Berl.); Esch. 1, 6: „Marmeln“ statt Marmor; Ps. 22, 18 und oft: „alle meine Beine“ statt Gebeine; Ps. 116, 3: „Ängste der Hölle“ statt Angst; Ps. 140, 5 und oft: „vor den freveln Leuten“ statt frevelhaften; Ps. 22, 1 und Spr. 5, 19: „Hinde“ statt Hindin; Spr. 12, 8, Ap. Gesch. 8, 22: „tücken“ statt Tücke üben und „Tud“ statt Tücke; Spr. 14, 5: „frechlich“ statt frech (B. Canst. türlichlich); Spr. 24, 18 und oft ähnlich: „es möchte der Herr sehen“ statt es möchte es der Herr sehen; Spr. 28, 13: „wer seine Missethat leugnet, dem wird nicht gelingen“ statt dem wird es nicht gelingen; Spr. 14, 16: „troziglich“ statt trozig oder frech; Spr. 27, 20: „unsättig“ statt unersättlich; Spr. 30, 15: „Blutegel hat zwei Töchter“ statt der Blutegel hat zwei Töchter; Hiob 1, 21: „nacket“ statt nackend; Hiob 1, 22: „nichts Thörlisches“ statt Thörichtes; Hiob 2, 3: „du hast mich bewegt“ statt bewogen; Hiob 2, 11: „wurden's eins“ statt wurden eins; Hiob 3, 20: „den Müheseligen“ statt den Mühseligen (ebenso Matth. 21, 28, in der Überschrift des Kapitels aber steht richtig: Einladung der Mühseligen); Hiob 5, 13: „er fäheth die Verkehrten“ statt er fängt die Verkehrten; Hiob 6, 8: „wes ich hoffe“ statt was ich hoffe (Hebr. 11, 1, steht richtig: das man hoffet); Hiob 7, 17: „bekümmerst dich mit ihm“ statt um ihn; Hiob 7, 18: „alle Stunde“

statt alle Stunden; Hiob 9, 6: „er weget die Erde aus ihrem Ort“ statt bewaget; Hiob 27, 18: „Schauer“ statt Laubhütte (wie schon Canst. corrigiert hat); Hiob 34, 10: „es sei ferne, daß Gott sollte gottlos handeln“ statt frevelhaft (Canst. ungöttlich); Hiob 34, 13: „verordenet“ statt verordnet; Hiob 40, 21: „einen Angel“ statt eine Angel; Pred. 11, 9: „thue, was dein Herz lüstet“ statt gelüstet; Jes. 1, 18 und oft: „Rosenfarbe“ statt Scharlachfarbe, wenigstens in den meisten Fällen, oder Rosinfarbe, was man wohl beibehalten könnte; Jes. 25, 1: „deine Vornehmen“ mißverständlich statt deine Rathschlüsse; Jes. 28, 11: „mit spöttlichen Lippen“ statt spöttischen; Jes. 44, 9: „ist kein Ruß“ statt keine Rüge; Jer. 4, 18: „dies hast du zu Lohn für dein Wesen“ statt zum Lohn; Jer. 16, 6: „sollen nicht begraben, noch geklagt werden“ statt beklagt; Jer. 45, 3: „zu meinem Schmerzen“ statt zu meinen Schmerzen oder zu meinem Schmerze; Jer. 50, 38: „Trockne soll kommen“ statt Trockenheit; Jer. 48, 16: „schie“ statt nächstens; Jer. 52, 20: „unmeßlich viel“ statt unermesslich; Klagl. 2, 13: „wem soll ich dich gleichen“ statt vergleichen; Hes. 9, 1: „eine mordliche Waffe“ statt Mordwaffe; Hes. 9, 2—3: „einen und den Schreibzeug“ statt ein und das Schreibzeug; Hes. 15, 5: „fortmehr“ statt hinfort mehr; Hes. 22, 26: „Frevellich“ statt freventlich; Hes. 23, 46: „gieb sie in die Kappuze und Raub“ statt in Mord und Raub; Hes. 47, 16: „das mit Hauran grenzet“ statt an Hauran grenzet oder an der Grenze von Hauran liegt; Dan. 11, 23: „listiglich“ statt listig; Zeph. 2, 9: „Wüstnis“ statt Wüstenei; Amos 4, 10: „Stank“ statt Gestank; Hes. 1, 7: „glinzeten wie Erz“ statt glänzeten; Joel 3, 5: „des Herrn Namen“ muß mit: Ap. Gesch. 2, 21 übereinstimmend übersetzt werden: „den Namen des Herrn“; Sagg. 2, 7: „aller Heiden Röstlichstes“ statt Gut (L. C.=Trost); Matth. 3, 8: „thut rechtschaffene Frucht der



Buße" statt bringt Frucht oder Früchte; Matth. 10, 15: "träglich" statt erträglich; Matth. 7, 9: "so ihn sein Sohn bittet ums Brot" statt um Brot; Matth. 18, 26: "ich will dir's alles bezahlen" statt dir; Matth. 18, 35: "so ihr nicht vergebet von eurem Herzen" statt von euren Herzen; Matth. 19, 5: "darum wird ein Mensch Vater und Mutter lassen" statt verlassen (was 1. Mos. 2, 24 richtig mit verlassen übersetzt ist); Matth. 26, 4: "mit List" statt mit Gift; Matth. 27, 3: "herwieder" statt wieder; Luk. 1, 20: "du wirst erstummen" statt verstummen; Luk. 24, 28: "als wollte er fürder gehen" statt weiter; Ap. Gesch. 27, 9: "als die Faste schon vorüber war" statt die Fastenzeit; (Canst. die Fasten; ähnlich Joel 1, 14: "eine Faste heiligen" statt ein Fasten); Röm. 6, 19: "begebet eure Glieder zu Dienste der Gerechtigkeit" statt zum Dienste; ähnlich Eph. 6, 4: "reizet eure Kinder nicht zu Zorn" statt zum Zorn; Röm. 14, 10, 2. Kor. 5, 10: "Richtstuhl Christi" statt Richterstuhl; 1. Kor. 5, 12: "richtet ihr nicht, die da hinnen sind" statt drinnen; 2. Kor. 8, 14: "Überschwang" statt Überfluß (wie in demselben Verse dasselbe griechische Wort richtig übersetzt ist); Eph. 4, 14: "wegen und wiegen lassen" statt wägen; Kol. 2, 22: "welches sich doch alles unter Händen verzehret" statt unter Händen (Canst.) oder richtiger: durch den Gebrauch; 2. Petr. 1, 3: "was zum Leben und göttlichem Wandel dienet" statt zum Leben und göttlichen Wandel; Offenb. 8, 5 u. 16, 18: "Donner und Blitze und Erdbebung" statt Erdbeben; Judä 11: "um Genießes willen" statt Genusses.

Ich lasse eine Reihe veralteter, gegenwärtig entweder gar nicht mehr oder in anderem Sinne gebrachter Wörter folgen: Die Probebibel schreibt: "ausrichtig (1. Kön. 11, 28)" statt geschieht; "belegen" statt belagern (Jes. 21, 2, jedoch ist dieses unerträgliche Wort, das auch Canstein noch beibehalten hat, in

„belagern“ richtig forrigiert); „beleidigen, Beleidigung“ statt beschädigen, Beschädigung; „beraten (Sir. 7, 27)“ statt aus=statten; „Besem“ statt Besen; „bestund (Luk. 8, 44)“ statt stochte; „blicken, Blick (Ps. 74, 5. Hab. 3, 11. Ap. Gesch. 22, 6.)“ statt glänzen, Glanz; „Böcke (Jes. 14, 9)“ statt Gewaltige; „eh=lich“ statt ehrenwert, herrlich; „einwickeln (Offenb. 6, 14)“ statt zusammenrollen; „etwo (Ps. 55, 7. Tob. 10, 8)“ statt irgendwo; „Fahr, fährlich, Fährlichkeit“ statt Gefahr, gefährlich, Gefährlichkeit; „fahren mit“ statt verfahren mit; „fernig, firn“ Provinzialismus statt vorjährig; „Gemüt (2. Kön. 9, 15)“ statt ist's euer Wille oder Sinn; „gereden (Spr. 25, 14)“ statt versprechen; „greten (Hes. 16, 25)“ statt spreizen; „hinlässig“ statt nachlässig; „item“ statt desgleichen; „legen (Jes. 11, 9)“ statt verlegen; „Örter (Jes. 11, 12)“ statt Enden; „Pitschier“, ein häßliches Wort statt Petschaft; „riß (1. Sam. 20, 38)“ statt schnell, hurtig; „Sache (Kol. 2, 18)“ statt Ursache; „schier“ statt bald, schnell; „Tapet (Hes. 27, 16)“ statt Teppich; „sich taufen (2. Kön. 5, 14)“ statt sich untertauchen; „überläng (4. Mos. 3, 46)“ statt überzählig; „umführen“ statt zurückführen; „unschlchtig“ statt ungeschlacht; „währhaftig (Spr. 8, 18)“ statt dauernd; „Fehle“ statt Fehler.

Als ungebräuchlich und mit der neuen deutschen Rechtschreibung nicht übereinstimmend sind mir ferner die nachfolgenden Sprachformen aufgefallen, die sich durch die ganze Prohebibel hindurch ziehen, bei deren Aufzählung ich jedoch auf keine Vollständigkeit Anspruch mache: „ein Becher kaltes (statt kalten) Wassers“; „drei Scheffel Mehls“ (statt Mehl); „voll süßes (statt süßen) Weins“ (statt Weines); „Sohns“ (statt Sohnes), „wird's, wir's, haben's“; „dem Mann“ (statt dem Manne); „versammlete“ (statt versammelte); „ein alt Kleid“ (statt altes); „ein kananäisch Weib“ (statt kananäisches); „falsch

Zeugnis" (während wir in allen Katechismen „falsches Zeugnis" lernen lassen); „alle seines Seufzens" (Jes. 21, 2, (statt alles); „sie sprach bei ihr (statt sich) selbst"; „er dachte bei ihm (statt sich) selbst"; „einen urteilen" (statt beurteilen); in den (statt dem) Himmel bauen"; „opfere auf den (statt dem) Altar"; „helfen den (statt dem) Menschen"; „fodere" (statt fordere); „kommen" (statt gekommen); „preisete" (statt pries); „gepreiset" (statt gepriesen); „erweisete" (statt erwies); „worden" (statt geworden); „bedräuete, sähet, empfähet, hub, stund, verstund, reucht, freucht fleucht, fleugt, geußt, verschleußt, zwo, zween, zweie" u. a. m.

Ich will nicht sagen, daß man alle diese altertümlichen Sprachformen überall aus der Bibel ausmerzen solle, ich kann es begreifen, wenn Professor Dr. Kleinert unter dem Eindrucke der von den Germanisten in der Kommission geltend gemachten Gründe diese altertümlichen Formen „kraftvoll, schön und volllautend" bezeichnet (die revid. Lutherb. S. 9); wir werden damit jedoch in den höheren und niederen Schulen, besonders wegen der in den Katechismen angenommenen neueren Schreibweise, auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen. Der Pfarrer wird in der Predigt und Bibelauslegung keinen Gebrauch davon machen und bei der Vorlesung der Texte auf der Kanzel und am Altar die nötigen Abänderungen anbringen. Der einfache Bibelleser wird sich über diese sonderbare, in keinem seiner Andachtsbücher mehr befindliche Sprachweise verwundern und sie zum mindesten für überflüssig halten. Die Franzosen schreiben in ihren neueren Bibelausgaben nicht mehr: *étoit, avoit, mesme, isle, serves, oinct etc.*, sondern *était, avait, même, île, servez, oint etc.* Die Engländer sind in ihrem revidierten Neuen Testamente, was die sprachliche Seite betrifft, ziemlich konservativ verfahren, während sie sich bezüglich des Sinnes die größte Freiheit erlaubten; dies kommt daher, daß ihre seit 1611

unter Jakob I. recipierte sogenannte „Königsbibel“ schon damals eine dritte Revision war (nach William Tyndales Übersetzung von 1526 zuerst die „große Bibel“ 1539—41 unter Heinrich VIII. und sodann die „Bischofsbibel“ 1568—72 unter Elisabeth), und daß die englische Sprache damals durch Shakespeare schon eine außergewöhnlich hohe Stufe ihrer Vollendung erreicht hatte; gleichwohl finden wir auch bei ihnen in der Wort- und Satzbildung eine Menge sehr bedeutender Abänderungen und eine ziemlich starke Annäherung an die gegenwärtige englische Schreibweise.

Ich gehe von der sprachlichen Seite der Bibelrevision, bezüglich deren man, wie ich zugebe, verschiedener Ansicht sein und nicht ohne gute Gründe entweder mehr antikisieren oder modernisieren kann, weil sie doch immerhin zur Außenseite der Bibel gehört, zu der Hauptsache über, nämlich zu der Beurteilung dessen, was die Probebibel uns bezüglich des Sinnes oder des Inhaltes der einzelnen Bibelaussagen bietet. Ich würde mich um des ganzen Werkes willen sehr freuen, wenn ich in dieser Hinsicht nur anerkennendes vortragen und den Halleischen Revisoren sowohl in allem dem zustimmen könnte, was sie in den Tausenden ihrer Änderungen vorgelegt, als auch was sie unverändert gelassen haben. Nach diesen beiden Seiten läßt jedoch ihr Werk, besonders wenn man es mit den neuesten französischen und englischen Revisionen vergleicht, nach meiner Überzeugung noch viel zu wünschen übrig, von dem wir nur hoffen wollen, daß es bei der bevorstehenden endgültigen Lesung noch Berücksichtigung finden werde.

Ich möchte mir nicht anmaßen, über sämtliche Korrekturen ein definitives Urtheil abzugeben; das aber kann ich nicht verschweigen, daß mir eine größere Zahl derselben mindestens fraglich, die nachstehenden unbedingt unrichtig erscheinen.

### Probepibel:

Richt. 5, 13: „Der Herr zog mit mir hinab unter den Helden“.

2. Kön. 19, 26: „wie Heu auf den Dächern, das verdorret, ehe denn es reif wird“.

1. Chron. 10, 22: „David und Samuel, der Seher, setzten sie ein auf Glauben“, cf. Vers 26.

Hiob 1, 1: „Überschrift: seine Gelassenheit“.

„ 4, 19: „die in Leimenhäusern wohnen und auf Erde gegründet sind“.

„ 13, 14—15: „Was soll ich mein Fleisch mit meinen Zähnen davon tragen und meine Seele in meine Hände legen? Siehe, er wird mich doch erwürgen, und ich habe nichts zu hoffen; doch will ich meine Wege vor ihm verantworten“.

„ 14, 4: „Kann wohl ein Reiner kommen von den Unreinen? Auch nicht einer.“

Gegen diese durchaus fragliche Übersetzung ist entschieden zu protestieren.

„ 24, 1: „Warum sind von dem Allmächtigen nicht Zeiten vorbehalten, und warum sehen, die ihn kennen, seine Tage nicht?“

„ 24, 6: „sie ernten auf dem Acker alles, was er trägt, und lesen den Weinberg des Gottlosen“.

„ 25, 2: „(ist nicht Herrschaft und Schrecken bei ihm,) der Frieden macht unter seinen Höchsten?“

## Richtige Übersetzung:

- Richt. 5, 13: „wider die Helden. Segond: l'Éternel me donna la victoire sur les héros“.
2. Kön. 19, 26: „wie Gras (Rasen) der Dächer und Brandforn, das verdorret, ehe denn es reif wird. Segond: comme le gazon des toits et le blé qui sèche avant la formation de sa tige“.
1. Chron. 10, 22 (26): „in ihre Amtspflicht. (Segond: dans leurs fonctions) oder um ihrer Treue willen“.
- Hiob 1, 1: „feine Geduld“.
- „ 4, 19: entw. „in Leimenhäusern, die auf Erde gegründet sind“, oder: „die in Leimenhäusern wohnen und auf Staub gegründet sind“.
- „ 13, 14—15: „Ich will mein Fleisch in meine Zähne nehmen und meine Seele in meine Hände legen (Richt. 12, 3); siehe, er mag mich erwürgen, dennoch hoffe ich auf ihn, und will meine Wege vor ihm verantworten“.
- „ 14, 4: richtig Luther: „Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist“.
- „ 24, 1: „Warum sind von dem Allmächtigen nicht Gerichtszeiten vorbehalten, daß die ihn kennen, seine Tage Tage sehen?“
- „ 24, 6: „auf dem Acker müssen sie das Futter suchen, und den Weinberg des Gottlosen nachlesen (= die Dürftigen müssen stoppeln und nachlesen)“.
- „ 25, 2: — „der Frieden macht in seinen Himmelshöhen?“

### Probebibel:

Hiob 28, 3: „(man macht der Finsternis ein Ende) und findet zulezt den Schiefer tief verborgen“.

„ 28, 27: „(da sahe er sie) und erzählete sie“.

„ 29, 24: „Wenn ich mit ihnen lachte, wurden sie nicht zu fühl, und das Licht meines Angesichtes machte mich nicht geringer“.

„ 31, 2—3: Hier hat die Probebibel falsch corrigiert.

„ 33, 21: „(sein Fleisch verschwindet, daß man's nimmer sehen mag), und seine Gebeine werden zer schlagen, daß man sie nicht gern ansieht“.

„ 34, 31: „denn zu Gott muß man sagen: ich habe gebüßt, ich will nicht übel thun“.

„ 39, 19: „(kannst du dem Roß Kräfte geben oder seinen Hals zieren) mit seinem Gewieher?“

Psalm 27, 13: „(Ich glaube aber doch, daß ich sehen werde) das Gut des Herrn (im Lande der Lebendigen)“.

„ 47, 10: „(Die Fürsten unter den Völkern sind versammelt) zu einem Volk dem Gott Abrahams“.

„ 66, 15: „(Ich will dir feiste Brandopfer thun) von Widdern. — Luther hatte: von gebrannten Widdern“.

„ 68, 12—15: Hier hat die Probebibel viele und bedeutende Korrekturen vorgenommen, ob sie aber richtig sind, ist höchst fraglich. An dieser schwierigen Stelle, wie an vielen ähnlichen, empfiehlt sich folgendes Verfahren: man läßt Luthers Übersetzung unverändert im Text und setzt unter jeden Vers die nach den neueren exegetischen Forschungen wahrscheinlich richtigste Übersetzung, mit kleinerer Schrift; etwa so:

„ 68, 31: „Schilt das Tier im Rohre, die Rotte der



### Richtige Übersetzung:

Hiob 28, 3: — „und nach allen Endpunkten hin erforscht man Gestein des Dunkels und des Todeschattens“.

„ 28, 27. — „und offenbaret sie“.

„ 29, 24: „Ich lachte sie an, wenn sie nicht mehr vertrauten, und mein heiteres Angesicht vermochten sie nicht zu trüben“.

„ 31: 2—3: Hier hat Luther richtig übersetzt.

„ 33, 21: — „und heraustreten seine Knochen, die man nicht sah“.

„ 34, 31: „denn spricht man etwa zu Gott: ich habe gebüßt, ich will nicht mehr übel thun?“

„ 39, 19: — „mit seiner Mähne?“ (Luther hatte: Geschrei).

Psaln 27, 13: — „das Gute des Herrn (Gnft., Sept., Vulg., Segond: la bonté)“.

„ 47, 10: — „zu dem Volke des Gottes Abrahams. Segond: Les princes des peuples se réunissent au peuple du Dieu d'Abraham“.

„ 66, 15: „samt dem Fette von Widbern. Segond: Je t'offrirai des brebis grasses en holocaustes, avec la graisse des béliers“.

„ 68, 12: „Der Herr gab das Wort mit großen Scharen von Siegesbotinnen. 13: Die Könige der Heerscharen fliehen eilends; die Hausehre teilte den Raub aus. 14: Da ihr zwischen den Hürden laget, so glänzte es wie der Taube Flügel, die wie Silber und Gold schimmern. 15: Als der Allmächtige die Könige im Lande zerstreute, da ward es helle, wie der Schnee auf dem Zalmun.“

„ 68, 31: „Schilt das Tier im Rohr, die Rotte der Ochsen

### Probibibel:

Ochsen unter ihren Kälbern, den Völkern, die da zertreten um Gelds willen, er zerstreuet die Völker, die da gern kriegen“.

Psalm 122, 1—2: „Ein Lied Davids im höheren Chor. Ich freute mich über die, so mir sagten: laffet uns ins Haus des Herrn gehen! Unsere Füße stehen in deinen Thoren, Jerusalem.“

Dies ist weder richtig, noch schön corrigiert. Besser Luther mit folgender Änderung: —

„ 137, 4: „(Wie sollten wir des Herrn Lied singen) in fremden Landen?“

Sprüche 7, 7: „Und sahe unter den Albernem, und ward gewahr unter den Kindern eines närrischen Jünglings. — Mißverständlich, besser: —

„ 19, 22: „Ein Mensch hat Lust an seiner Wohlthat. Luther: Einen Menschen lüstet seine Wohlthat.“

„ 29, 24: „Wer mit Dieben teil hat, den Fluch verkündigen hört (Luther: hört fluchen), und sagt's nicht an, der hasset sein Leben“.

Pred. 5, 8: „Und immer ist's Gewinn für ein Land, wenn ein König da ist über das Feld, das man bauet. Luther ganz falsch: Über das ist der König im ganzen Lande, das Feld zu bauen.“

„ 7, 24: „Alles, was da ist, das ist ferne, und ist sehr tief, wer will's finden?“

„ 8, 1: „Die Weisheit des Menschen erleuchtet sein Angesicht; aber ein frech Angesicht wird gehasset (Luther: wer aber frech ist, der ist feindselig).“

### Richtige Übersetzung:

mit ihren Kälbern, den Völkern, daß sie sich unterwerfen mit Silberstücken. Zerstreue die Völker, die da gern kriegen“.

Psalm 122, 1—2: „Ein Stufenpsalm (so Ps. 120—134) Davids. Ich freue mich des, daß mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen; und daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem.“

„ 137, 4: „richtiger Canstein: im fremden Lande, oder de Wette: im Lande der Fremde“.

Sprüche 7, 7: „Da sah ich unter den Albernern, ward unter den jungen Leuten gewahr eines närrischen Jünglings“.

„ 19, 22: „Des Menschen Anmut ist seine Güte. Segond: Ce qui fait le charme d'un homme, c'est sa bonté“.

„ 29, 24: „Wer mit Dieben teil hat, der hasset sein Leben; er höret den Eid, und zeigt's nicht an“.

Pred. 5, 8: „Aber ein Vorteil für das Land in allem ist ein König, der vom Lande verehrt wird. Segond: Un avantage pour le pays à tous égards, c'est un roi honoré du pays“.

„ 7, 24: „Was fern ist und tief, wer kann es finden? Segond: Ce qui est loin, ce qui est profond, qui peut l'atteindre?“

„ 8, 1: „Die Weisheit des Menschen macht sein Angesicht licht, und seines Angesichtes Roheit (Härte) wird gewandelt. Segond: fait briller son visage, et la severité de sa face est changée“.

### Probepibel:

Pred. 9, 1: „Denn ich habe solches alles zu Herzen genommen, zu forschen das alles, daß Gerechte und Weise und ihre Werke sind in Gottes Hand; kein Mensch kennet weder die Liebe, noch den Haß irgend eines, den er vor sich hat“.

Jes. 2, 6: — „sie machen, daß der fremden Kinder viel sind“.

„ 5, 18: „Wehe denen, die am Unrecht ziehen mit Stricken der Eitelkeit und an der Sünde mit Wagenseilen. (Luther hat diese Stelle klassisch übersetzt; richtig so:) —

„ 6, 13: „Und ob noch das zehnte Teil drinnen bleibt, so wird es abermal verheeret werden, wie eine Eiche und und Linde, von welchen beim Fällen noch ein Stamm bleibt. Ein heiliger Same wird solcher Stamm sein“.

„ 11, 3: „Und Wohlgeruch wird ihm sein die Furcht des Herrn“.

„ 13, 14: — „wie eine Herde ohne Hürden“.

„ 23, 13: — „die haben ihre festen Türme aufgerichtet, und Paläste niedrigerissen. Denn sie ist gesetzt, daß sie geschleift werden soll“.

„ 27, 8: „Sondern mit Mäßen richtest du sie und lässest sie los, wenn du sie betrübet hast mit deinem rauhen Wind am Tage des Ostwinds“.

„ 33, 6: „Und wird zu deiner Zeit Glaube sein“.

„ 33, 18: „Daß sich dein Herz sehr verwundern wird, und sagen“ —

„ 38, 12: „Meine Zeit ist dahin und von mir weggethan wie eines Hirten Hütte“.

## Richtige Uebersetzung:

Pred. 9, 1: — „die Gerechten und die Weisen und ihre Werke sind in Gottes Hand; auch Lieben und Hassen steht nicht in des Menschen Wissen; das alles steht ihnen bevor“.

Jeſ. 2, 6: — „ſie verbinden ſich mit den Kindern der Fremden. Segond: Ils s'allient aux fils des étrangers“.

„ 5, 18: „Wehe denen, die das Unrecht herbeiziehen mit Stricken der Lüge und die Sünde wie mit Wagenſeilen“.

„ 6, 13: „Und ob noch der zehnte Theil drinnen bleibt, ſo wird es abermal verheeret werden; doch wie bei der Terebinthe und der Eiche beim Fällen noch ein Stamm bleibt, ein heiliger Same wird ſolcher Stamm ſein“.

„ 11, 3: „entw. mit Luther: ſein Riechen wird ſein in der Furcht des Herrn. (Segond: il respirera la crainte de l'Éternel) oder mit de Wette: ſein Wohlgeſallen hat er an der Furcht des Herrn.“

„ 13, 14: „wie eine Herde ohne Hirten (Canſt., de W., Del., Segond u.)“.

„ 23, 13: — „ſie haben ihre Belagerungstürme aufgerichtet, ſie haben deren Paläſte niedergeriſſen, ſie haben ſie zu Trümmerhaufen gemacht“.

„ 27, 8.: „Sondern mit Maßen haſt du ſie gezüchtigt, mit Verstoßung, da du ſie wegführteſt mit dem Sturme am Tage des Oſtwindes“.

„ 33, 6: „Und wird zu deiner Zeit Sicherheit ſein“.

„ 33, 18: „Dein Herz wird der Schreckenszeit gedenken, und ſagen“ —

„ 38, 12: „Meine Wohnung (mein Haus) wird abgebrochen, und von mir weggethan wie eines Hirten Hütte“.

## Probepibel:

Jes. 38, 15: „O, wie will ich nachreden, daß er mir zugesagt hat, und thut's auch“.

„ 38, 16: „Herr, davon lebt man, und das Leben meines Geistes stehet gar in demselbigen; denn du ließeßt mich wieder stark werden und machtest mich leben“.

„ 42, 4: „Er wird nicht ermatten noch verzagen (Luther: nicht mürrisch noch gräulich sein)“.

„ 47, 2: „Flucht deine Böpfe aus, hebe die Schleppe, entblöße den Schenkel, wate durchs Wasser“.

„ 54, 16: „Daß der Schmied einen Zeug daraus mache zu seinem Werk, und ich schaffe es, daß der Verderber umkommt“.

Jes. 3, 19: „Wie will ich dir so viel Kinder geben, und das liebe Land, das aller schönste Erbe unter den Völkern!“

„ 6, 11: „über Kinder auf der Gasse und über die Mannschafft im Rat miteinander“.

„ 15 5: — „und dir Frieden wünschen (Luther: erwerben)“.

„ 17, 16: — „was ich gepredigt habe, das ist recht vor dir“.

„ 44, 19: — „auf daß sie (die Himmelkönigin) sich um uns bekümmere (Luther: sie zu bekümmern)“.

„ 46, 7 (8): „Wer ist, so heraufzeucht wie ein Strom?“

„ 50, 45: „Was gilt's? ob nicht die Hirtenknaben sie fortschleifen werden, und ihre Wohnung zerstören“.

Klagl. 4, 7: — „ihre Nasiräer (Luther: ihre Nazaräi)“.

Jes. 17, 5: — „und setzte es lose hin“.

## Richtige Übersetzung:

Jes. 38, 15: „Was soll ich sagen? Er hat mir zugesagt, und thut's auch“.

„ 38, 16: „Herr, durch deine Güte lebet man, durch sie atme ich noch; denn du ließest mich wieder stark werden und machtest mich leben“.

„ 42, 4: „Er wird nicht verzagen, noch ermatten“.

„ 47, 2: „deck auf deinen Schleier, hebe die Schleppe“ u. f. f.

„ 54, 16: „daß der Schmied eine Waffe daraus mache durch seine Arbeit, aber ich schaffe auch den Verderber, sie zu zerbrechen“.

Jer. 3, 19: „Wie will ich dich stellen unter meinen Söhnen (oder Kindern) und dir geben das liebe Land, das aller schönste Erbe unter den Völkern“.

„ 6, 11: „über die Kinder auf der Gasse und über die Versammlung der Jünglinge mit einander“.

„ 15, 5: „und nach deinem Wohlergehen fragen“.

„ 17, 16: — „das ist offenbar vor dir“.

„ 44, 19: — „sie abzubilden“. (Segond: pour l'honorer).

„ 46, 7 (8): „Wer ist, so heraufzieht wie der Strom“ (b. Nil)?

„ 50, 45: „Was gilt's? ob man nicht die geringen Schafe (oder die Geringen der Herde) fortschleifen und die Aue (oder die Trift) ihnen verwüsten wird“.

Klagl. 4, 7: „ihre Fürsten“.

Jes. 17, 5: „und setzte es wie eine Weide hin“ (Segond: comme un saule).



## Probebibel:

Hes. 25, 15: — „am Schaden meines Volks“.

„ 33, 31: „sondern sie werden gern in ihrem Munde haben (Luther: werden dich anpfeifen) und gleichwohl fortleben nach ihrem Geiz“.

„ 45, 5: — „daß sie da wohnen“ (so nur nach Sept.).

Dan. 7, 22: „bis der Alte an Tagen kam, und das Gericht gegeben wurde den Heiligen des Höchsten“.

Hos. 12, 12: „In Gilead ist Abgötterei, und zu Gilgal opfern sie Ochsen vergeblich; darum sollen ihre Altäre werden wie die Steinhäufen an den Furchen im Felde“.

Joel 2, 2: — „ein nebliger Tag, gleichwie sich die Morgenröte ausbreitete über die Berge; ein groß und mächtig Volk“. — (Hier ist Komma und Semikolon falsch gesetzt.)

„ 2, 6—9: Hier steht überall das Futurum.

Amos 6, 4: — „und pranget auf euren Ruhebetteln (Luther: treibet Überfluß damit)“.

Mich. 4, 11: „Nun aber werden sich viel Heiden wider dich rotten.“

Hab. 3, 16: — „da wir hinaufziehen zum Volk, das uns bestreitet“.

Mark. 3, 22: „durch den obersten Teufel“.

„ 15, 22: „er sei König der Juden“ (Luther: ein König der Juden).

Luk. 6, 37: Hier ist nur ein „auch“ gestrichen.

„ 16, 31: — „ob jemand von den Toten aufstünde“.

„ 24, 38: — „in euer Herz“.

### Richtige Uebersetzung:

Ges. 25, 15: — „aus alter (oder ewiger) Feindschaft“ (Segond: dans leur haine éternelle).

„ 33, 31: „denn einen Spott machen draus mit ihrem Munde, und dem Geize wandeln sie nach in ihren Herzen“.

„ 45, 5: — „zu zwanzig Kammern“ (so Hebr., Vulg. Luth., de W., Seg., Berl.).

Dan. 7, 22: „bis der Alte an Tagen kam und Gericht hielt (= Recht verschaffte den) für die Heiligen des Höchsten“.

Hos. 12, 12: „Ist Gilead Nichtswürdigkeit, so sollen sie auch zu nichts werden; schlachten sie in Gilgal Ochsen, sollen sie auch Schlachtopferaltäre werden, wie Häufen in den Furchen des Feldes“.

Joel 2, 2: — „ein nebliger Tag; gleichwie sich die Morgenröte ausbreitet über die Berge, ein groß und mächtig Volk“.

„ 2, 6—9: „hier muß überall das Präsens stehen“.

Amos 6, 4: — „und strecket euch hin auf euren Ruhebetten“.

Mich. 4, 11: „Nun aber haben sich viel Heiden wider dich gerottet“.

Hab. 3, 16: „da heraufziehet das Volk, das uns bestreitet“.

Mark. 3, 22: „durch den Obersten der Teufel“ (Canst., engl., franz., de W. u.).

„ 15, 22: „er sei der König der Juden“ (griech., engl., franz.).

Luk. 6, 37: Es müssen beide „auch“ gestrichen werden.

„ 16, 31: „ob jemand von den Toten auferstünde“ (Canst.).

„ 24, 38: — „in eure Herzen“ (Canst., griech., franz.).

## Probepibel:

Joh. 1, 5 (12, 35 und 1. Joh. 2, 11): „die Finsternisse“.

„ 12, 18: — „daß sie hörten“.

Ap.=Gesch. 13, 38—39: „So sei es nun euch kund, lieben Brüder, daß euch verkündigt wird Vergebung der Sünden durch diesen und von dem allen, wovon ihr nicht konntet im Gesetz Moses gerecht werden. Wer aber an diesen glaubet, der ist gerecht“.

„ 15, 36: „laß uns wiederum ziehen“ (Canst.: wieder umziehen).

„ 26, 20: „in alle Gegend jüdisches Landes“ (Canst.: des jüdischen Landes).

„ 27, 13: — „erhuben sie sich und fuhren näher an Kreta hin“ (Luther: erhoben sie sich gen Aßon).

Röm. 11, 7: „das Israel suchet, das erlangte er nicht“.

„ 12, 19: „gebet Raum dem Zorn Gottes“.

1. Kor. 3, 11: „einen andern Grund kann niemand legen“ (Luther: kann zwar).

„ 16, 22: „der sei Anathema; Maranatha! — muß unter dem Text erklärt werden:

2. Kor. 5, 11: „in eurem Gewissen“.

„ 12, 17: „durch deren etlichen“ (Canst.: durch deren etliche).

Gal. 2, 9: „daß wir unter die Heiden, sie aber unter die Beschneidung predigten“.

„ 3, 1: „welchen Christus Jesus vor die Augen gemallet war, als wäre er unter euch gekreuziget“ (Luther: und jetzt unter euch gekreuziget ist).

Phil. 2, 14: „Thut alles ohne Murmeln und ohne Zweifel“.

## Richtige Übersetzung:

Joh. 1, 5 (12, 35 und 1. Joh. 2, 11): „die Finsternis“ (Canst., engl., franz.).

„ 12, 18: — „da sie hörten“ (Canst.).

Ap.=Gesch. 13, 38—39: „So sei es nun euch kund, liebe Brüder, daß euch durch diesen die Vergebung der Sünden verkündigt wird, und daß, wer da glaubt, durch ihn gerechtfertigt wird von alle dem, wovon ihr durch das Gesetz Moses nicht konntet gerechtfertigt werden“.

„ 15, 36: „laß uns wieder ausziehen“.

„ 26, 20: „im ganzen jüdischen Lande“.

„ 27, 13: „lichteten sie die Anker und fuhrten“ (engl., franz., de W.).

Röm. 11, 7: — „das erlangte es nicht“ (Canst.).

„ 12, 19: „dem Zorn“ (Canst., engl., franz.).

1. Kor. 3, 11: „denn einen andern Grund kann niemand legen“.

„ 16, 22: „der sei Anathema; Maranatha (Verflucht; der Herr kommt).“

2. Kor. 5, 11: „in euren Gewissen“ (Canst., griech., engl., franz., de W.).

„ 12, 17: „durch deren Einen“.

Gal. 2, 9: „unter den Heiden, unter der Beischneidung“ (Canst.).

„ 3, 1: „welchen Christus Jesus vor die Augen gemalet war als der Gefreuzigte“.

Phil. 2, 14: „ohne Murren und ohne Zweifel“ (Luth., de W., engl., franz.).

### Probibibel:

2. Petr. 2, 18: „die recht entronnen waren denen, die im Irrtum wandeln“ (Luther: und nun im Irrtum wandeln).
3. Joh. 6: „wenn du sie abfertigest“.
- Hebr. 5, 2: „der da könnte mitleiden über die da unwissend sind“.
- „ 9, 11—12: „Christus aber ist kommen, daß er sei ein Hoherpriester der zukünftigen Güter durch eine größere und vollkommenere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist, das ist, die nicht von dieser Schöpfung ist; auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern er ist durch sein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen“.
- „ 11, 1: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifeln an dem, das man nicht sieht“.
- Offb. 3, 18: — „daß nicht offenbaret werde die Schande deiner Blöße“.
- „ 6, 10: — „wie lange richtest du, und rächest nicht unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen“.
- „ 16, 14: „Und sind Geister der Teufel, die thun Zeichen und gehen aus zu den Königen auf Erden und auf dem ganzen Kreis der Welt“.
- „ 18, 13: „Und Zimt und Räuchwerk und Salbe“.

Daß ich mit den angeführten Stellen sämtliche unrichtige Korrekturen aufgeführt hätte, möchte ich nicht mit Sicherheit behaupten. Die große Zahl derselben dürfte jedoch Beweis genug sein, daß eine Revision der Probibibel keine überflüssige

## Richtige Übersetzung:

2. Petr. 2, 18: „die ein wenig (oder beinahe) entronnen waren denen, die im Irrtum wandeln“.

3. Joh. 6: „wenn du sie weiter geleitest“.

Hebr. 5, 2: „der da könnte Mitleid haben mit denen, die da unwissend sind“.

„ 9, 11—12: „Christus aber ist gekommen, daß er sei ein Hohepriester der zukünftigen Güter, und ist durch eine größere und vollkommeneren Hütte, die nicht mit der Hand gemacht, das ist, die nicht von dieser Schöpfung ist, auch nicht durch der Böcke und Kälber Blut, sondern durch sein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen“.

„ 11, 1 — entweder: — „ein Nichtzweifeln“;  
oder: — „des, das man hoffet, und nicht zweifelt“.

Offb. 3, 18: — „daß nicht offenbar werde“ (oder: geoffenbaret).

„ 6, 10: „wie lange richtest und rächest du nicht“ (so mit vollem Rechte Canst., engl., franz., de W. 2c.).

„ 16, 14: — „zu den Königen des ganzen Weltkreises“ (de W., engl., franz., Bengel, Düsterd. 2c.)

„ 18, 13: „Und Zimt und Gewürze (de W.: Amomum, engl.: spice, franz.: aromates) und Räuchwerk und Salben“.

Arbeit ist, wenn wir nicht von den Engländern und Franzosen, welche gründlicher und sorgfältiger als wir bis jetzt revidiert haben, in den Schatten gestellt werden sollen. Ich glaube die Notwendigkeit einer solchen schließlich auch, und nicht am

wenigsten, durch den Hinweis auf die vielen Stellen begründen zu können, an welcher von der Revisionskommission im Interesse einer möglichst genauen und zuverlässigen Übersetzung der Grundtexte hätte geändert werden sollen, was aber, teilweise aus geradezu unbegreiflichen Gründen, unterblieben ist.

Ich begebe mich damit keineswegs, wie man wohl vermuten könnte, auf das schlüpfrige Gebiet der subjektiven Konjekturealkritik. Wiewohl die Halle'sche Revisionskommission sich nicht einmal beschweren könnte, wenn ihr auch von diesem Standpunkte aus Vorschläge gemacht würden, weil sie selbst

### Luther (Eanstein, Probebibel).

1. Mos. 33, 20: „Und richtete daselbst einen Altar zu und rief an den Namen des starken Gottes Israels“.
- „ 49, 10: „Es wird das Scepter von Juda nicht verwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen“.
- Job 3, 11: „von Mutterleib an“.
- „ 3, 21: — „und grüben ihn wohl aus dem Verborgenen“.
- „ 4, 8: — „die da Mühe pflügeten und Unglück säeten“.
- „ 5, 5: — „und sein Gut werden die Durstigen aussaufen“ (unschöner Ausdruck).
- „ 5, 7: — „wie die Vögel schweben, emporzufliegen“.
- „ 6, 25: „Warum tadelt ihr rechte Rede? Wer ist unter euch, der sie strafen könnte?“



auch solche mehrfach geübt hat, z. B. 1. Chron. 4, 17—18; 2. Chron. 2, 9; 2. Chron. 2, 12; 2. Chron. 22, 6; Esra 8, 5 und 10. Ich halte mich lediglich an dasjenige, was an Luthers Übersetzung durch die exegetische Forschung der Gegenwart unzweifelhaft als fehlerhaft oder unrichtig erfunden worden ist. Ich muß freilich hier noch viel mehr, als bei der Aufzählung der unrichtigen Korrekturen bekennen, daß ich mit der von mir gemachten Zusammenstellung nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen kann. Ich habe neben der übrigen Arbeit, die mir durch die Vorbereitung auf dieses Referat zufiel, nur etliche wenige Bücher der Bibel einer in alles Detail eingehenden Kritik unterziehen können.

### Richtige Übersetzung:

1. Mos. 33, 20: — „und gab ihm den Namen: des starken Gottes Israels“.
- „ 49, 10: — „noch der Herrscherstab von seinen Füßen“.
- Hiob 3, 11: — „im Mutterleibe“.
- „ 3, 21: — „und gruben nach ihm mehr als nach verborgenen Schätzen“.
- „ 4, 8: — „die da Frevel pflügten“.
- „ 5, 5: — „nach seinem Gute werden die Durstigen lechzen“.
- „ 5, 7: „wie der Flamme Funken in die Höhe fliegen“ (hebr., franz., Del., Gerl. 2c.).
- „ 6, 25: „Wie eindringlich ist doch rechte Rede! Was straft aber eine Strafe wie eure!“ (engl., franz., de W., Del., Gerl. 2c.).

L u t h e r (Canstein, Probebibel):

Hiob 7, 15: „daß meine Seele wünschte, erhänget zu sein, und meine Gebeine den Tod“.

„ 7, 21 (8, 5): „und wenn du mich morgen suchest, werde ich nicht da sein“.

„ 8, 6: „und wird wieder aufrichten die Wohnung um deiner Gerechtigkeit willen“.

„ 8, 15: „er verläßt sich auf sein Haus «und wird» doch nicht bestehen; er wird sich dran halten, «aber doch nicht» stehen bleiben“.

„ 10, 9: — „daß du mich aus Leimen gemacht hast“.

„ 10, 12: „dein Aufsehen bewahrt meinen Odem“.

„ 11, 11: „Er siehet die Untugend, und sollte es nicht merken!“

„ 11, 20: „denn ihre Hoffnung wird ihrer Seele fehlen“.

„ 18, 20: „die «nach ihm kommen», werden sich über seinen Tag entsetzen, und «die vor ihm sind», wird eine Furcht ankommen“.

„ 20, 26: „es ist keine Finsternis, die ihn verdecken möchte“.

„ 21, 16: „Aber siehe, ihr Gut steht nicht in ihren Händen; darum soll der Gottlosen Sinn ferne von mir sein“.

## Richtige Übersetzung:

Hiob 7, 15: entweder: „daß meine Seele wünschte ersticket zu sein; den Tod verachte ich gegen meine Schmerzen“ (bei der Versart: meazebothai);

oder: — „lieber den Tod, als dieses mein Gerippe“ (Versart: meazemothai). Selbstmordgedanken sind Hiob fremd; Erstickung aber und erschreckende Magerkeit ist die häufige Folge der Elephantiasis.

„ 7, 21 (8, 5): „morgen“ ist nicht im Text; höchstens ein „frühe“ oder „bei Zeit“.

„ 8, 6: — „die Wohnung deiner Gerechtigkeit“ (hebr., Sept., Bulg., franz., engl., Del., Berl. 2c.).

„ 8, 15: — „und es wird“ — „es wird aber“.

„ 10, 9: — „daß du mich wie Thon gebildet hast“ (Kap. 33, 6 dagegen: aus Thon).

„ 10, 12: — „bewahrete“ (hebr., Sept., Bulg., engl., franz., de W., Del. 2c.).

„ 11, 11: „Er siehet die Untugend, die man nicht bemerkt“.

„ 11, 20: — „und ihre Hoffnung ist, die Seele auszuhauchen“ (engl., franz., de W., Del. 2c.).

„ 18, 20: — „die gen Abend wohnen“ — und „die gen Morgen“.

„ 20, 26: „jegliches Unheil ist seinen Schätzen aufgespart“ (hebr., Sept., Bulg., engl., franz., de W. 2c.).

„ 21, 16: „aber siehe, ihr Gut steht fest in ihren Händen; der Gottlosen Sinn beachtet er nicht“.

Luther (Eanstein, Probebibel):

Hiob 23, 6—7: Diese 2 Verse sind falsch übersetzt; richtig so:

„ 27, 5: „bis daß mein Ende kommt, will ich nicht weichen von meiner Frömmigkeit“.

„ 27, 12: „siehe, ihr haltet euch alle für klug“.

„ 30, 20: „trete ich hervor, so achtest du nicht auf mich“.

„ 32, 2: — „daß er seine Seele gerechter hielt denn Gott“.

„ 32, 4: „Elihu hatte geharret, bis daß sie mit Hiob geredet hatten, weil sie älter waren“.

„ 32, 9: „die Großen sind nicht die Weisesten“.

„ 33, 22: „daß seine Seele nahet zum Verderben und sein Leben zu den Toten“.

„ 34, 18: „Sollte einer zum Könige sagen: Du loser Mann“.

„ 35, 2: „Achtest du das für recht, daß du sprichst: Ich bin gerechter denn Gott?“

„ 35, 3: „Denn du sprichst: Wer gilt bei dir etwas? Was hilft es, ob ich mich ohne Sünde mache?“

„ 38, 30: „daß das Wasser verborgen wird wie unter Steinen, und die Tiefe oben gesteht“.

„ 38, 32: „Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit?“

## Richtige Uebersetzung:

Hioh 23, 6—7: „Will er mit großer Macht auch mit mir rechten, doch wird er acht auf mich haben; dann wird ein Redlicher mit ihm rechten, und auf immer werde ich entkommen meinem Richter“ (engl., franz., de W., Gerl. 2c.).

„ 27, 5: — „lasse ich mir nicht nehmen meine Unschuld“.

„ 27, 12: „siehe ihr habt es alle gesehen (erkannt, erfahren, beobachtet)“ (hebr., Sept., Vulg., engl., franz., Del. 2c.).

„ 30, 20: — „so blickst du starr auf mich“.

„ 32, 2: „daß er sich selbst rechtfertigte vor Gott (hebr., Sept., Vulg., engl., franz., Del. 2c.)

„ 32, 4: „Elihu hatte geharret, mit Hioh zu reden, weil 2c.“

„ 32, 9: „die Hochbejahrten sind“ 2c. (hebr., Sept., Vulg., de W., Del. 2c.)

„ 33, 22: — „und sein Leben zu den Würgenden“ (hebr., engl., franz., de W., Del., Gerl. 2c.).

„ 34, 18: „Der auch dem Könige sagt (nämlich Gott): Du•loser Mann“ (Sept., Vulg., de W.).

„ 35, 2: entweder: „ich bin gerecht vor Gott;“

oder: „meine Gerechtigkeit ist besser als die Gottes“.

„ 35, 3: entweder: „was hilft's mir, ob ich fromm bin oder sündige?“

oder: „was hilft mir fromm sein mehr als Sünde?“

„ 38, 30: „daß die Wasser wie zu Stein erstarrt werden und die Tiefe oben gesteht“.

„ 38, 32: „kannst du die Tierkreissterne hervorbringen zu rechter Zeit?“

L u t h e r (Canstein, Prohebibel):

Hiob 39, 3: „sie beugen sich, wenn sie gebären, und reißen sich und lassen aus ihre Jungen“.

„ 40, 19: „Doch fäheth man ihn (den Behemoth) vor seinen eigenen Augen, und durch Fallstricke durchbohrt man ihm seine Nase“.

Psalm 84, 7: „Die durch das Jammerthal gehen und machen daselbst Brunnen. Und die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt.“

„ 87, 7: „Und die Säger wie am Reigen werden alle in dir singen, eins ums andre“.

„ 122, 3: „Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammen kommen soll“.

Sprüche 26, 8: „Wer einem Narren Ehre anlegt, das ist, als wenn einer einen Edelstein (Prohebibel: einen edeln Stein) auf den Rabenstein würfe“.

Hohezl. 7, 13: „Die «Lilien» geben den Geruch“. — In

### Richtige Übersetzung:

Hiob 39, 3: „sie beugen sich und werfen ihre Jungen, und ihrer Schmerzen sind sie ledig“ (hebr., engl., franz., de W., Gerl. 2c.).

„ 40, 19: „fängt man ihn wohl vor seinen eigenen Augen, und durchbohrt man ihm seine Nase mit Haken?“ (Franz., de W., Del. Gerl. 2c.)

Psalm 84 7: — „und ein Frühregen kleidet es mit Segen“ (Gerl., de Wette, Del., engl.: the rain also filleth the pools; franz.: et la pluie le couvre aussi de bénédictions). Zum mindesten sollte diese Übersetzung als berechnigte Parallelübersetzung unter dem Texte aufgenommen werden; dasselbe gilt vom folgenden:

„ 87, 7: „Und die Sänger wie die Tänzer (rufen): Alle meine Quellen sind in dir (Gerl., Del., de W. u. a.; ähnlich Sept. und Vulg.; wörtlich so Aquila, Hieron.: et cantores quasi in choris: omnes fontes mei in te; engl.: as well the singers as the players on instruments shall be there: all my springs are in thee; Segond: et ceux qui chantent et ceux qui dansent s'écrient: toutes mes sources sont en toi!)

„ 122, 3: „Jerusalem ist gebauet, wie eine Stadt, die sich miteinander zusammenhält“ (nach Luthers früherer und richtiger Übersetzung).

Esprüche 26, 8: — „als wenn einer einen Stein an eine Schleuder festbände“ (Gerl. 2c., engl.: as he that bindeth a stone in a sling, Segond: c'est attacher une pierre à la fronde, que d'accorder des honneurs à un insensé).

Hohesl. 7, 13: entweder: „Dudaim“, wie Gen. 30, 14;



Luther (Eanstein, Probebibel):

1. Mos. 30, 14 ist dasselbe hebräische Wort mit «Dudaim» übersetzt, bezw. belassen.

Jes. 25, 11: „und wird ihre Pracht niedrigen mit den Armen seiner Hände“ (— eine ganz sinnlose Übersetzung).

„ 26: 3: „du erhältst stets Frieden nach gewisser Zusage; denn man verläßt sich auf dich“.

„ 26, 13: „Herr, unser Gott, es herrschen wohl andre Herren über uns denn du; aber wir gedenken doch allein dein und deines Namens“.

„ 26, 15: „Du fährst fort unter den Heiden, du fährst immer fort unter den Heiden, beweise deine Herrlichkeit, und kommest ferne bis an der Welt Enden“.

„ 26, 17—18: — „so gehet's uns auch, o Herr, vor deinem Angesicht; da sind wir auch schwanger, und uns ist bange, daß wir kaum Odem haben; doch können wir dem Lande nicht helfen, und die Einwohner auf dem Erdboden wollen nicht fallen“.

„ 26, 19: „aber deine Toten werden leben und mit dem Leichnam auferstehen, — aber das Land der Toten wirfst du stürzen.“

### Richtige Uebersetzung:

oder „Liebesäpfel“; oder: „Mandragoren“, wie Sept., Bulg., engl.: the mandrakes; Segond: les mandragores.

Sei. 25, 11: — „trotz der Kunstgriffe seiner Hände“ (Del., Segond: et déjoue l'artifice de ses mains; de W.: samt der List seiner Hände).

„ 26, 3: „Wer festen Sinnes ist, den bewahrest du in sicherem Frieden“ (de W., Del., engl.: thou wilt keep him in perfect peace, whose mind is stayed on thee; Segond: à celui qui est ferme dans ses sentiments tu assures la paix).

„ 26, 13: — es „herrscheten“; so haben alle Uebersetzungen, und muß so heißen im neuen Zionsreich.

„ 26, 15: „du mehrest das Volk, o Herr, mehrest das Volk, verherrlichst dich, erweiterst alle Grenzen des Landes“ (so de W., ähnlich Del., Gerl., engl., franz., Bulg.).

„ 26, 17—18: — „also waren wir fern von dir, o Herr. Wir waren schwanger, empfanden Wehen: als hätten wir Wind geboren, Rettung ist nicht geschehen dem Lande, und nicht geboren sind die Bewohner der Welt“. (Segond: ainsi avons-nous été loin de ta face, o Éternel. Nous avons conçu, nous avons éprouvé des douleurs, et quand nous enfants, ce n'est que du vent: le pays n'est pas sauvé, et ses habitants ne sont pas nés.

„ 26, 19: „aber deine Toten werden wieder aufleben, und meine Leichname auferstehen, — und die Erde gebiert ihre Schatten wieder“. (de W., Gerl., Segond: Que tes morts revivent! Que mes cadavres se relèvent! Réveillevous et tressaillez de joie, habitants de la poussière! Car ta rosée est une rosée vivifiante, et la terre redonnera le jour aux ombres!)

Luther (Eanstein, Probebibel):

Jes. 27, 4-5: „Gott zürnet nicht mit mir. Ach, daß ich möchte mit den Hecken und Dornen kriegem! so wollte ich unter sie reißen und sie auf einen Haufen anstecken. Er wird mich erhalten bei meiner Kraft, und wird mir Frieden schaffen; Frieden wird er mir dennoch schaffen.“

„ 29, 21: „welche die Leute sündigen machen durchs Predigen“ (— offenbar falsch).

„ 29, 23: „denn wenn sie sehen werden ihre Kinder, die Werke meiner Hände unter ihnen“.

„ 30, 7: — „die Rahab will still dazu sitzen“ (— ganz mißverständlich).

„ 33, 4: „da wird man euch aufraffen als einen Raub, wie man die Heuschrecken aufrasset, und wie die Käfer zerscheucht werden, wenn man sie überfällt“.

„ 52, 15: „also wird er viel Heiden besprengen“.

„ 53, 9: „und er ist begraben wie die Gottlosen und gestorben wie ein Reicher“.

Joel. 2, 23: „der euch Lehrer zur Gerechtigkeit giebt“.

## Richtige Übersetzung:

Jes. 27, 4—5: — „Zorn habe ich keinen. — Es sei denn, sie ergriffen meinen Schutz, machten mit mir Frieden, machten Frieden mit mir!“ (engl., franz., de W., Del. u.)

„ 29, 21: „welche Menschen verurteilen eines Wortes halber“ (Del., de W., Gerl., engl.: that make a man an offender for a word; franz.: ceux qui font tenir pour coupables les hommes pour une parole; Segond: qui condamnaient les autres en justice).

„ 29, 23: „Denn wenn sehen werden ihre Kinder die Werke meiner Hände unter ihnen“ (Sept., Gerl. u., Segond: car lorsque ses enfants verront au milieu d'eux l'oeuvre de mes mains).

„ 30, 7.: entweder: „Rahab setzet stille dazu (Gerl.), oder: Toben, das still setzet (de W.), oder: Großmaul, das still setzet (Del.); Vulg.: superbia tantum est, quiesce! Segond: c'est pourquoi j'appelle cela du bruit qui aboutit à rien.

„ 33, 4: „da wird man aufraffen euern Raub, wie der Räfer Aufraffen; wie Heuschrecken rennen, rennt man darnach“ (de W., Del., engl., franz. u.).

„ 52, 15: also wird er viele Heiden vor Freuden aufspringen machen“ (Gerl., Del. u., Segond: de même il sera pour beaucoup de peuples un sujet de joie).

„ 53, 9: „man gab ihm das Grab bei Gottlosen, aber bei Reichen, als er gestorben war“.

Joel. 2, 3: „der euch den Frühregen giebt zur rechten Zeit“ (so die meisten Ausl. Segond: car il vous donnera la pluie en son temps). Mindestens sollte dies als wohlberichtigte Parallelübersetzung unter den Text aufgenommen werden.)

Luther (Canstein, Probebibel):

Gal. 6, 11: „sehet mit wie vielen Worten“.

Jak. 2, 18: „Es möchte jemand sagen: Du hast den Glauben, und ich habe die Werke; zeige mir deinen Glauben «mit deinen Werken», so will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken“.

Möge von anderer Seite das Register der Irrtümer und Versäumnisse in der Probebibel vervollständigt werden. An den von mir angeführten Stellen lesen die neueren Übersetzungen in andere Sprachen durchweg anders, etwa so wie ich als wünschenswerte Korrekturen bezeichnet habe. Unterlassen wir, diesem Vorgange nachzufolgen, so werden wir schon nach wenigen Jahren, besonders wenn die Engländer jetzt bald auch ein revidiertes Altes Testament herausgegeben und, wie kaum zu bezweifeln, ähnlich wie Prof. Segond in seiner revidierten französischen Bibel, so viele bei uns unkorrigiert gebliebene Stellen richtig, oder wenigstens möglichst richtig, übersetzt haben werden, in die Lage kommen, von neuem wieder korrigieren und revidieren zu müssen. Denn bei der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, die nun einmal in der evangelischen Kirche vorhanden ist, und die wir uns auch im Gegensatz zu der hierin beschränkten katholischen Kirche nicht mehr rauben lassen, wird man über kurz oder lang doch auf die Fehler kommen, welche auch in der Probebibel trotz ihrer mehr als 4000 Korrekturen übrig geblieben sind.

Ich kann nicht ohne wesentliche Einschränkungen annehmen, was Prof. Dr. Riehm (Vorw. p. XXIII) sagt: „Soll dieses Meisterwerk (Luthers Bibelübersetzung) nicht durch die Berichtigungen, auch wenn sie den Sinn des Grundtextes getreuer

### Richtige Übersetzung:

Gal. 6, 11: „mit wie großen Buchstaben“ (engl.: with how large letters; Segond: avec quelles grandes lettres).  
 Jak. 2, 18: „ohne deine Werke“ (so die besten Cod., Vulg., engl.: apart from thy works; franz. und Segond: sans tes oeuvres); mindestens als wohl berechtigte Parallel-übersetzung aufzunehmen.

wiedergeben, leiden, und soll nicht das Einheitsband, welches der gemeinsame Gebrauch der Lutherbibel um alle deutsch-evangelischen Kirchen geschlungen hat, zerrissen und gerade in den die heilige Schrift hoch haltenden Kreisen Zertrennung und Ärgernis angerichtet werden, so ist bei dieser Aufgabe die größte Vorsicht, die maßhaltendste Besonnenheit, die pietätvollste Schonung des Lutherschen Textes erforderlich; und es wäre jedenfalls ein größerer und verhängnisvollerer Fehler, in der Berichtigung der Lutherbibel nach dem Grundtext des guten zu viel zu thun, als der ist, wenn diese oder jene an sich wünschenswerte Berichtigung unterbleibt“. Die richtigen Gesichtspunkte, nach welchen bei einer Bibelrevision, auch bei derjenigen Luthers, verfahren werden muß, hat Prof. Segond aus Genf im Vorwort (p. XII) zu seiner revidierten französischen Bibelübersetzung aufgestellt: Exactitude, clarté, correction! Wahrheit, Klarheit, Sprachrichtigkeit! Jede Sprache hat ihre besonderen Gesetze und Regeln, eine nicht sprachrichtige Übersetzung stößt jeden gebildeten und stört die Erbauung. Nicht streng klar und wohlverständlich übersetzen, weil auch das Original dunkle Stellen enthalte, wäre verwerfliche, weil bequeme Gewissenhaftigkeit. Endlich, ungenau, ungenau übersetzen und den Sinn verändern, auch wenn es nur eine Kleinigkeit beträfe, um den Leser durch elegantere Redewendungen zu bestechen,

hieß den dem heiligen Gotteswort wie dessen Leser schuldigen Respekt außer acht lassen. Die Übersetzung braucht nicht gerade buchstäblich, vulgärverständlich oder elegant zu sein, wahr, klar und sprachrichtig aber muß sie sein!

Diesen Aufforderungen fügt Prof. Segond die auch bei uns in Deutschland beachtenswerte Bemerkung bei: ängstliche Gemüther könnten befürchten, daß durch die Befolgung dieser Grundsätze das den bisher unsern Glauben nährenden Übersetzungen geschenkte Vertrauen erschüttert werden möchte; sie mögen sich damit beruhigen, daß die Verschiedenheiten, so zahlreich sie auch sind, doch meist nur nebensächliche Dinge berühren, und wo sie wirklich von Wichtigkeit sind, sind sie doch nicht von der Art, daß sie unser Gewissen erschrecken oder unsern Glauben wankend machen könnten. Wer nur die heilige Schrift im rechten Geist und Sinn liest, findet immer, ob sie mehr oder weniger korrekt übersetzt ist, die für ihn genügende geistige Nahrung und erkennt darin, was die Hauptsache ist, die Gnade und Barmherzigkeit dessen, der durch alle Jahrhunderte hindurch nur der sündigen Menschheit Erlösung beabsichtigt hat.

So lieb uns Luther ist, so wertvoll die Arbeit der Halle'schen Revision erscheint, so muß uns doch die Wahrheit, in diesem Falle die auf dem Ertrage der Bibelforschung seit 300, ich sage sogar seit mehr als 1500 Jahren beruhende richtige Wiedergabe des Bibeltextes in unsere deutsche Übersetzung, und die Ausscheidung alles dessen, was damit klar und unwidersprechlich in Widerspruch steht, über alles gehen!

### III.

Ich bin jedoch der Zuversicht, daß, was bis jetzt unter so guten Auspizien und mit so schönem Erfolge begonnen worden ist, trotz der Ausstellungen, die daran zu machen, und trotz



der Besserungen, die noch vorzunehmen sind, dennoch innerhalb der dafür angesetzten Zeit von zwei Jahren zu einem befriedigenden Endziele geführt werden wird. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Männer der Wissenschaft, die der Stimme der Wahrheit zu gehorchen durch Eid und Gewissen verpflichtet sind, berechtigten Beschwerden und Wünschen ihr Ohr verschließen werden.

Mit demjenigen, was ich an der Probepibel auszustellen habe, soll keineswegs eine andere, neue Bibelrevision erstrebt werden, wie dies von vereinzeltten Stimmen schon verlangt worden ist. Ich will ausdrücklich bemerken, daß ich ja mit den allgemeinen Grundsätzen, nach welchen gearbeitet worden ist, einverstanden bin und denjenigen nicht recht geben kann, welche als Vorarbeit zuerst einen revidierten Grundtext hergestellt wünschten. Es wäre schon im Neuen Testament bei seinen 20—30000 Varianten eine schwer zu erfüllende Forderung, und man muß sich schon hier darauf beschränken, nach dem Grundsatz der englischen Revisoren zu verfahren, nämlich „daß in jedem einzelnen Falle diejenige Textgestalt adoptiert wird, für welche nach dem Stande der verschiedenen vorhandenen Handschriften die größte Wahrscheinlichkeit zu sprechen scheint“. In noch viel höherem Grade ist dies bezüglich des Alten Testaments der Fall. Hier steht es in hunderten von Fällen sogar so, daß man nicht nur über die verschiedenen hebräischen Lesarten, sondern auch darüber im Zweifel sein kann, ob diesen nicht der griechische Text der Septuaginta (nebst Aquila, Symmachus und Theodotion) oder der lateinische der Vulgata oder die Textgestalt bei anderen alten Versionen oder in Citaten bei Kirchenvätern vorzuziehen ist. Die Revisionskommission hat den ganz richtigen Grundsatz aufgestellt, daß in jedem einzelnen kritischen Falle nur der durch sorgfältige wissenschaftliche Untersuchungen zu erlangende Taft oder die gewissenhafte Be-

nützung sämtlicher exegetischen Hilfsmittel den Ausschlag geben kann. Aber das ist allerdings nötig, daß, was an ihrem Werke noch mangelhaft geblieben ist, nachträglich geleistet werde.

Dazu zähle ich auch folgendes. In die Überschriften einer Reihe von Kapiteln in den Büchern der Könige und der Chronik sind bestimmte Jahreszahlen über die Regierungszeit israelitischer Könige in Klammern aufgenommen; da sich für deren Richtigkeit nicht mit vollkommener Sicherheit einstellen läßt, sollten dieselben weggelassen oder wenigstens nur als wahrscheinlich bezeichnet werden.

Aus demselben Grunde empfiehlt sich die Weglassung der Unterschriften unter den paulinischen Briefen, nebst dem Hebräerbrief, wie auch in dem englischen und dem von Segond revidierten französischen Neuen Testamente geschehen ist; sie gehören nicht zum Worte Gottes, ihre Zuverlässigkeit ist meist fraglich, die Unterschrift des Galaterbriefs ist zweifelsohne unhaltbar.

Schließlich möchte ich auch die Weglassung des der Probebibel angehängten „Registers zur Erläuterung altertümlicher und wenig bekannter Wörter“ und die Aufnahme seines Inhaltes in eine durch die ganze Bibel hindurch fortlaufende Reihe von Noten unter dem Texte befürworten. So ist Segonds revidierte französische Bibel eingerichtet, und diese Einrichtung scheint mir nicht zu unterschätzende Vorzüge vor derjenigen in der Probebibel zu besitzen. Das 14 Seiten füllende Register in alphabetischer Form ist zwar gut und zweckmäßig abgefaßt und wird gewiß nicht nur von dem einfachen Bibelleser, sondern auch von dem unterrichteten Bibelforscher dankbar benützt werden; es enthält in bündiger Form eine Menge zum Verständnis schwieriger Wörter und Bibelstellen dienliche und notwendige Erklärungen; niemand wird an dieser Neuerung in unsern Bibelausgaben Anstoß nehmen oder einen vielleicht nach

einseitig dogmatischem Standpunkt, wie der *Index biblicus* der Vulgata in der Ausgabe von Papst Sixtus V. und Clemens VIII., abgefaßten und die Freiheit der Forschung hemmenden biblischen Kommentar darin erblicken wollen. Sollte es aber nicht nützlicher sein, dem Leser bei jedem einzelnen schwierigen Worte oder Ausdrucke durch eine kurze Note unter dem Texte sogleich das nötige Verständniß zu bieten und die Mühe des Nachschlagens im Register zu ersparen? Es würde dadurch außerdem vermieden werden, was sich jetzt als auffällige Erscheinung in der Probebibel findet, nämlich daß an fünf Stellen (Hiob 19, 25 ff., Dan. 9, 25 ff., Sach. 11, 7., Eph. 3, 19 u. 1. Joh. 5, 7 f.) sonst nirgends mehr vorhandene Noten unter dem Text sind. Ich würde noch viele andere Bibelfstellen, in welchen verschiedene Übersetzungsarten neben einander berechtigt sind, in derselben Weise behandeln, und man würde dadurch dem zu erstrebenden Endziele einer wirklich gut und zuverlässig revidierten Bibelübersetzung wieder um einen bedeutenden Schritt näher kommen. Die Engländer haben in ihrem revidierten Neuen Testamente mehr als 2000 verschiedene Lesarten in Randnoten angeführt, „um so dem Leser gleichsam selbst die Möglichkeit zu geben, sich für diese oder jene Lesart zu entscheiden, oder auch sich zu überzeugen, daß es bei allen verschiedenen Lesarten doch nur ein Evangelium giebt“. Wie viele Randnoten wird es nach dieser Methode erst in dem zu erwartenden Alten Testamente geben! Ich bin weit entfernt, der Revisionskommission beim Abschlusse ihres Werkes nachträglich noch eine solche Riesenarbeit zuzumuten, um so weniger als sie sich in Deutschland auch kaum eines besonderen Beifalles zu erfreuen haben würde. Wo aber klar und unwidersprechlich entweder verschiedene Textlesarten vorliegen oder verschiedene Übersetzungen berechtigt sind, sollte doch jeder

Bibellefer darauf aufmerksam gemacht werden. So viel könnten wir von dem Vorgehen der Engländer wohl annehmen. Was sodann die aus dem Register zu entnehmenden Noten betrifft, so habe ich ausgerechnet, daß man mit deren etwa 5—600 auskommen würde. B. B. zu 1. Mos. 4, 16: Noth bedeutet: Flucht, Verbannung; zu 1. Mos. 17, 5: Abram bedeutet: hoher Vater, Abraham: Vater einer Menge; zu Jak. 2, 18: nach anderer Lesart: zeige mir deinen Glauben ohne deine Werke u. s. f. —

Berehrte Anwesende! In meiner dritten These habe ich die Probebibel ein notwendiges, heiliges und segensvolles Werk genannt. Notwendig, weil Luthers Bibelübersetzung auch trotz der schon längst mit ihr vorgenommenen Änderungen und Besserungen im Vergleich sowohl mit dem Grundtexte, als mit den Versionen in andere Sprachen nach vielen Seiten hin mangelhaft und unvollkommen geblieben war. Heilig, weil wir Theologen als treue evangelische Christen durch unser Gewissen verpflichtet sind, unsern deutschen Bibellefern Gottes Wort in möglichst treuer und sprachrichtiger Übersetzung in die Hand zu geben. Ein segensvolles, ein gutes verheißendes Werk nenne ich die Probebibel, weil auf treffliche Weise mit ihr in Angriff genommen worden ist, was von unsern Bibelforschern schon längst erwartet worden war, eine gründliche, umfassende Revision und Korrektur der Lutherschen Bibelübersetzung. Ihr Segen wird erst dann zur vollen Entfaltung kommen, wenn ihre Herausgeber jetzt noch alles das berücksichtigen, was ihnen wohlmeinenden Sinns in der von ihnen herausgeforderten Kritik oder Superrevision aus allen Kreisen der deutsch-evangelischen Christenheit geboten wird; wozu auch das Vorgetragene ein Beitrag sein soll.





8.

# Kolonialpolitik und Christentum

betrachtet

mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen

in

Südwestafrika.

Von

C. G. Büttner,

früherem Missionar in Damaraland.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, 1885.

Sammlg. v. Vorträgen. XIII.

18



Alle Rechte vorbehalten.

## Vorwort.

---

Nachfolgender Vortrag, welcher ursprünglich für die Pastoral-konferenz in Königsberg bestimmt gewesen und dort vor einem größeren gebildeten Publikum gehalten ist, bildet eine Ergänzung zu meiner im gleichen Verlag erschienenen Broschüre: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Während dort die Entwicklung von Handel und Kultur in Südwestafrika mehr historisch geschildert war, versuche ich es nun die ethische und moralische Bedeutung der neu beginnenden Kolonialpolitik vom Standpunkte eines christlichen Patrioten hervorzuheben.

Diejenigen, welche sich für die allgemeinen im folgenden berührten Fragen näher interessieren, möchte ich auch noch auf meine Broschüre: Die Kirche und die Heidenmission, Leipzig bei G. Böhme, weiter verweisen.

Ein Satz auf Seite 287 meiner Schrift: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena ist von einzelnen anders, wie ich gemeint, aufgefaßt worden. Zur Vermeidung weiterer Mißverständnisse bemerke ich nun hier, daß mein dort genannter Freund Carl Ritter nur bis 1875 die Leitung der Missionshandelsgeellschaft in Afrika unentgeltlich und im Nebenamt geführt hat. Er ist nicht identisch mit dem später von mir erwähnten Chef der Handelsgeellschaft, dessen Namen ich ungenannt wissen will, unter dessen Regime der Niedergang genannter Gesellschaft stattfand. C. Ritter ist noch heute in Capstadt und Stellenbosch der Vertrauensmann der rheinischen, finnischen und Berliner Missionare.

Wormditt (Ostpreußen), Ende Oktober 1884.

C. G. Büttner.

# Thesen.

---

## I.

Indem die kolonialen Unternehmungen unseres Reiches in Südwestafrika wesentlich an die Arbeit der deutschen Missionare anknüpften, welche dort durch die Predigt des Evangeliums den Grund zur Civilisation gelegt haben, ist zugleich öffentlich ein gutes Bengnis über den Erfolg der Mission abgelegt. (Seite 275.)

## II.

Koloniale Unternehmungen werden unserm deutschen Reiche nur dann Segen bringen, wenn auch dem wildesten und uncivilisirtesten Volke gegenüber dieselben christlichen Grundsätze der Gerechtigkeit und Treue aufrecht erhalten bleiben, welche unser Vaterland bis jetzt unter den übrigen Völkern so groß gemacht haben. (Seite 288.)

## III.

Die Bestrebungen Deutschlands, unter wilden und heidnischen Nationen Kolonien zu gründen, sind für alle gläubigen Christen in unserm Vaterlande eine neue Anregung, ihre Missionspflicht treu zu erfüllen. (Seite 296.)





## Kolonialpolitik und Christentum.

---

Jedermann erinnert sich noch der Überraschung, als vor Jahresfrist die ersten Nachrichten darüber durch die Zeitungen gingen, ein Bremer Kaufmann hätte irgendwo in Südafrika von irgend welchem Häuptlinge der Hottentotten einen Hafen und diverse hundert Quadratmeilen Landes gekauft. Die Verwunderung stieg, als man ferner vernahm, daß dieser Ankauf den Grund zu einer von den übrigen kolonialen Mächten unabhängigen deutschen Kolonie legen solle. Wer hatte in Deutschland sich bis dahin um Angra Pequena gekümmert? Und als man dann in den nautischen Handbüchern, welche auch über die äußerste Thule Auskunft geben müssen, nachschlug, was dort über jene Gegend zu finden sei, fand man, daß dort eine möglichst trostlose Beschreibung des neu erworbenen kolonialen Territoriums zu lesen sei: „weder Holz, noch Wasser, noch Vieh“, heißt es im *African Pilot* 1884. II S. 223, „kann man in Angra Pequena haben. Der Anblick hier ist traurig und abstoßend; nur wüste Sandberge und Felsen sind zu sehen, ohne eine Spur von Vegetation.“ Was wollte der Kaufmann an einem solchen Punkte, wie konnte er von hier aus etwas unternehmen?

Und als man weiter nachzufragen begann, ergab es sich zur Verwunderung der allermeisten in Deutschland, daß in jenem wilden und wüsten Lande deutsche Missionare seit langen Jahren unter Mühen, Entbehrungen und Selbstverleugnungen jeder Art gearbeitet haben, daß bis weit hinein ins Innere Südafrikas auf ihren Stationen durch die Macht des Evangeliums allerdings eine gewisse Kultur hergestellt ist, und daß eben gestützt auf das bereits von der Mission Erarbeitete weitere kaufmännische und industrielle Unternehmungen auch in jenen Wüsten bedeutende Chancen des Gewinnes hätten. Die Art und Sitte der Eingeborenen ist im langjährigen Verkehr von den deutschen Missionaren nicht nur erkundet, sondern auch an vielen Stellen und in vielen Stücken zum besseren gewandt. Ihre Sprachen sind erforscht und erlernt. Die Kenntniss des Lesens und Schreibens, des elementaren Rechnens, der holländischen Sprache ist ziemlich weit verbreitet, ja selbst das Deutsche ist nicht mehr ganz bei den Hottentotten und Herero unbekannt. Das Bedürfnis nach Kleidern, Geräten und Werkzeugen, wie nach andern Erzeugnissen der europäischen Industrie, vom Schwefelhölzchen an bis zum Harmonium, ist bei den Eingeborenen erwacht, und, was nicht das geringste, auf jeder Missionsstation findet sich eine Reihe von Leuten, für deren Zuverlässigkeit eben ihre Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde eine ziemlich bedeutende Garantie abgibt, da dort niemand ohne lange und genaue Prüfung in dieselbe aufgenommen wurde, und da das Auge der Gemeinde selbst darüber wacht, daß der gute Name der Christen aller Welt gegenüber bewahrt bleibe. Was dies bedeuten will, kann freilich nur derjenige völlig schätzen, welcher selbst Reisen in unbekannte Gegenden versucht und gefunden hat, daß fast die Hauptschwierigkeit solcher Reisen darin besteht,

unter der Zahl der Leute, welche dem Fremden ihre Dienste anbieten, die Zuverlässigeren von den Betrügern und Schurken zu unterscheiden. Dort in Südwestafrika kennt der Missionar seine Leute bereits, und der Reisende, welcher auf seinen und der Gemeindeältesten Rat in der Auswahl der Begleitung hören will, kann überzeugt sein, daß er so am sichersten fährt. Für Gegner der Mission, welche dieses nicht glauben möchten, könnte ich auf einen für sie wohl unverdächtigen Gewährsmann, den Feuilletonisten des Berliner Tageblattes in Nr. 366, 1884, hinweisen, welcher unter anderem folgendes von seinen Erlebnissen in Othimbingue, der Station, auf der ich selbst gearbeitet, erzählt: „In den wenigen Tagen meines Aufenthaltes in Othimbingue hatte ich mit dem Bruder des dortigen Häuptlings, der so zu sagen seine rechte Hand war, Freundschaft geschlossen, welche sich im Augenblicke meines Aufbruches recht bewähren sollte. Als er zur Verabschiedung herankam, faßte er den von mir gemieteten schwarzen Führer scharf ins Auge, worauf er mir bemerkte, daß ich jenen Mann entlassen und einen von seinen Leuten als Führer annehmen möge. Auf meine verwunderungsvolle Frage erklärte er mir, daß jener Führer durchaus unzuverlässig sei, ja, daß er mit Absicht darauf ausgehe, die Reisenden hinters Licht zu führen, um hinterher seinen eigenen Vorteil um so glänzender zu finden. Sofort beorderte er einen von seinen Leuten als Führer, und ich habe ihm diesen Beweis seiner Freundschaft hoch angerechnet.“ Nun wird jeder Sachverständige wohl einsehen, daß ein heidnischer natürlicher Herero „aus Freundschaft“ zu einem fremden Reisenden wohl kaum seinem Volksgenossen das Geschäft verdorben haben würde. Vielmehr liegt die Sache so, daß jener erwähnte Elias Beraua, einer unserer tüchtigsten und bewährtesten Ältesten, eben nur seine Christenpflicht an dem Landsmanne

seines Missionars erfüllen zu müssen geglaubt hat, und Herr S. kann versichert sein, daß nicht bloß er allein die Gewissenhaftigkeit jenes Mannes zu loben gehabt hat.

So waren mit einem Male die Augen Deutschlands auf ein fernes, weit von allem Weltverkehr gelegenes Missionsfeld gerichtet. Unbekümmert um den Spott und Hohn, mit dem in der Heimat jede Missionsunternehmung von nur zu vielen überschüttet wurde, unter den mannigfaltigsten Wechselfällen, welche die Arbeit in einem wilden und unerforschten Lande mit sich brachte, hatten die Brüder der rheinischen Mission auf Hoffnung gearbeitet, hatten unverdrossen immer von neuem auf das Wüste und Steinigte gesäet, hatten ohne irdischen Lohn zu erwarten unverdrossen weiter gearbeitet, bis das erreicht war, was jetzt vor aller Augen klar liegt.

Sie gestatten mir, daß ich Ihnen ganz im kurzen die Entwicklung der Missionsarbeit auf der Westküste Südafrikas schildere.

Bis vor fünfzig Jahren waren die Länder nördlich vom Oranjesfluß den Europäern noch fast ganz unbekannt. Als dann durch die Züge des Missionars Schmelen, auch eines Deutschen, aber im Dienste einer englischen Missionsgesellschaft, und durch den englischen Reisenden Captain Alexander die ersten näheren Nachrichten über die Verhältnisse in Gr. Namaqua und Damaraland der civilisierten Welt mitgeteilt wurden, bereiteten sich bald einige junge unternehmende Sendboten der rheinischen Mission, Hugo Hahn, Kleinschmidt, Bam darauf vor von Komaggas in Kl. Namaqualand aus nach dem Norden vorzudringen. Anfangs des Jahres 1841 wurde dann auch von Seiten der rheinischen Missionsdeputation der förmliche Beschluß gefaßt, eine Mission in Gr. Namaqualand und Damaraland unter Hottentotten und Herero zu unternehmen.



Es war damals unter den Namaquahottentotten ein großer Fürst, Jonker Africaner, aufgestanden, welcher nur mit wenigen Leuten aus der Kapkolonie nach Namaqualand vordringend seinen Stammesgenossen, die von den nomadischen Herero von Norden her bedrängt wurden, zu Hilfe gekommen war. Durch die Feuerwaffen, welche er mitgebracht, gelang es ihm bald die Gegner niederzuwerfen, durch seine diplomatische Schlaueit, die einzelnen Stämme gegen einander zu verwenden. Bei ihm, der damals auf Windhoek in der Nähe des Wendekreises wohnte, fanden die Missionare zuerst recht freundliche Aufnahme, und sie konnten sich ihr Arbeitsgebiet näher ansehen.

Es sind zwei durchaus verschiedene Rassen, mit denen die rheinische Mission nördlich vom Oranjesfluß zu thun hat, einmal die gelben Namaqua, der letzte noch reine Überrest der früher so zahlreichen Hottentotten Südafrikas, nördlich von diesen die Herero, ein zur dunkelfarbigen Rasse der Bantuvölker gehöriger Stamm, außerdem giebt es dort mancherlei Mischlinge, welche im afrikanischen Holländisch Bastards genannt werden. Beide Rassen leben, durch die Umstände gezwungen, wesentlich als Nomaden, einzelne Fürsten, besonders unter den Herero, sind im Besiz fabelhaft großer Herden von Rindern, Schafen und Ziegen. Die politische Verfassung beider Völker erscheint auf den ersten Blick als eine durchaus patriarchalische. Doch sind die Fürsten, wenn man näher zusieht, nach allen Seiten hin gebunden; und wenn es auch keine geschriebenen Geseze und Rechte giebt, Schrift war überhaupt dort früher unbekannt, so regelt doch die Volkssitte alles. Mag nun diese Volkssitte auch dem Patriarchen manche übernatürliche Macht beilegen, ist doch der Fürst zugleich auch der mächtigste Zauberer, und werden auch die Großen nach ihrem Tode als hilfreiche Heroen angebetet, so hat andererseits die Sitte der afrikanischen

„Wilden“ eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Forderungen der socialistischen und kommunistischen Ideen, welche in Europa von so mancher Seite als der Höhepunkt menschlicher Politik und Staatswissenschaft angepriesen werden.

Der Grund und Boden, sowie alle Naturerzeugnisse, Wasser, Gras, Holz, Wild sind völlig commun; jeder nimmt, was er bekommen und verbrauchen kann. Das Erbrecht wird meistens, und jedenfalls wenn die nächsten Erben unmündig sind, durch das Familienoberhaupt resp. durch den Häuptling zum allgemeinen besten ausgeübt. Allerdings hat dieser dann auch für alle übrigen zu sorgen, sein Eigentum ist, soweit es nicht durch allerlei abergläubische Zauberceremonien geschützt ist, wesentlich aller übrigen Eigentum. Wenn auch direkt vor seinen Augen niemand etwas gegen seinen Willen nehmen und gebrauchen wird, so hört doch alle Kontrolle auf, sobald er den Rücken gewendet, und dem Häuptling gegenüber bleibt jeder Diebstahl der Stammesgenossen eigentlich straflos, ja wird kaum als Diebstahl angesehen. Sogar die Frauen sind bei den Heiden, wenigstens unter den sogenannten Gastfreunden commun. Von einem Gottesdienste, der irgend welche moralische Wirkung ausüben könnte, ist bei den von der Mission unberührten Heiden nichts zu merken. Nur noch wie aus weiter Ferne tönen einige Gottesnamen in die Gegenwart hinein, welche davon Zeugnis ablegen, daß auch diese Wilden früher Monotheisten waren. Nur noch wenige jetzt unverstandene Ceremonien, welche zur Heilung der Kranken und zum Herbeizaubern des Regens von den Häuptlingen ausgeführt werden, legen Zeugnis davon ab, daß auch diese Stämme einst einen ausgebildeten Opferkultus hatten. Allerdings sind hievon nur die auf die Behandlung des Fleisches und der einzelnen Stücke der Opfertiere bezüglichen Sitten übrig geblieben. Aber

noch immer wird es beachtet, daß das fette Schaf ganz verbrannt werden muß, wenn man Regen herbeizaubern will, daß bei den Opfern, welche zur Heilung von Kranken geschlachtet werden, gewisse Teile nur von den Männern, gewisse Teile nur von den Frauen, gewisse Teile nur von dem Kranken selbst gegessen werden. Auch bei jenen „Wilden“ brennt das heilige Feuer ununterbrochen beim Hause des Patriarchen, sucht der Zauberer aus der Beschaffenheit der Eingeweide wie der römische Haruspex die Geheimnisse der Vergangenheit wie der Zukunft zu ergründen, und wie bei den alten Griechen läßt der Schauer ein Tier nach dem andern schlachten, bis die Zeichen so geworden sind, wie man sie gewünscht. Aber das alles sind für das Volksbewußtsein unverständliche Ceremonien geworden. Sonst besteht gegenwärtig nur der Kultus der verstorbenen Ahnen. Die Väter und Großväter, die Mütter und Großmütter werden auch in ihren Gräbern ebenso angerufen, wie sie im Leben die Zuflucht der Kinder waren. Ebenso wie wir in der Angst unseres Herzens: Ach Gott, ausrufen, ruft dort in Südwestafrika der Eingeborene sein: Mama! genau mit demselben Ausdruck und derselben Betonung wie unsere Kinder, selbst mitten im Gewühl der Schlacht. Und die Furcht vor den Toten und Geistesstern beherrscht alle Kreise so sehr, daß es die Eingeborenen fast als etwas Übernatürliches ansahen, wenn wir Missionare uns nicht fürchteten, selbst weite Strecken und an den Gräbern vorbei nachts allein zu gehen und zu reiten. Aber all solcher „Aberglauben“ hat ja bekanntlich auf die moralische Erziehung keinen Einfluß.

Wo keine Gottesfurcht ist, da gilt natürlich auch kein Eid noch Versprechen. Wenn die Herero auch bei der Trauermühe ihrer Mutter schwören, welche sie beim Begräbnis des Vaters trug, so wird doch bei niemand sein Zeugnis dadurch an Glaub-

würdigkeit gewinnen. So arbeitet vor Gericht jeder mit der Lüge, und es gehört nur zu den Notwendigkeiten des afrikanischen Lebens, daß man ohne weiteres niemand glauben kann, was er sagt, daß man ohne weiteres auf die Erfüllung keines Versprechens, keiner Zusage hoffen darf. So giebt es dort auch keinen staatlichen Zwang irgend einen Kontrakt zu erfüllen, irgend eine Schuld zum bestimmten Termine einzulösen. Jeder ist völlig frei im schlimmsten Sinne des Wortes, frei, aktiv wie passiv.

Es läßt sich leicht denken, wie bei einer solchen Verwilderung aller sittlichen socialen wie privaten Verhältnisse auch das schönste Land devastiert werden muß. Denn jeder nimmt, was ihm das beste erscheint, nimmt es so, wie es ihm im Augenblick die wenigste Mühe macht. Kein Urhottentotte würde sich auch nur einen Moment besinnen einen Obstbaum umzuhauen, um die Früchte recht bequem pflücken zu können. Niemand sorgt für die Zukunft, niemand arbeitet für das Allgemeine. Da müßte ja das Paradies bei einer solchen Behandlung zur Wüste werden. So ist denn auch Namaqua- und Damara-land vorläufig einer Wüste gleich zu achten, da die Natur gerade dort noch das erfreulichste Bild bietet, wo seit langer Zeit keine Menschen gewohnt haben. Allerdings scheint diese ganze Gegend von vornherein stiefmütterlich vom Klima bedacht, nur spärlich fallen die Regen und viele Monate hindurch glüht Tag für Tag vom wolkenlosen Himmel die tropische Sonne herab. Aber auch dort werden sich bei verständiger Behandlung die natürlichen Hilfsquellen des Landes mehr ausbeuten, die vorhandenen durch neu aufgefundene vermehren lassen. Und schon jetzt bietet das Land durch reichlichen Graswuchs, durch die weit ausgedehnten Buschwälder der verschiedensten Akazien und Mimosen, deren Schoten dem Vieh vortrefflichste Nahrung

abgeben, für die Viehzucht die günstigsten Bedingungen, soweit nicht direkte Devastation des Landes durch die Eingeborenen vorliegt. An sehr vielen Stellen lassen sich mit verhältnismäßig geringer Mühe Cisternen und Teiche künstlich anlegen, um das Gras des Landes durch Beschaffung neuer Tränkplätze so recht ausnutzen zu können. Wie oft haben wir Missionare nicht Überschläge gemacht, wieviel hier oder dort die Meliorierung der Trinkwasserverhältnisse kosten würde, und es bedauert, daß uns nicht die Mittel zu Gebote ständen, solche Bauten ausführen zu können. Wenn auch an Getreidebau und an Landwirtschaft nach deutscher Art dort nicht zu denken ist, so giebt es doch Stellen genug, wo die köstliche Dattel angepflanzt werden könnte um hunderttausende zu ernähren. Wenn auch nicht Weizen, Mais oder Reis, so könnte doch Kafferforn wie im übrigen Südafrika so auch dort auf weiten Flächen reichlichst gebaut werden. Überdies liegen bereits jetzt an vielen Stellen die wertvollen Mineralischeätze des Landes offenbar, und wer weiß, was sich noch sonst in dem Urgebirge vorfinden wird, das bis jetzt des Geologen Hammer kaum berührt, von dem so manche Quadratmeile vielleicht noch nie von eines Menschen Fuß betreten ist.

In einem solchen Lande und unter solchen Leuten hatten nun die Missionare zu arbeiten. Zunächst handelte es sich darum, die Sprachen der Eingeborenen zu studieren, ehe man mit ihnen über das Christentum reden konnte. Heut zu Tage, wo durch die geduldige Arbeit der Missionare in wenigen Jahrzehnten hunderte von Sprachen neu erforscht und schriftlich fixiert sind, wo durch die überraschenden Fortschritte der vergleichenden Sprachwissenschaft kaum noch eine menschliche Sprache übrig gelassen ist, die nicht mit Leichtigkeit zwischen bereits bekannte Familien eingeordnet werden könnte, ist es ja nicht mehr so

schwer ein neues Gebiet zu betreten und sich bald mit den Eingeborenen zurecht zu finden, wie die raschen Erfolge der Missionare am Kongo und an den großen Nilseen beweisen. Aber damals, wo fast niemand wußte, wie und wo die zu erlernenden Sprachen anzufassen seien, war es noch unendlich schwierig, rein aus dem Munde der Eingeborenen zu erlauschen, wie das Gefüge ihrer Sprache eigentlich zu erklären sei. Überdies bietet gerade die Namaquasprache obendrein doppelte Schwierigkeit durch die ihr eigentümlichen, für uns Europäer so kurios klingenden Schnalzlaute, welche jedem, der sie zum ersten Male hört, so wunderlich erscheinen, als ob sie sich gar nicht schriftlich verzeichnen ließen.

Nichts desto weniger wurde rüstig an das Werk gegangen. Freilich hatte damals kaum jemand eine Ahnung, welche Schwierigkeiten sich der Missionsarbeit entgegenstellen würden.

Bei den zerrütteten politischen Verhältnissen der eingeborenen Stämme, wo niemand auf Treu und Glauben hin etwas giebt noch etwas thut, wo der politische Zusammenhang der Menschen nur durch die egoistischen Interessen der einzelnen bestimmt wird, ist natürlich der Stärkste der Beste; und nur die moralische Schlaffheit der Eingeborenen, welche dieselben, entnervt wie sie sind, selbst zum energischen Bösen unfähig macht, verhinderte fortgehend das Äußerste. Bald bemerkten die Missionare, wie sehr durch die fortwährenden kleineren und größeren Raubzüge der Hottentotten und der Herero wider einander und unter einander das Land in ewiger Unruhe blieb. Und dabei sahen sie, wie die augenblicklichen Machthaber, also vor allen Jonker Africaner, von ihnen ebenso wie von den jeweilig bis in diese Fernen hinausziehenden europäischen Hausierern erwarteten, daß sie eben alles gut heißen würden, was bei diesen



Raubzügen geschah, und daß sie ebenso wie jene dem Sieger zu der reichlichen Beute Glück wünschen, daß sie über die von den Häuptlingen wie von den Knechten verübten barbarischen Grausamkeiten hinwegsehen würden. Und als dann die Missionare auch den mächtigsten des Landes gegenüber zu diesem allen nicht still schwiegen, war natürlich die Freundschaft rasch am Ende, und sie waren in dem wilden wüsten Lande bald auf sich selbst angewiesen, so daß es schon eine Riesenaufgabe war, überhaupt im Lande bleiben und leben zu können.

Ich will Sie hier nicht mit einer langen Schilderung der Mühen jener ersten Missionare aufhalten, welche für ihren Lebensunterhalt faktisch Jahre lang fast nur auf die Jagd angewiesen waren, weil ihnen die Eingeborenen in Frieden kein Schlachtvieh verkauften, und weil sie den Räubern das geraubte nicht abnehmen wollten, weil die weite Entfernung von der civilisierten Welt eine Verproviantierung von dort her fast unmöglich machte. Da jede Arbeit am Hause und im Hause von den Missionaren selbst verrichtet werden mußte, so litten sie bald entsetzlich unter den klimatischen Verhältnissen. Gr. Namaqua- wie Damaraland bieten allerdings keine besonderen Gefahren für den, der sich schonen und dem Klima gemäß leben kann. Aber die Missionare, welche meist wenig nach dem Maß ihrer Kräfte fragten, wurden bald von der Hitze geschwächt. Waren sie erst einmal krank und angegriffen, so wirkten alle Schädlichkeiten doppelt verderblich auf sie ein. Da die spärlichen Mittel der Mission, zumal am Anfang, den Bau irgendwie entsprechender Wohnungen nicht erlaubten, so bürgerete sich auch in den Häusern und Familien der Missionare die ägyptische Augenkrankheit ein, von der fast alle Eingeborenen mehr oder minder ergriffen waren. Was konnte da geleistet



werden, wenn allen Familiengliedern jeder Lichtstrahl die fürchterlichsten Schmerzen bereitete<sup>1)</sup>).

So war es kein Wunder, wenn der Bestand der Mission die ersten 25 Jahre hindurch öfters völlig gefährdet erschien, wenn so mancher invalide am Körper, mit zerbrochener Seele vom Kampfplatz weichen mußte. Ich erinnere hier z. B. an unsern lieben alten Missionar Rath, welcher, obwohl an den Folgen des Sonnenstichs und der Augenkrankheit leidend, doch noch einmal im Jahre 1861 nach Damaraland zu reisen versuchte, nachdem er seine beiden ältesten Töchter zur weiteren Erziehung nach der Kapstadt gebracht, der dann in der Nähe von Walfischbai Schiffbruch erlitt, weil die trunkenen Schiffsleute absichtlich mit dem Schiff auf den Strand jagten, und der dann in wenigen Augenblicken seine Frau und vier Kinder ertrinken sah, während ihn selbst die Wellen lebend ans Land spülten. Nichts desto weniger wurde die Arbeit immer wieder von frischen Kräften aufgenommen und auf immer neue Weise Gesetz und Evangelium den Eingeborenen nahe zu bringen gesucht.

Freilich erfuhr man bei dieser Arbeit nur zu gut, was es heißt, einen Menschen bekehren. Wenn irgendwo in der Mission, so hatten die Missionare dort in Südwestafrika Gelegenheit mit nüchternstem Blick ihre Arbeit ansehen zu lernen. Der Eingeborene ist ja leicht angeregt. Besonders dem Hottentotten mangelt es durchaus nicht an dem, was wir Gemüt nennen. Es war gar nicht so schwer, den Leuten ans Herz zu greifen; nachdem man sich ihnen erst verständlich machen konnte, sie soweit zu überzeugen, daß sie sich als Sünder be-

---

<sup>1)</sup> Näheres siehe in meiner Schrift: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Ebenfalls bei C. Winter in Heidelberg.

kannten. Es war nicht so schwer ihnen nachzuweisen, daß die Verstorbenen und Begrabenen ihnen nicht helfen könnten, und daß sie besser thäten, sich an den Lebendigen und ewigen Gott zu halten. Aber es kostete viele Mühe, und die mannigfaltigsten Entwicklungsstadien mußten durchgemacht werden, bis es hie und da einem und dem andern und dann allerdings immer mehreren aufleuchtete, daß der heilige Gott auch von heiligen Menschen geehrt werden wolle, und daß derjenige, welcher mit Lügen und Betrug umginge, nicht vor Gott bestehen könne. Da meinte dann wohl mancher, daß es ja wohl für die Weißen, für die Missionare nicht schwer sei, die Gebote Gottes zu erfüllen, aber sie selbst seien eben Kinder Hams, denen nichts Gutes möglich sei.

Dazu kamen noch so manche andere Hindernisse einer aufrichtigen Bekehrung. Jeder, der Christ werden wollte, war damit von dem in der Hand des Häuptlings befindlichen Familieneigentum und dem Familienerbe ausgeschlossen, weil er doch nicht mehr als Christ den Totendienst der Familie mitmachen konnte. Für die Vornehmen war es doppelt schwer, zum Taufunterricht hinzuzutreten; war doch die Polygamie und die dadurch ermöglichte Verschwägerung mit mehreren anderen vornehmen Familien fast noch das einzige Band, welches die Stämme trotz aller Eifersüchteleien zusammenhielt. Wurde doch die Freundschaft zwischen den Häuptlingen fast nur dadurch immer wieder besiegelt, daß sie die Fiktion eines gemeinsamen Vermögens auch durch die Gemeinschaft der Frauen bezeugten. So kostete es gerade den Vornehmen, welche anderswo in ihren Entschließungen freier zu sein scheinen als die Masse des Volkes, nicht unbedeutende Opfer von vornherein, wenn sie sich dem Christentume zuwandten. Dazu kam noch etwas, was den Eingeborenen eines Landes, wo man früher weder Schrift noch

irgend welches andere litterarische Studium gekannt, doppelt schwer werden mußte. Die Missionare verlangten, und gewiß nicht mit Unrecht, von den Taufkandidaten, daß sie auch lesen und schreiben lernen sollten, damit ein jeder Christ die heilige Schrift selbst in die Hand nehmen könne. So ist es wahrlich kein Wunder, wenn die Gemeinden nur ganz allmählich heranwuchsen.

Dennoch stieg der Einfluß des Evangeliums je länger je mehr. Nach langem Mühen, vielem Leiden, mannigfachen Enttäuschungen war es endlich im Jahre 1871 den Missionaren möglich geworden, sämtliche bedeutenderen Häuptlinge der Herero und der Hottentotten zu bewegen, daß sie einen großen Frieden im Jahre 1871 schlossen, einen Frieden, wie ihn jene Gegenden wohl noch nie gesehen, und die ganze Kultur des Landes nahm einen neuen Aufschwung.

Nachdem nun sehr bald die Zahl der Stationen, soweit es die Mittel der rheinischen Missionsgesellschaften irgend erlaubten, vermehrt war, waren alle bedeutenderen Quellen, welche das ganze Jahr hindurch Wasser hielten, und wohin also die Nomaden immer wieder, wenigstens für kürzere Zeit zurückkehren mußten, mit Missionaren besetzt<sup>1)</sup>. Eine lange Kette von einzelnen, aber planmäßig gruppierten Posten durchzog vom Oranjefluß bis zum 19. Grad südlicher Breite das Land. Da war Warmbad im Süden von Gr. Namaqualand, ferner im Centrum desselben die Gruppe von Bethanien, Bersaba, Rectmannshoop und Gibeon, wozu später noch Grootfontein kam. Weiter nördlich vermittelten Hoachanas und Rehoboth, wo sich

---

1) Demjenigen, welcher sich über die geographischen Verhältnisse der Missionsstationen orientieren will, möchte ich die von Merensky herausgegebene Specialkarte von Angra Pequena und Umgegend, Berlin bei S. Schropp, empfehlen.

aus der Kapkolonie ausgewanderte Bastards zu einer Art von republikanischem Gemeinwesen vereinigt niedergelassen hatten, die Verbindung mit dem nördlichen Damaraland. Hart an der Grenze desselben wohnte der Sohn jenes Jonker Africaner, Jan Jonker, obwohl seiner Macht beraubt, doch noch immer mit dem Überreste seiner Getreuen auf Windhoek, war es doch ein Paragraph jenes Friedenstraktates gewesen, daß auch er einen Missionar annehmen mußte. Dies wurde von den übrigen als die einzige Garantie ferneren friedlichen Verhaltens angesehen. In Damaraland selbst war quer durchs Land eine ganze Reihe von Stationen angelegt: Othimbingue, Othifango (oder Barmen), Otahandya (oder Schmelenshoop), Othizeva, Othosazu, alle unter den Herero, nur wenige Tagereisen von einander entfernt, so daß die Gemeinden sich durch allerlei Handreichung unterstützen konnten. Diese letzteren Stationen verkehrten mit der Außenwelt über Walfischbai, wo auch ein Missionsagent, schließlich auch ein Missionar stationiert wurde, während der Seehafen für die Stationen im eigentlichen Gr. Namaqualande Angra Pequena war und blieb. Weiter nördlich von der Schwachaublinie, war im Thal des Omaruruflusses eine neue Reihe von Stationen: Ameib unter einem versprengten Namaquastamm, Okombahe unter Bergdamara, ferner Okozondhe und Omburo unter den Herero. Schließlich waren ferne im Norden Othozondhupa unter den Herero und ferne im Osten Gobabis unter den Namaqua am Rande der Kalihari die äußersten Vorposten, gewissermaßen bereits die Anfänge von Missionsunternehmungen auf neuen Gebieten.

Es war somit ein Bereich fast so groß wie der preußische Staat unter den Einfluß der Mission gebracht, und überall konnte man es merken, daß es kräftig vorwärts ging. An einzelnen Stellen waren schon von früher her Kirchen gebaut,

jetzt wollten alle Gemeinden solche haben. Ich selbst habe in den 7<sup>1/2</sup> Jahren, welche ich in Damaraland zubrachte, der Einweihung von vier neuen Kirchengebäuden persönlich beigewohnt. Und was das bedeutungsvollste war, zu diesen Gebäuden, welche sich zwar nicht mit der Schönheit unserer deutschen Kirchen messen können, welche aber für die dortigen Landesverhältnisse ganz stattliche Gotteshäuser waren, war von Europa her so gut wie gar nichts beigetragen, höchstens daß die Glocken und die Altargeräthe von deutschen Missionsfreunden geschenkt waren, und daß der Missionar beim Bauen behilflich gewesen war. Alles übrige war von den Eingeborenen zusammengebracht. So war ich z. B. im Jahre 1880 bei der Einweihung der Kirche in Othosazu. Dieselbe repräsentierte, ungerechnet den Wert des Grund und Bodens, sowie der Rohmaterialien, nach landesüblichen Preisen wenigstens einen Wert von 15000 Mark. Das Gebäude selbst war ohne Unterstützung von Europa her aufgeführt, und der Missionar hatte verhältnismäßig wenig selbst am Bau mitgearbeitet, da fremde gelernte Maurer hatten engagiert werden können. Und doch zählte die christliche Gemeinde am Orte selbst nur erst 34, dazu meist wenig wohlhabende Leute. Und wie waren die Baukosten zusammengekommen? Die Gemeindeglieder hatten nach Kräften persönlich ohne Lohn mitgearbeitet, neben ihren geringen Beiträgen hatten die umliegenden heidnischen Häuptlinge eine größere Anzahl Schlachtvieh zum Unterhalt der Bauenden geliefert und damit bezeugt, daß auch ihnen der Bau dieser Kirche nicht ganz gleichgültig sei. Ferner war beinahe ein Drittel der Baukosten durch eine allgemeine Kirchen- und Hauskollekte bei den übrigen Christengemeinden in Damaraland eingesammelt. Und überdies waren zu einzelnen schwierigeren Arbeiten, wie zur Aufrichtung des Daches eine Anzahl junger christlicher Männer

von den nächsten Stationen jener kleinen Gemeinde von Otho-  
fazu persönlich zur Hilfe gekommen. So war der Bau in  
zwei Jahren begonnen und vollendet worden.

Ich möchte nicht, daß Sie um dieser einen Geschichte  
wollen glauben sollen, daß nun auch alle übrigen kirchlichen  
und sittlichen Zustände der Christengemeinden in Damaraland  
dem Ideal entsprechende seien. Keineswegs. Aber das wird ja  
ein jeder zugestehen müssen, daß dergleichen Zustände immerhin  
einiges Charakteristische bieten. Und überdies war nicht nur diese  
eine Kirche in dieser Weise gebaut, auch die übrigen in Ofo-  
zondye, Okahandya und Scheppmannsdorf waren in ähnlicher  
Weise zustande gekommen.

Es gelang ferner auf fast allen Stationen neben dem  
europäischen Missionar auch einen eingeborenen Lehrer zu stellen.  
Die Bildung derselben ist keine allzugeringe. Die Lehrer auf  
den hottentottischen Stationen sind z. B. der holländischen  
Sprache vollkommen mächtig und verstehen meist auch das  
Deutsche recht gut. Eine Anzahl geeigneter junger Leute wurden  
von mir selbst in dem Augustinumseminar in Othimbingue zu  
Lehrern ausgebildet. Zum großen Teile wurden die Gehälter  
dieser Lehrer von den eingeborenen Gemeinden selbst aufge-  
bracht. Es waren dies die ersten öffentlichen Steuern, welche  
in jenem Paradiese der Kommunisten von den Gemeinden zu  
Schulzwecken beschlossen und ausgeschrieben wurden. Und ich  
bemerke hierbei, daß keinerlei Staatsgewalt in Damaraland  
diese Steuern eintrieb, und ebensowenig besaßen die Missionare  
selbst irgend welche äußere Gewalt dazu. Ferner halfen auf  
jeder Station mehrere Älteste, erprobte christliche Hausväter,  
die Aufsicht über die Gemeinden ausüben, und in Notfällen die  
Gottesdienste halten. Als z. B. im Jahre 1874 fast alle  
Missionare und meist auf länger als ein Vierteljahr zu der



Generalkonferenz in Bethanien sich aus Damaraland entfernt hatten, sind dennoch auf allen Stationen die Gottesdienste durch die Ältesten ohne alle Unterbrechung fortgeführt worden. In der allerletzten Zeit hat freilich der Tod unter unsern alten Vertrauensmännern gerade die tüchtigsten hinweggenommen. Salomo Kaunario und Wilhelm Kamaharero, der Sohn des Oberhäuptlings aller Herero, sind in der Verteidigung der Missionsstationen gegen hottentottische Raubzüge als Sieger gefallen, Männer von denen ein jeder mit vollster Hochachtung sprechen mußte. Aber wenn solche Männer schon aus der älteren noch heidnischen Generation hervorgehen konnten, warum soll nicht die neu heranwachsende christliche Jugend ähnliche hervorbringen. Daß überdies die alte Art auch noch lange nicht ausgestorben ist, beweist der zu Anfang erwähnte Elias Berana.

Freilich ist ja durch die Intriguen der englischen Händler und Diplomaten der Rassenkrieg wieder im Jahre 1881 ausgebrochen und das schöne Bild stetigen Fortschritts, dessen man sich von 1871—1881 erfreuen durfte, dadurch in manchen Zügen verändert worden. Pessimisten glaubten im Anfang nunmehr alles von neuem in Frage gestellt. Aber man merkte doch bald, daß die alten Zeiten dahin waren. Zwar wurde das Missionswerk auch diesmal durch die Unruhen arg geschädigt. Auch die Missionare erhielten schwere Verluste an ihrem Privatvermögen. Manche Stationen wurden zeitweilig fast von allen Einwohnern verlassen und selbst die Missionare sahen sich gezwungen einzelne Punkte wieder aufzugeben. In den Gefechten erhielten die Christengemeinden schwere Verluste, wie vorhin erwähnt, da auch in Damaraland der Krieg die Besten verschlingt. Nicht wenige der Getauften verwilderten in dem Kriegsleben. Aber nachdem die erste Aufregung sich



gelegt, wurde es immer deutlicher, wie der eigentliche Kern doch standhielt. Schon im vierten Jahre geht der Krieg offenbar seinem Ende zu, auf vielen Stationen ist fast gar nichts mehr davon zu spüren. Da auf beiden Seiten von den Missionaren wie von den Verständigeren unter den Christen zum Frieden geredet wird, auch die Raubzüge, nunmehr nur noch von einer kleinen Minorität der Hottentotten unternommen, regelmäßig unglücklich verlaufen, so ist eine baldige Herstellung völligen Friedens in Südwestafrika sicher zu erwarten.

Sonach haben die kolonialen Unternehmungen, welche von Deutschland aus auf Namaqua- und Damaraland gerichtet wurden, zur allgemeinen Verwunderung dort nicht mehr die wilden und uncivilisierten Zustände vorgefunden, welche die öffentliche Meinung Deutschlands im allgemeinen bei den Ur-wohnern von Innerafrika voraussetzte. Soviel die Zeitungen von Lüderitz und Angra Pequena berichten, nirgends liest man, daß er mit den Eingeborenen in Konflikt gekommen ist. Alles, die Verhandlungen mit den Häuptlingen, die Reisen der Agenten des Hauses Lüderitz, geht ganz, wie in einem civilisierten Lande vor sich. Es sind christliche Häuptlinge, mit denen die Verträge abgeschlossen werden, christliche Hottentotten, die das Haus Lüderitz für ihre mannigfaltigen Untersuchungsarbeiten engagiert, und es geht in Gr. Namaqualand alles so zu, wie wir es kaum in Polen und in Rußland vermuten möchten. Das Land hat, was auch im einzelnen gesagt werden mag, einen civilisierten und christlichen Charakter angenommen. Das bezeugen alle Thatfachen, und alles zusammengekommen giebt gewiß kein zu verachtendes Zeugnis für die Thätigkeit der Mission ab.

40 Jahre lang hatten die rheinischen Missionare in Südwestafrika gearbeitet, weit ab von allem Weltverkehr. Nur selten kam ein Bericht über ihre Arbeit in die große Öffent-

lichkeit, und diese Berichte der Reisenden widersprachen sich oft genug. Einzelne Reisende, wie etwa der Schwede Anderson, lobten die Missionare und ihre ausdauernde, geduldige und treue Arbeit. Andere wieder, wie z. B. der bekannte Dr. Theophilus Hahn konnten nicht Spott und Hohn genug finden, um die Missionare zu beschimpfen, nicht Anklagepunkte genug, um sie zu verdächtigen. Wer sollte über die Wahrheit entscheiden? Natürlich fand sich das deutsche Publikum zwischen diesen widersprechenden Urteilen so zurecht, daß ein jeder sich auf diejenige Seite stellte, welche seine alten Voraussetzungen über die Missionare und deren Thätigkeit bestätigte. Eine unparteiische Entscheidung schien unmöglich. Seitdem nun aber die Zustände in Gr. Namaqualand und Damaraland uns Deutschen so nahe getreten sind, kann nun wohl ein jeder selbständig beurteilen, was die Missionare erarbeitet haben und selbstständig sein Urtheil fällen. Ich denke, die Mission wird dabei nicht schlecht wegkommen, und es wird sich nun herausstellen, auf welcher Seite die Wahrheit ist.

Es liegt hier vor mir ein Bericht der Weser-Zeitung über das Unternehmen von Lüderitz, offenbar nach guten Informationen, ein Bericht, der ganz oder doch wenigstens auszugsweise durch einen großen Theil der deutschen Presse wiederholt worden ist. Es wird darin über eine Unterredung berichtet, welche Herr Lüderitz mit dem kolonialen Sekretair der Kapkolonie Mr. Bower am 19. Februar dieses Jahres in Kapetown gehabt hat. Mr. Bower behauptete in dieser Unterredung, England hätte ganz gutes Recht dabei, daß es Angra Pequena und Umgegend annektieren zu können meinte, denn die in jener Gegend wohnenden Hottentotten seien eben Wilde, Savages, deren Land ohne weiteres von jeder civilisierten Macht in Besitz genommen werden könnte. Darauf hin bemerkte Herr

Lüderitz, welcher wie bekannt selbst Gr. Namaqualand bereist hat, dem englischen Beamten ganz offen: Seiner Meinung nach seien jene Hottentotten von Bethanien durchaus keine „Wilden“ mehr, da sie ja dort seit 40 Jahren von den rheinischen Missionaren unterrichtet wären.

Meine Herren! Der Herr Lüderitz behauptet nicht bloß so in einer Unterredung an sicherem Orte, nein er handelt auch danach. Ohne Furcht sendet er seine Gelehrten, seine Kaufleute, seine Handelsgüter zwischen diese „Wilden“. Er weiß, daß er dort weiteren Schutz nicht nötig hat, und in demselben Sinne redeten die Vertreter der Reichsregierung bei den bezüglichen Verhandlungen im Reichstage. Ich betone nochmals, daß damit nicht gesagt sein soll, daß nun dort unter den Christen in Gr. Namaqua- und Damaraland ideale Zustände herrschen; diese herrschen bekanntlich auch nicht in Deutschland. Aber jedenfalls bezeugen alle Thatfachen, welche von dort her bekannt werden, daß auch dort das Evangelium soviel gewirkt hat, wie man nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur erwarten konnte, daß dort unter den Hottentotten und Herero durchaus nicht mehr die Zustände herrschen, welche man dort wohl hätte erwarten können. So muß denn allerdings die Mission, welche in stiller Arbeit solches innerhalb eines Menschenalters zu Wege gebracht, doch wohl etwas ausgerichtet haben, und ich glaube nicht zuviel behauptet zu haben, wenn ich in meiner ersten These sagte:

Indem die kolonialen Unternehmungen unseres Reiches in Südwestafrika wesentlich an die Arbeit der deutschen Missionare anknüpfen, welche dort durch die Predigt des Evangeliums den Grund zur Civilisation gelegt haben, ist zugleich öffentlich ein gutes Zeugnis über den Erfolg der Mission abgelegt.

Indessen hat die Sache mit Angra Pequena nicht bloß Beziehung auf die Vergangenheit; fast bedeutsamer für uns ist das, was in der Zukunft aus dieser Angelegenheit herauskommen wird, ja herauskommen muß, und wie wir uns zu stellen haben, damit die kolonialen Unternehmungen, wie sie glücklich begonnen sind, auch glücklich fortgeführt werden. Denn darüber ist ja doch bei niemand, weder in noch außer Deutschland ein Zweifel, daß mit der officiellen Aufpflanzung der deutschen Flagge an mehreren Stellen der afrikanischen Westküste ein sehr wichtiger Wendepunkt in der Entwicklung unseres deutschen Reiches eingetreten ist, dessen Erinnerung wohl immer mit dem Namen Angra Pequena verknüpft bleiben wird. Zum ersten Male wird es von dem neuen deutschen Reiche versucht, eine eigene energische koloniale Politik einzuleiten, und wir müssen weit zurückgehen, um ähnliche Unternehmungen eines deutschen Staates von der Geschichte verzeichnet zu finden. Wie die alten Hanzen vor vielen Jahrhunderten, allerdings auf die engen Kreise der nordischen Meere beschränkt, ihre Kolonien weit hinausschoben, Kolonien, welche freilich bei der Zerfahrenheit des Reiches in sich selbst später doch meist nur den slavischen Völkern Gewinn und Stärkung brachten, so daß nur unser Preußen, und auch dieses durch wie viel Nöthe hindurch, dem deutschen Reiche erhalten blieb; wie der große Kurfürst, mit seinem weitausschauenden Blicke seiner Zeit vorausseilend, mit den Regerkönigen Afrikas Verbindungen anzuknüpfen suchte, so wird auch jetzt, hoffentlich mit besserem Erfolge, von neuem versucht, dem deutschen Reiche selbständige Kolonien zu gewinnen.

Freilich zog ja schon lange ein Überschuß der deutschen Volksmenge, allerdings darunter so manche verlorenen Söhne, aber doch im ganzen eine stattliche Fülle von Kraft, Intelligenz und Kapital repräsentierend, aus den engen Grenzen des Vater-

landes hinaus über das Meer. Aber die Misere der Zeit brachte es mit sich, daß jeder Deutsche, welcher durch seine Unternehmungslust getrieben oder durch die Verhältnisse gezwungen, sich in der Ferne ein neues Arbeitsgebiet suchte, für das Vaterland verloren war, was sich schon äußerlich dadurch dokumentierte, daß er kaum anders als mit einem Auswandererpasse auf längere Zeit von Hause fortziehen konnte. Sobald er den Grenzpfahl hinter sich hatte, war er aus dem Schutze des Vaterlandes entlassen, und leider nur zu oft beeilte er sich, die Sitte, ja selbst die Sprache seiner Nation gegen das Fremde einzutauschen. Ist es ja eine so vielen Deutschen anhaftende ungelige Gewohnheit, alles fremdländische für etwas Besseres zu halten als das Beste des eigenen Landes und alles, „was nicht weit her“ ist, von vorneherein mit einer Art von Verachtung zu bespötteln. Die Fremden mußten freilich meist ganz gut, die deutsche Genügsamkeit, die deutsche Arbeitslust und Arbeitskraft zu schätzen, und sie haben sich redlich bemüht von dem deutschen Element als „Kulturdünger“ in ihren Kolonien reichlichsten Nutzen zu ziehen.

Jetzt soll das anders werden. Das deutsche Reich will nunmehr seine Angehörigen, auch wenn sie in die Ferne wanderten, nicht ohne weiteres den übrigen Kolonialmächten zur Ausbeutung überlassen. Wie die Vorgänge in Angra Pequena, in Kamerun und an der Sklavenküste beweisen, ist es offenbar geworden, daß unsere Regierung unter dem Beifall der überwiegenden Mehrheit unseres Volkes nunmehr entschlossen und bereit ist in Unterstützung der von einzelnen thatkräftigen Angehörigen unseres Reiches begonnenen kolonialen Unternehmungen eine koloniale Politik einzuschlagen.

Mit dieser neuen Wendung der politischen Ziele unseres Reiches treten aber auch neue Aufgaben vor den Gesichtskreis,

denen gegenüber es doch wohl auch dringend not thut, sich vor allem auf diejenigen moralischen Regeln zu besinnen, welche uns unser Christentum für solchen Fall vorschreibt. Ein jeder, der berufen ist durch seine Bildung und durch sein Amt, auf der Warte der Zeit zu stehen und durch offenes freimütiges Wort die öffentliche Meinung an Gottes Willen zu erinnern, hat sowohl das Recht, wie die Pflicht darüber nachzudenken und zu verhandeln, wie es geschehen kann und muß, damit diese vor unsern Augen neu beginnende koloniale Bewegung unserm Volke zum Segen und nicht zum Schaden gereiche. Gerade der Umstand, daß wir dort in Südwestafrika das Wort Gottes, Gesetz und Evangelium, die politischen Verhältnisse barbarischer Nationen aus der Unruhe zum segensvollen Frieden verändern sehen, muß uns doppelt ermahnen, bei der Weiterführung der eigenen Politik neuen Zielen zu, die ewigen Grundlagen eines segensvollen Gedeihens nicht vorschnell aus dem Auge zu lassen.

Denn diese neue Entwicklung bringt natürlich ihre eigenen Versuchungen und Gefahren mit sich, von denen manche schon jetzt offenbar geworden, vor denen uns die Geschichte anderer kolonialen Mächte wohl warnen kann, auch ganz abgesehen von grobem Gründungschwindel, an welchen ängstliche Gemüter immer zuerst, unmoralische nur allein zu denken pflegen.

Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß so manche warme Missionsfreunde, denen es doch nur erwünscht sein sollte, daß Deutschland in immer engere Verbindung mit den heidnischen Ländern kommt, den neuen kolonialen Unternehmungen durchaus nicht hold sind. Und bei dem Übereifer, mit welchem die koloniale Sache jetzt in so vielen Kreisen Deutschlands auch von unberufenster Seite forciert wird, fangen die Vernünftigen überall bereits an, sehr zur Beruhigung zu reden. Nicht mit



Unrecht erheben die Fachzeitschriften, welche wie der „Export“ doch ausdrücklich die Förderung der handelspolitischen Interessen auf ihrem Programm haben, bereits warnende Stimmen. Leherer brachte jüngst einen eigenen vortrefflichen Artikel über das jetzt herrschende Kolonialfieber, und wie so viele Unverständige meinen, es sei genug, wenn man sich mit der nötigen Unverschämtheit ausrüste, um Kolonien zu erwerben, zu bewirtschaften, zu behaupten. Schon träumen sich viele in den abenteuerlichen Kostümen, welche sie als Quartaner und Tertianer auf den bunten Bildern ihrer Indianer- und Flibustierromane bewunderten. Und der „Export“ hat nicht Unrecht, wenn er die Art so mancher, welche sich für koloniale Unternehmungen, „begeistert“ haben, folgendermaßen verspottet: „Wenn Krempelstiefel und Schlapphüte, ein an der Hüfte verstohlen kokettierender Revolver, großer, größerer und größter Durst, sowie ein großes Maul den deutschen Kulturpionier ausmachen, dann möge England auf der Hut sein, seine Kolonialreiche werden zittern, vom Tafelberg bis zum Nil wird ein Schrei des Entsetzens sein“. Und das sind nicht bloße Phantasieen. Wer es selbst gesehen hat, was Europa und auch Deutschland für „Kulturpioniere“ bis unter die Wilden hinausspült, muß allerdings für dasjenige Missionsgebiet ernstlich zu fürchten beginnen, wohin ein stärkerer Zufluß solcher Gesellen in Aussicht steht.

Freilich können wir wohl versichert sein, daß sowohl die verständigen Kaufherren, welche jetzt an der Spitze der kolonialen Unternehmungen stehen, ebenso gut wie diejenigen Organe unserer Regierung, welche mit dem Kolonialwesen zu thun haben oder zu thun haben werden, nach Kräften bemüht sein werden, alle Ausschreitungen einzelner Individuen möglichst zurückzuhalten, wie denn ja auch der Gedanke von Errichtung von Verbrecherkolonien in Westafrika, welcher von der fremden Presse



unserer Regierung untergeschoben wurde, möglichst energisch zurück gewiesen ist. Immerhin wird aber auch jeder einzelne verständige Christ an seiner Stelle und in seinem Kreise es bei jeder Gelegenheit zu betonen haben, daß koloniale Politik und koloniale Unternehmungen durchaus nicht identisch sind mit abenteuernden Irrfahrten ins Blaue hinein, daß das Schlaraffenland noch immer nicht geographisch fixiert ist, sondern daß wie hier zu Lande, so überall in der Welt nur durch Strenge gegen sich selbst und geduldigsten Fleiß etwas Erkleckliches erreicht werden kann, daß die Welt der Wirklichkeit eben auch in Afrika, Asien und Amerika doch etwas anders aussieht, als wie dieselbe in den Robinsonaden und Indianerromanen von phantastischen Ignoranten geschildert wird. Nicht durch das Übersäumen jugendlicher Waghalsigkeit, sondern durch geduldige Klugheit, welche wohl weiß, daß wilder Boden erst durch harte Arbeit kulturfähig gemacht werden muß, ehe derselbe reichliche Ernten tragen kann, werden Kolonien gewonnen und erhalten. Speziell die neuerdings vielgenannten afrikanischen Gebiete, Namaqualand und Damaraland sowohl, wie die Sklavenküste, werden noch viel, sehr viel Arbeit, sehr viel Geduld, sehr viel Betriebskapital erfordern, ehe sie den reichlichen Ertrag bringen werden, den sie dem verständigen und fleißigen Arbeiter versprechen. Schade wäre es, wenn irgend einer unserer Landsleute durch phantastische Träume betrogen und in Afrika das Paradies zu finden wähnend, an seinen eigenen Thorheiten zu Grunde gehen sollte und wenn hernach für dies alles der Anregung der kolonialen Sache die Schuld beigemessen würde.

Doch nicht bloß den Einzelindividuen drohen neue Gefahren, wenn sie sich durch ihre falsche Auffassung des kolonialen Gedankens auf Irrwege leiten lassen. Die Erfahrung lehrt

es, daß der Beginn einer kolonialen Politik auch für das ganze Staatswesen große Gefahren mit sich bringt, und dieselbe Erfahrung bestätigt es, daß diejenigen Mächte, welche bis jetzt Kolonien von größerem Umfang erworben haben, von den Karthagern und Römern an bis auf die Mächte unserer Tage, nicht imstande gewesen sind, solche Gefahren zu vermeiden. Deshalb muß es auch immer wieder betont werden, daß auch Deutschland, wenn es die Bahn einer kolonialen Politik bestreitet, nicht vorsichtig genug vorgehen kann, vorsichtig nicht bloß im Sinne einer politischen Klugheit, welche sich nicht über ihre Kräfte hinaus in Verlegenheiten verwickeln läßt, sondern vor allem im Sinne einer göttlichen Gerechtigkeit, welche ein reines Gewissen für die höchste Stärke auch der Staatsmänner ansieht. Sonst könnte auch Deutschland bald, wie die übrigen sich auf eine Bahn gedrängt sehen, auf der darnach kein Halten mehr ist. Wird doch kein Staat dadurch wirklich mächtiger, wenn er seine Grenzen unbekümmert um die Rechte anderer in unbegrenzte Fernen ausbreitet. Und überdies haben wir das Wort des Herrn, welches kein Kolonialpolitiker außer acht lassen sollte, das Wort: Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Die koloniale Politik bringt, wie die Dinge nun einmal liegen, einen mächtigen, kräftigen, auf hoher Bildungsstufe stehenden Staat in den engsten Verkehr mit ohnmächtigen, ungebildeten, ihm gegenüber fast wehrlosen Stämmen sogenannter „Wilden“. Nun ist bekanntlich nichts schwerer, als daß ein Starcker dem Schwachen, ein Kluger dem Thörichten, ja selbst, daß ein Frommer dem Gottlosen gegenüber völlig die Wege Gottes einhält. Eben die relative Freiheit des Handelns, die bei solchen Gelegenheiten dem überlegeneren Teile zufällt, enthält

vielfache Versuchungen, dieselbe zu mißbrauchen, und es ist eine alte Wahrheit, daß nichts schwerer ist, als sich selbst zu beherrschen, zumal wenn man es, wie die Leute sagen, nicht nötig hat. Nun giebt es aber gewiß nichts Gefährlicheres für den Bestand der Kraft, als wenn der Mensch verlernt, sich selbst in der Gewalt zu haben, mögen auch sonst seine Reichtümer und Machtmittel noch so sehr zunehmen. Und was von dem einzelnen gilt, gilt auch vom ganzen Volk. So ist Amerika mit all seinen Reichtümern nur das Grab der spanischen Macht geworden, Holland ist ebenso wie Portugal durch die Schätze Indiens wohl reicher aber nicht mächtiger geworden. Und was wir heute an England sehen, zeigt uns von neuem alle Gefahren, die ein koloniales Weltreich mit sich bringt.

Es ist ja für England so bequem, seine jüngeren Söhne in Afrika und Indien als Beamte, Ingenieure, Prokuristen größerer Handelshäuser, Ärzte unterzubringen. Die Misere einer Überproduktion geistiger Kräfte, welche uns in Deutschland scheinbar den Atem benehmen will, die die Kinder gerade der besten Stände von frühester Jugend an in das Sklavenjoch moderner Verstandesdrillung spannt, die jeden, der vorwärts kommen will, 12—15 Jahre, wenn nicht länger, an die Schulbank fesselt und dann hinter her doch nicht einmal für eine der aufgewandten Arbeit und den Erziehungskosten entsprechende Stellung Bürgschaft leistet, die kennt man in England nicht, wo ein koloniales Reich, zwölfmal so groß wie das Mutterland mit Intelligenz versorgt werden soll. Unter den Blinden ist der Einäugige König, und derjenige, welcher bei uns das Abiturientenexamen mit Mühe passieren würde, schreibt dort sein M. A. (magister artium) stolz auf die Visitenkarte und gilt, zumal in Südafrika und Indien, bereits für einen ganz passablen Gelehrten. Nimmt man hinzu, daß die englische

Regierung in den ausgedehnten Teilen der Kolonien, wo nicht allzugroße Auswahl an europäischen Kräften ist, mit dem vorlieb nehmen muß, was sich anbietet, resp. angeboten wird, so sieht man leicht, wie sehr damit dem Protektionswesen und dem Nepotismus Thür und Thor geöffnet ist. Wer dort einmal so hochgestellt ist, daß er einen gewissen Überblick davon hat, wo die nötigen Kräfte fehlen, wird seine Söhne und Neffen sehr rasch irgendwo in der Welt als Sekretär und Kommiss unterbringen können; und wenn dieselben sich auch vielleicht bald in Afrika oder Kanada unmöglich gemacht haben, so hindert niemand, sie gerade deshalb in Indien auf noch einträglichere Stellen zu versetzen, mit der Annahme, daß sie nun durch ihre Erfahrungen schon etwas mehr gewitzigt sind. Wer das englische Beamtenwesen in den Kolonien auch nur ein wenig näher angesehen hat, weiß wie es gemacht wird, um die jungen Leute, auch wenn sie weder ein Übermaß an Gelehrsamkeit noch an Geschäftsroutine besitzen, doch in die Reihe der gut besoldeten Beamten hineinzubringen. Und wo einmal die Clique regiert, wird sie schon dafür sorgen, daß das Cliquenwesen nicht so leicht ausstirbt. Es ist aber selbstverständlich, daß jede Verschlechterung des Beamtenwesens in den Kolonien ganz notwendiger Weise auch auf den Zustand aller Regierungsorgane daheim zurückwirken muß, und sobald man sich einmal daran gewöhnt hat, eine gewisse Art von Kräften für gut genug in Indien und Afrika anzusehen, wird es unmöglich sein, diejenigen, welche man für das Mutterland selbst benötigt, auf der wünschenswerten aller Konkurrenz gewachsenen Höhe zu erhalten.

Ähnlich wie mit den Organen der Civilregierung geht es auch mit dem Soldatenstande. Es wird von den Sachkennern ja immer wieder behauptet, und die Erfahrung giebt

ihnen unzweifelhaft recht, daß es keine schlechtere Schule für einen Soldaten geben kann, als das Fechten mit Barbaren und Wilden in den Kolonien, und daß jede Armee, wenn sie sich nicht selbst in der strengsten Zucht wie auf dem Exercierplatze zu halten weiß, nur allzuleicht in solchen Kriegen verlottert und verwildert. Und dieses nicht sowohl deshalb, weil dem Barbaren gegenüber die rein militärischen Tugenden der Tapferkeit und Vorsicht weniger zu beachten wären, als vielmehr dadurch, daß die barbarische Fechtart des Gegners so leicht dazu hinreißt, in ähnlicher barbarischer Weise mit Repressalien zu antworten, und weil der Soldat nur zu leicht ein Recht zu haben glaubt, uncivilisierten Gegnern gegenüber die Pflichten vernachlässigen zu können, welche ihn Gesetz und Sitte in Europa zu beobachten zwingen. Ich erinnere hier z. B. an die Plünderungen der Engländer und Franzosen im Sommerpalast von Peking, in Abessinien, in Anam, an das Hinmorden der Verwundeten und Gefangenen, an das Abschlachten der Wehrlosen, der Frauen und Kinder, wie es immer wieder bis in die letzten Tage aus den Kriegen der Europäer mit den Asiaten und Afrikanern gemeldet wird. Daß solche Zuwiderhandlungen gegen die offenbarsten Gesetze der Humanität und des Christentums die ganze Disciplin zerrütten und den ganzen Geist der Armee auf ein tieferes Niveau herabbringen, ist wohl jedem Einsichtigen selbstverständlich. Noch nie haben Soldaten, welche in dem Kriege ein Geschäft und in den Grausamkeiten desselben eine Befriedigung ihrer Wollust sahen, Kriegern gegenüber stand gehalten, die das blutige Werk mit völligstem Ernst und mit dem Bewußtsein der großen Verantwortlichkeit von Männern ausübten, denen Leben und Tod ihrer Mitmenschen in die Hände gelegt ist.

Beides aber, sowohl die Verschlechterung der civilen Ver-

waltung, wie die Forderung der militärischen Disciplin in der Armee, hat aber offenbar seinen Grund nicht sowohl in dem Kolonialwesen selbst, denn ein wirklich gewissenhafter Mann wird gerade darin seine Vollkommenheit sehen, daß er überall, auch ohne durch Verhältnisse und Rücksichten gezwungen zu sein, seine Pflicht als vor dem Angesichte Gottes thut, als vielmehr darin, daß der Indogermane so leicht geneigt ist, seine farbigen Mitmenschen über die Achsel anzusehen, sie wie eine niedrigere Rasse zu betrachten, als ob nicht auch sie einer wirklich gerechten und gründlichen Verwaltung und Regierung, nicht einer wirklich humanen Behandlung auch im Kriege und als Gegner würdig wären, als ob man denen, welche sich selbst völlig zu beherrschen und zu verteidigen nicht imstande sind, nicht schon um Gottes willen völliges Recht und völlige Achtung schulde.

Es ist eine gewaltige Menge Unrecht, welches die Spanier, die Portugiesen, die Holländer, die Engländer durch ihre egoistischen und nachlässigen Verwaltung und Behandlung der in ihren Kolonialgebieten wohnenden eingeborenen Völker aufgesammelt haben, und das sich, wie wir es vor Augen sehen, an den Mutterländern aufs bitterste gerächt hat. Indem sie in ihrer kolonialen Politik wesentlich nur den eigenen Vorteil im Auge hatten und nur zum geringsten Teil auch dem schwächeren sein Recht zukommen ließen, ist die moralische Kraft der Staaten selbst krank geworden. Mit der moralischen Kraft sinkt ja aber auch regelmäßig die physische, bei den Einzelnen wie bei den Völkern. Wenn wir ansehen, was heutzutage aus England geworden ist, können wir leicht das vorhin erwähnte Wort des Herrn in die Sprache der Tagespolitik übersetzen und sagen: Was hilft es den Engländern, daß sich hunderte von Millionen dem Scepter ihrer Königin beugen, wenn dabei die Verhält-



nisse im Mutterlande bis ins Mark hinein wurmförmig und die militärische Macht den übrigen Völkern zum Gespött geworden ist?

Ich betone es nochmals, diese Gefahren und Folgen sind nicht mit der Entwicklung einer kolonialen Macht an sich verbunden. Es ist allerdings, wie wir wissen, für einen Reichen überall schwer, sehr schwer ins Himmelreich zu kommen, aber durch Gottes Beistand sind alle Dinge möglich. Und wem Gott einmal Macht und Reichthum in den Schoß geworfen, der muß es eben versuchen, auch im Besitz solcher Güter sich als Christ zu beweisen. So geht es denn auch unserm deutschen Vaterlande. Wir sind nun einmal durch Gottes Gnade im Besitz von einem solchen Ueberschuß an Bevölkerung, an Intelligenz, an Kapital, an physischer Kraft, daß Macedonien für uns zu klein geworden ist und ein neues Königreich gesucht werden muß. Es wäre geradezu Sünde, wenn wir unser Pfund vergraben, wenn wir uns nicht ausbreiten, sondern vielmehr die eigene Volkskraft im allzuengen Raume ersticken wollten. So muß denn der Weg in Gottes Namen unternommen werden, sicherlich wird sich eine Weise finden, durch den Geist Christi geleitet, die Klippen zu vermeiden, an denen die übrigen leider gescheitert sind. Und wie es möglich geworden ist, daß ein Christ selbst im Kriege sich als Christ beweisen kann, so muß es doch auch möglich sein, so kolonisieren zu können, daß dabei die eigene Seele, die eigene Volkskraft doch nicht Schaden erleidet, daß vielmehr die Gerechtigkeit und Treue, die wir auch dem wildesten Barbaren im Kriege wie im Frieden erweisen, unser ganzes eigenes Volkswesen von neuem grünen läßt, wie eine Ceder Gottes.

Die Möglichkeit dazu ist sicher vorhanden, das wird niemand leugnen können, der auch nur einen Blick auf die Ent-



wicklung der Politik unseres Reiches seit dem Jahre 1871 wirkt. Gott ist nicht genug dafür zu danken, daß er die Lenker unseres Staates bis jetzt davor bewahrt hat, von der großen Macht, die unserm deutschen Reiche nach langen Tagen schweren Kreuzes zugefallen ist, nur einen egoistischen Gebrauch zu machen. Wir freuen uns dessen, und darin ist wohl unser ganzes Volk einig, daß infolge dessen Deutschlands Macht mitten im Frieden, ja man kann wohl sagen, durch den Frieden so zusehends gewachsen ist; wie es hier in Europa so schön gelungen ist, die Gegner nicht nur mit der Schärfe des Schwertes zu überwinden, sondern auch, zum Teil wenigstens, zu versöhnen; ja selbst Frankreich sehen wir allmählich zu den Leitern unseres Volkes Vertrauen gewinnen und sich ihnen nähern.

In gleichem Geiste sind ja auch bisher die Verhandlungen mit den überseeischen, mehr barbarischen Völkern geführt. Es ist wohl kein Zweifel, daß China und Japan sowohl wie die Türkei Deutschland mit andern Augen ansehen, als die übrigen europäischen Staaten, daß sie seine Macht willig anerkennen, ohne viel Schlimmes davon zu befürchten. Denn auch da, wo die Verhältnisse eine Entfaltung militärischer Kraft geboten erscheinen ließen, wie die Angelegenheiten mit den Samoainseln, mit Nicaragua und mit der Türkei wegen Thessalonich, hat die selbstbewußte Macht unseres Volkes sich in weisen Schranken zu halten gewußt und sich daran genügen lassen, daß gerade eben dasjenige Gute erreicht worden ist, das erreicht werden sollte, so daß niemand sagen kann, er sei durch Deutschlands Kraft mutwilliger oder ungerechter Weise unterdrückt. Allerdings ist es etwas anderes, ab und zu hier- oder dorthin eine einmalige Expedition zu entsenden, die zurückkehrt, wenn sie ihren Zweck erreicht hat, etwas anderes, dauernd in Verhandlung mit den halbcivilisierten Völkern zu bleiben, welche die nächste

Nachbarschaft der neu besetzten Gebiete in Südwestafrika und an der Sklaventküste bilden. Jedenfalls wissen wir, was im Auge zu behalten ist (These 2): Koloniale Unternehmungen werden unserm deutschen Reiche nur dann dauernden Segen bringen, wenn auch dem wildesten und ungebildeten Volke gegenüber dieselben christlichen Principien der Gerechtigkeit und Treue aufrecht erhalten bleiben, welche unser Vaterland bis jetzt unter den übrigen Völkern so groß gemacht haben.

Es wird also bei jeder Gelegenheit zu betonen und die öffentliche Meinung immer wieder darüber aufzuklären sein, daß man bei den Unternehmungen nach den überseeischen Ländern und speciell dorthin, wo wir die Ureinwohner auf einer tiefen Stufe stehend finden, sich nicht nur in selbstsüchtiger Weise auf die Ausbeutung des fremden Landes und seiner Eingebornen zu richten hat, sondern daß wir daran zu denken haben, daß auch jene Menschen sind, und daß der Stärkere, Reichere, Gebildetere auch jenen gegenüber die ihm von Gott auferlegten Christenpflichten nicht zu vergessen hat.

So liegt die Möglichkeit ganz wohl vor, daß durch eine richtige, von christlichem Geiste beseelte Kolonialpolitik den barbarischen Völkern, in deren Heimstätten der deutsche Ansiedler eindringt, nicht nur nicht ein Unrecht zugefügt, sondern vielmehr eine Wohlthat erwiesen wird. Auch werden erst dann die kolonialen Unternehmungen sich fest begründen lassen und von allem schwindelhaften Gründungsweesen frei bleiben, daß wirklicher Segen daraus auch auf unser Land und Volk zurückschließen kann. Ja ich möchte meiner Meinung nach behaupten, daß wir in Deutschland bereits auf dem besten Wege sind, um uns für eine solche Thätigkeit, die uns und aller Welt zum Segen gereichen muß, thatsächlich einzuüben. Es ist ja das der hoffnungsreichste Zug in der Entwicklung der

Gegenwart unseres Volkes, daß alle Parteien darin möglichst einig sind, daß der kräftigere Teil der Nation verpflichtet ist, auch für den Ärmern und Schwächeren zu sorgen; und dieses nicht bloß auf dem Wege einseitiger Wohlthätigkeit und Armenpflege, sondern ganz besonders dadurch, daß Institutionen geschaffen werden, unter deren segensreichem Schutze es dem Schwachen möglich gemacht wird, in sich selbst zu erstarken und sich zur Eigenhilfe zu kräftigen. Allerdings gehen ja noch die Meinungen der Parteien darüber weit auseinander, wie dieses ausgeführt werden kann, ohne gegen den Reicheren und Mächtigeren ungerecht zu werden, ohne den Ärmern und Schwächeren in seiner Freiheit zu beschränken, welche doch das höchste Gut ist, das uns Gott gegeben hat. Aber es zeigt sich doch, daß bei einigem guten Willen allseits manches und vieles erreicht werden kann. Jedenfalls ist schon das eine schöne Errungenschaft, daß über die Ziele selbst alle übereinstimmen, und daß, nachdem des Kaisers Majestät in offener Botschaft sich freimütigst dafür ausgesprochen, der Gesichtskreis einer gesunden christlichen Socialpolitik überall sich erweitert hat. Gott gebe, daß niemand meinen möge, diese Gesichtspunkte hätten nur innerhalb der Grenzen unseres Volkes principielle Geltung, und den „Barbaren“ gegenüber sei es nicht nötig, die volle Gerechtigkeit zu erfüllen, sondern daß auch den Afrikanern gegenüber, Deutschlands Politik und Handelsweise von christlichem Geiste göttlichen Zielen gelenkt bleibe.

Nur einen hierher gehörigen Punkt möchte ich auch an dieser Stelle nicht unberührt lassen. Jedermann weiß, was der Alkohol und die ihn begleitenden Zusatzgifte für verheerende Wirkungen an unserm relativ kraftvollen Volke ausübt, und wie noch viel schrecklicher die Verwüstungen sind, welche er unter den sogenannten Naturvölkern anrichtet. Viele Leute in Europa

halten nun die afrikanischen Eingeborenen in besonderer Weise wie von Natur dem Trunke zugeneigt, und es ist mir oft genug vorgekommen, daß man gemeint hat, dem Neger gegenüber sei die Rumflasche das beste Mittel, die Verhandlungen in den Gang zu bringen. Gewiß ist der eingeborene Afrikaner, welcher nicht den sittlichen Halt an einem geregelten christlichen Volks- und Familienleben besitzt, ein noch schlimmerer Sklave des Trunkes als irgend ein Deutscher, wenn er sich demselben einmal ergeben hat. Aber so lange er noch nüchtern und seine Willenskraft noch nicht durch den Fusel gebrochen ist, hat auch er natürlichen Menschenverstand genug um einsehen zu können, welchen Schaden der Trunkenbold sich selbst zufügt, und er hat, soviel ich erfahren, von sich selbst aus keine allzugroße Neigung, ein Trunkenbold zu werden. So wird es Sie vielleicht überraschen zu hören, daß es in Damaraland und in einem sehr großen Teile von Gr. Namaqaland jedenfalls in der ganzen Zeit, die ich dort als Missionar zugebracht, und höchst wahrscheinlich bis auf diesen Tag möglich gewesen ist, den Vertrieb von Wein und Branntwein auf ein Minimum zu beschränken, und das will viel sagen in einem nach europäischen Begriffen anarchischen Lande. Und obwohl eine nicht geringe Anzahl gewissenloser und verstoffener Händler, meist Irländer, sich auf jede Weise gegen das Verbot aufzulehnen suchte, gelang es doch dem Zusammenwirken der verständigeren europäischen Kaufleute, der eingeborenen Häuptlinge und der Missionare den Auschank von Spirituosen fast völlig zu verhindern, und ich bezeuge es gerne, daß ich in den 7 Jahren, die ich in Damaraland gewesen, nur einen einzigen Eingeborenen betrunken gesehen habe, und das war in der Wallfischbai, wo derselbe von den dort befindlichen Engländern und Irländern betrunken gemacht worden war.

So kämpfen die Eingeborenen dort schon lange gegen den

Schnaps, und speciell in Bethanien, zu dessen Gebiet Angra Pequena, wie Sie wissen, gehörte, bestehen seit vielen Jahren Bestimmungen, welche den Verkauf von Spirituosen einfach mit Strafe belegen. Und wenn diese Bestimmungen einzelnen gewaltsam auftretenden und mit der Schußwaffe drohenden Europäern gegenüber auch nicht immer strikte eingehalten worden sind, so hat dennoch mancher Händler, welcher die Vornehmen dadurch für sich einzunehmen suchte, daß er ihnen etliche Flaschen Brandy zum Geschenk gab, hinterher doch die Strafe zahlen müssen, nachdem die Hottentotten sich vorher gratis Courage getrunken hatten. Mehr wie einmal ist die englische Regierung am Kap durch Petitionen der Häuptlinge in Damara-land gebeten worden, die Verschiffung von Spirituosen nach Damara-land zu verhindern. Es wäre sehr traurig, wenn die deutsche Kolonisation zur Folge hätte, daß unter dem Schutze der deutschen Gesetze, beziehentlich mit Berufung auf die deutsche Gewerbefreiheit der Spiritus nach Damara- und Gr. Namaqualand wider den Willen der nächst Beteiligten eingeführt werden würde.

Ich freue mich, hier ausdrücklich konstatieren zu können, daß die Firma Lüderitz in vorliegender Frage bis jetzt durchaus mit uns Missionaren übereinstimmt, und wie könnte auch ein verständiger Kaufmann anders spekulieren. Denn doch wohl nur dann, wenn die Kunden wohlhabend sind und in geordneten Verhältnissen leben, ist ein dauerndes gutes Geschäft denkbar; dem Trunke ergebene Leute sind nur für den Schwindler und Wucherer angenehme Beute, welcher nur einmal an ihnen verdienen will. Ebenso freue ich mich, daß, wie Sie alle wissen, die öffentliche Meinung in unserm Vaterlande Gott sei Dank, auch der Trunksucht selbst gegenüber wie gegenüber denen, welche aus der Beförderung der Trunksucht schmutzigsten Vorteil suchen, immer mehr Stellung zu nehmen beginnt. Aber

wir wissen auch, wie schwierig es unter den vorläufig noch obwaltenden Umständen ist, etwas weiteres gegen die Vergiftung unverständiger Menschen durch den Alkohol und die Fälschöle durchzusetzen. Jedenfalls aber ist es sehr wichtig, auch hierüber völlig klar zu sehen und für das klar erkannte auch freimütig einzustehen. Ein gutes Wort findet immer eine gute Statt. Und ich denke wir alle wollen uns dafür bemühen, daß nicht bloß in Deutschland immer mehr der Trunksucht wie der Verleitung dazu gesteuert würde, sondern daß dieselbe auch von den kolonialen Gebieten des Reiches möglichst fern gehalten würde, damit nicht Deutschland auch dem Fluche verfallen möchte, welchen die Opiumpolitik in Indien und China über England gebracht hat.

Und nun, meine Herren, noch ein drittes Wort. Wir, die wir hier zur Pastoralkonferenz versammelt sind, stehen der kolonialen Frage nicht bloß als Deutsche, nicht bloß als Leute, welche von humanen Ideen und Gefühlen erfüllt sind, wir stehen ihr auch als Christen gegenüber, als gläubige Christen, die wir wissen, daß allen Menschen zum Heile der Christus erschienen ist, daß alle, auch die Hottentotten und Kaffern, zur gleichen Seligkeit berufen sind. Wir kennen sehr wohl unsere Missionspflicht. Aber ich möchte mir auch hierüber einige Worte erlauben.

Es ist kein Zweifel, daß Deutschland in der Erstarfung des Missionsfinnes und in der Erfüllung der Missionspflicht, so groß auch die Fortschritte hierzu gewesen sind, bis jetzt noch immer weit hinter Nordamerika und England zurückgeblieben sind. Mancherlei Gründe könnten ja hiefür angeführt werden. Vor allem dürfte allerdings nicht zu vergessen sein, daß uns Deutschen allerdings die Mission unter den halb- und gar nicht civilisierten Nationen der fremden Erdteile als etwas eigentlich Fernabliegendes erscheinen mochte, während speciell in England



durch die vielen Beamten, Offiziere und Kaufleute, welche in Asien und Afrika beides, das Elend des Heidentums und die Arbeit der Missionare, mit eigenen Augen kennen gelernt haben, dem Missionsinteresse vielfache Förderung zukommt. Viele sahen es auch als ihre Bürgerpflicht an, privatim für die Christianisierung der kolonialen Gebiete mitzuarbeiten und mitzusteuern, je mehr es sie mit Schmerz erfüllen mußte zuzusehen, wie die offizielle Regierung durch die Opiumpolitik, wie durch so manche dem Götzendienste und der Priesterschaft in Indien schmeichelnde Maßnahmen, ihrer Christenpflicht zuwider handelte. Auch schämt sich der englische Missionsfreund gar nicht, den Nationalökonomien seines Landes vorzurechnen, wie das für die Mission unter die Heiden hinausgesandte Geld durchaus nicht so unproduktiv sei, als manche Spötter es meinen. Wenn die Arbeit eines Missionars, so kalkuliert er ihnen vor, neben anderem auch dieses thatsächlich zur Folge hat, daß 1000 und mehr Leute, welche bis dahin nackt gingen und überhaupt nur wenig zu ihrem Leben brauchten, nunmehr anfangen europäische resp. englische Kleider zu tragen, europäische resp. englische Werkzeuge zu gebrauchen u. s. w., so ist der dem englischen Arbeiter, Fabrikanten, Spediteur und Kaufmann hierfür zufallende Gewinn ohne Zweifel weit größer, als das dem Missionar bewilligte Gehalt, und es stellt sich auch hiebei heraus, daß Gott sich nichts schenken läßt, und daß er jedenfalls das ihm geliehene Gut weit sicherer und höher verzinst, als sonst irgend ein industrielles Unternehmen dieser Welt es mit sich bringt.

Nun, in Deutschland pflegen die wenigsten so zu rechnen, obwohl niemand das Thatsächliche dieser Spekulation leugnen kann. Es sind bei uns, wie wir wissen, noch meist nur kleine und obendrein mit Glücksgütern weniger gesegnete Kreise, welche



für die Mission beisteuern, und im Durchschnitt gerechnet sind es ja nur 7—8 Pfennige, welche von den Evangelischen in Deutschland pro Kopf jährlich für Missionszwecke aufgebracht werden. Freilich meint man ja, daß die Leute in Deutschland nicht so reich seien, wie in England, doch ist es z. B. kaum  $\frac{1}{2}\%$  der Summe, welche für Spirituosen, Wein und Bier ausgegeben werden, was für die Mission geopfert wird. Also ganz allein an der Armut liegt es nicht.

Aber das ist ja gewiß. Die Missionsgebiete lagen uns ferne, es verband uns mit denselben fast nur das Missionsinteresse; scheint es doch so, als ob diejenigen, welche die ersten Angriffspunkte der deutschen Mission zu bestimmen hatten, wie absichtlich die abgelegensten Winkel der Welt ausgesucht haben. Daher kam auch wenig über die Arbeit der Mission durch unparteiische Zeugen in die große Öffentlichkeit, und viele namentlich der Gebildeten unseres Volkes trauten der Mission auch gar nicht recht, zumal bei den fortwährenden Angriffen eines Teiles unserer Presse gegen die Mission. Es schien, als ob die Mission nur dazu da sei, Zielscheibe für allerlei mehr oder minder gute und schlechte Wize geistreicher „Reisenden“ zu sein. Nun ist das alles wie mit einem Schlage anders geworden. Gegenden, die den meisten Deutschen noch vor einem Jahre völlig unbekannt waren, sind nun wie in die nächste Nähe gerückt. Ungra Pequena, Walfischbai, die Hottentotten und Damara sind in aller Munde. Die Arbeit der Missionare wird überall besprochen, und selbst das Berliner Tageblatt beilegt sich in seinem Feuilleton einen Reisebericht zu bringen, in welchem der Schreiber wenigstens von denjenigen Missionaren, welche er persönlich kennen gelernt, mit großer Hochachtung spricht. Und da sollen wir Missionsfreunde nicht einen neuen Impuls zu erneuter Mitarbeit empfangen?

Es ist eine wunderbare Fügung Gottes, daß die deutsche Mission, speciell die uns zunächst liegenden norddeutschen Missionsgesellschaften, ihr Hauptgebiet in Afrika haben, als hätten sich die Norddeutschen gerade darum an Zucht und Ordnung, an Reinlichkeit und Fleiß, an Wahrheitsliebe und Treue gewöhnt, um nun auch die zersahrenen, leichtsinnigen, schmutzigen, faulen, verlogenen Afrikaner erziehen zu können. Die Berliner, die Hermannsburger, die rheinische, die Bremer Mission haben ihre Hauptgebiete in Afrika. Die Baseler und die Brüdergemeinde, welche freilich die große Masse ihrer Sendboten in anderen Erdteilen arbeiten lassen, haben doch wenigstens eine nicht unbeachtliche Zahl auch in Afrika. Es sind im ganzen etwa 200 deutsche Missionare, welche in Afrika arbeiten, und ein jeder, welcher sich die Mühe nehmen wollte, etwa in Grundemanns kleinem Missionsatlas die deutschen Missionsstationen in Afrika nachzusehen, würde sich wundern, wie sehr sich dieselben gerade dort zusammendrängen, wohin die ersten kolonialisatorischen Unternehmungen unseres Reiches gerichtet sind, auf Südafrika und den östlichen Teil von Oberguinea. So kann es ja nunmehr nicht an Gelegenheit fehlen, über die Mission und speciell über die Arbeiten der deutschen Missionare zu sprechen. Wir müssen ja erwarten, daß nun selbst in den Volksschulen diesen Gegenden viel mehr Beachtung geschenkt werden wird wie vorher, und wenn die Lehrer der heranwachsenden Generation etwa von den Hottentotten, den Herero, den Negern erzählen, so ist es ja nicht mehr möglich, daß die Mission fernerhin an so vielen Orten mit Stillschweigen übergangen werden kann, wie es leider bis jetzt der Fall gewesen ist.

Auch sonst sind uns ja diese Länder um vieles näher gerückt, seitdem sie für deutsche Kolonien erklärt sind, was sich auch schon äußerlich am Briefporto zeigt, während früher der

einfache Brief nach Gr. Namaqualand 60 Pfennig kostete, geht jetzt durch die Zeitungen die Notiz, daß Angra Pequena als zum Weltpostverein gehörig gerechnet werden und der Brief dorthin nunmehr nur mit 20 Pfennigen frankiert werden soll. Wie man hört, steht der Anschluß dieser südafrikanischen Häfen an eine Hamburger Dampferlinie nahe bevor, welche den direkten Verkehr dorthin erlaubt, während man früher über England und die Kapkolonie nach den Gebieten der rheinischen Mission in Südwestafrika reisen mußte. Damit wird der Weg dorthin nicht nur um ein bedeutendes verkürzt, sondern auch um vieles billiger gemacht. Wenn nun also Gott durch seine wunderbare Fügung uns einen so großen Teil der deutschen Missionsgebiete um so viel näher vor unsere Thüre bringt, da sollten wir nicht freudigst von neuem die Hand ans Werk legen? Nein, von nun an muß es doppelt die Aufgabe aller Missionsfreunde in Deutschland sein, möglichst energisch für die Förderung der Missionsarbeit mit Wort und Werk einzutreten. So habe ich denn wohl nicht mit Unrecht in meiner dritten These behauptet: Die Bestrebungen Deutschlands, unter wilden und heidnischen Nationen Kolonien zu gründen, sind für alle gläubigen Christen in unsrem Vaterlande eine neue Anregung, ihre Missionspflicht treu zu erfüllen.

Meine Herren! Es sind noch nicht 14 Jahre her, daß unsere preußische Landeskirche angefangen hat, in ihrem sonntäglichen Kirchengebet den himmlischen Vater zu bitten, er möge helfen, daß alle christliche Obrigkeit mit dem Kaiser unserm Könige und allen Regierenden im Reiche unter seinem Segen trachten möge, sein himmlisches Reich auf Erden bauen zu helfen, damit seines Namens Herrlichkeit gepriesen werde. Ich möchte meinen, nach allem, was wir jetzt über das Thema Angra Pequena und die Heidenmission verhandelt, ist, als ob es wirklich

schon zu merken wäre, daß Gottes Finger die Entwicklung unseres Reiches so führt, daß die politische Macht, ohne irgendwie die ihr eigenen Grenzen zu überschreiten, einzig und allein durch das treue Verfolgen ihrer pflichtmäßigen Ziele am Baue des Reiches Gottes auf der ganzen Erde mitzuarbeiten anfängt.

Durch eine rein politische Entwicklung, welche freilich vor 14 Jahren kaum jemand für möglich gehalten hätte, sehen wir die stille, von den wenigsten beachtete Arbeit der Mission in einer fernen Ecke der Welt auf einmal vor aller Augen gebracht und in ein neues günstigstes Licht gesetzt; wir sehen unsere Staatsmänner bereits wirklich vor die Aufgabe gestellt, nach denselben christlichen Grundsätzen, welche für unser Volk sich als die segensreichsten bewährt haben, nun auch um das Wohl und Wehe fremder Heiden sorgen zu müssen; wir sehen, wie den gläubigen Missionsfreunden die Heiden um so viel näher gerückt und die Wege zu denselben so sehr verkürzt worden sind. Wen sollte da nicht heiliger Schauer ergreifen, wenn wir fühlen, daß die Hand des Herrn uns so nahe ist. So wird er uns auch erhören, wenn wir ihn um seines Sohnes willen bitten, daß er uns seines heiligen Geistes Kraft gebe, die Gelegenheit so auszunutzen, wie sie es verdient.





9.

Der

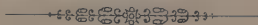
# Altchinesische Monotheismus.

Vortrag,

gehalten im Evang. Verein zu Berlin am 2. Februar 1885,

von

D. V. von Strauß und Torney.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, 1885.

Sammlg. v. Vorträgen. XIII.

21

Alle Rechte vorbehalten.





## Der altchinesische Monotheismus.

### Hochgeehrte Versammlung!

Es bestehen in dem großen chinesischen Reiche drei gesetzlich anerkannte Glaubenslehren. Unter ihnen ist der Buddhismus die jüngste und erst bald nach Christi Geburt von Indien her eingedrungen. Er weiß nichts von einem einigen allbeherrschenden Gott.

Anders die beiden Glaubenskreise, die er bereits vorfand: die alte Reichsreligion und die Tao-Lehre. Die letztere, chinesisch Tao-kiáo, hat ihren Namen vom Tao, womit sie den einheitlichen Weltgrund bezeichnet, von dem alle Dinge hervorgebracht sind. Wir kennen nicht das Alter dieser Lehre. Tao-tse — zu deutsch: der Altmeister; denn eigentlich hieß er Pë-jâng — dürfte dieselbe nicht gestiftet, sondern im 6. Jahrhundert v. Chr. durch sein tief sinniges Buch „vom Tao und der Tugend“ nur gereinigt und vertieft haben. Sie ist sehr bald vielfältig ausgeartet und hat immer nur einen kleineren Kreis von Anhängern gehabt. Tao-tse's Buch ist ihre lauterste und älteste Quelle.

Beträchtlich ältere Zeugnisse haben wir über die Reichsreligion; zuerst im Schü-king, dessen Geschichtsurkunden bis in das dritte Jahrtausend v. Chr. hinaufgehen; dann im Schi-king, dem klassischen Niderbuche, welches Dichtungen aus dem Zeitraum vom 18. bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. enthält. Diese Glaubensweise und die damit verbundene Ansicht aller Dinge wird von den Chinesen Sju-kiao, d. i. Lehre der Gelehrten, genannt. An sie halten sich die Gebildeten meist noch jetzt. Der größte Theil der übrigen Bevölkerung des weiten Reiches ist dem Buddhismus zugefallen und hat diesen, gleichwie die Taidisten ihre Lehre, mit unendlichem wüstem Aberglauben zusammengeschmolzen.

Jene ältesten Urkunden kennen nur eine höchste weltwaltende Macht, die sie bald Thian, der Himmel, nennen, bald Ti, Herrscher oder Herr, oder Schang Ti, der obere Herrscher oder der höchste Herr. Sie sagen übereinstimmend: „Der Himmel ist der höchste Herr“; und nirgends wird so unterschieden, als sei der höchste Herr etwas anderes denn der Himmel, als sei dieser etwa nur der Ort oder die Wohnung des höchsten Herrn; sondern der Himmel selbst, der „blaue, blaue Himmel“, wie es einmal — „das gewölbte Blau“, wie es ein andermal heißt, ist der höchste Herr.

Man hat diese einfache und unbestreitbare Thatsache in neueren Zeiten gleichsam auflösen wollen. Und merkwürdigerweise steht dabei einer der bedeutendsten chinesischen Kaiser an der Spitze. Der berühmte Khang-hi, der von 1662 bis 1723 regierte, sagt in einem amtlich veröffentlichten Bescheide:

„Bei der Ausübung der durch die alten Herrscher und Könige bei ihren Opfern an den Himmel allgemein angewandten Gebräuche, von denen die Gelehrten sagen, sie seien an den höchsten Herrscher gerichtet und deren Bekanntmachung überdies

als Überschrift die Worte hat: „Der höchste Herrscher“, ist das Opfer in Wahrheit nicht an den körperlichen sinnlichen Himmel gerichtet, den unsere Augen sehen, sondern an den „Herrn“ des Himmels, der Erde und aller Dinge, den man aus Furcht, aus Ehrerbietung und wegen seiner Erhabenheit oftmals nicht wagt, mit seinem wahren Namen zu bezeichnen, und den man dann „den hohen Himmel, den gütigen Himmel, den unendlichen Himmel“ nennt; ebenso, wie man, vom Kaiser redend, um nicht zu sagen „der Kaiser“ sich oftmals der Ausdrücke „an oberster Stelle, der höchste Hof“ und dergleichen bedient. Obgleich diese Benennungen verschieden, bezeichnen sie dennoch denselben Gegenstand.“

So der Kaiser Khäng-hi. Allein die alten Texte geben zu dieser Erklärung nicht den geringsten Anhalt. Sie werden dadurch nicht ausgelegt, es wird ihnen etwas untergelegt. Der Bescheid selbst wurde vom Kaiser auf Betreiben der Jesuitenmissionare in Peking erlassen, welche bei ihm wegen ihrer ausgezeichneten weltlichen Kenntnisse in großer Gunst standen und für ihre Missionsthätigkeit gute Folgen von dem kaiserlichen Worte erwarteten. Es blieb übrigens ohne Nachwirkung.

Einige Verwandtschaft mit Khäng-hi's Aufstellung hat es, wenn in Übersetzungen der ältesten chinesischen Bücher die Bezeichnungen Ti und Schang Ti neuerlich geradezu durch „Gott“ wiedergegeben worden sind. Dieß ist nicht zu billigen. Ganz dasselbe Wort Ti haben viele Kaiser ihrem Namen hinzugefügt, um sich dadurch nicht etwa als Götter, sondern als die Herren, die Herrscher des Reichs zu bezeichnen. Jeder Kaiser der jetzigen Dynastie nennt sich hoäng Ti, wörtlich: „großer“ oder „erhabener Herrscher, Großherr“. Da nun schang „oben, der obere“ heißt, so wird der Himmel Schang Ti genannt, weil er als „der Obherrscher, der höchste Herr“ über die ganze

Welt anerkannt wird. Heißt er nur Ti, so ist dies im unbedingten Sinne gemeint, wie auch wir den Ausdruck „der Herr“ gebrauchen.

Nun kann man wohl sagen, der Himmel, sofern er dem Chinesen der höchste Herr ist, sei der chinesische Gott; nicht aber, er sei Gott, weil wir mit diesem Worte einen ganz anderen Begriff verbinden. Ursprünglich ist es ja ein Gattungsname, weiß wir uns noch bewußt sind, wenn wir von Göttern der Heiden reden. Wir haben diese Bezeichnung in ausschließlicher Weise für den uns offenbarten Schöpfer und Herrn der Welt nur beibehalten, weil uns dieser allein, und nichts neben ihm, Gott ist.

Es ist eine merkwürdige und bedeutungsvolle Thatfache, daß ein Gattungsname, der dem Worte „Gott“ entspräche, der chinesischen Sprache gänzlich fehlt; daß folglich die Chinesen der alten Zeit auch dieses Gattungsbegriffes völlig ermangelten.

Woher das? Finden wir doch sonst bei allen Kulturvölkern ein Wort für diesen Begriff; so im Aegyptischen nuter, im Sumerischen dingir, im Assyrischen ilu, im Sanskrit dewa, womit verwandt das griechische theós, das römische deus und alle Ableitungen davon in den romanischen Sprachen, im Slavischen bog, im Gothischen guth, und dessen stammverwandte Formen in allen germanischen Sprachen. Fragen wir hier: woher das? so liegt die Antwort nahe. Ein Gattungsname bildet sich für das, was seinem Wesen nach, sei es in der Wirklichkeit sei es in der Vorstellung, als Mehrheit vorhanden ist, und er bezeichnet dann, was jedes einzelne dieser Mehrheit seinem Wesen nach mit den übrigen gemein habe. Alle jene Völker aber verehrten mehre oder viele weltbestimmende Mächte, oder haben sie doch einmal verehrt, und bildeten da-

mals einen Gattungsnamen für dieselben. Und keins von ihnen, das seit tausend und noch mehr Jahren zu dem einen Gott bekehrt worden ist, hat dadurch jenes Stück seines Sprachgutes verloren. Es hätte damit einen Begriff aufgegeben, der ihm nun einmal durchaus lebendig geworden war, und dessen Würde und Wahrheit nun erst mit Macht hervortrat, nachdem er gereinigt worden war von dem Irrthume, der ihm zur Geburt verholzen. Ein Wort von so hoher und tiefgreifender Bedeutung kommt keinem Volke abhanden.

Und nun können wir unser erstes: Woher das? mit Sicherheit beantworten. Wie die alten Chinesen in ihrer historischen Zeit, die etwa um 2200 v. Chr. beginnt, niemals mehrere Götter verehrt oder auch nur gekannt haben, so beweist der Mangel jenes Begriffswortes, jenes Gattungsnamens, daß ebendaselbe von ihrer vorhistorischen Zeit gelten muß. Der Gattungsname fehlt ihnen, weil in ihrem Bewußtsein da, wo bei andern Völkern eine Göttermehrheit war, sich nur der Himmel als höchster Herr vorfand, der in keiner Weise seines Gleichen hatte. Wir, die wir das Wort und den Begriff haben, können nun aber unbedenklich sagen: der Himmel, als höchster Herr gedacht und bezeichnet, war der Gott, und zwar der einzige Gott der alten Chinesen; und in diesem Sinne sind wir auch befugt, vom altchinesischen Monotheismus zu reden.

Allerdings fehlte es bei ihnen auch nicht an einer Menge untergeordneter Verehrungsweisen. Ihre Anschauung der Natur war so lebendig, daß sie in jeder ihrer Erscheinungen ein ihr einverleibtes geisterhaft Thätiges voraussetzten, das sie schön nannten und mit Anrufungen, mit Opfern theils regelmäßig, theils gelegentlich ehrten. Solche Genien hatten vor allem die Erde, dann Sonne, Mond, Gestirne, die Himmelsgegenden, Berge, Hügel, Flüsse, Straßen u. s. w. Ganz besonderer Ver-

ehrerung mit regelmäßigen Opfern genossen die Geister der Ahnen, bei Kaisern und Landesfürsten in eignen Ahnentempeln.

Wäre nun die Verehrung der Genien und Geister der Himmelsverehrung vorausgegangen, so hätten sie auch einmal Götter sein müssen, und die Sprache würde eine Bezeichnung dafür aufbewahrt haben. Es müßte sich ein Ausdruck finden, der für jene Wesen und für den Himmel gleichlautend angewendet wäre; etwa jenes schön; so aber wird der höchste Herr oder der Himmel nie genannt. Alle Genien und Geister waren dem Himmel unterthan als auch ihrem alleinigen höchsten Herrn, als dessen Werkzeuge bei Ausführung seines Willens; waren ihm selber aber in nichts vergleichbar. Ansätze, Reime zu einer mythologischen Vielgötterei mag man sie nennen, als solche aber sind sie unfruchtbar geblieben. Und so darf behauptet werden, daß die Chinesen bis in das höchste Alterthum hinauf niemals einen andern Gott gehabt haben als den Himmel.

Werfen wir einen Blick auf die älteste Religion andrer Kulturvölker, die sämtlich eine gestaltenreiche Mythologie erzeugt haben, so finden sich in ihnen allen mehr oder weniger deutliche Spuren, daß sie von einer ursprünglichen Himmelsverehrung ausgegangen sind, mit dieser angefangen haben. Denn derjenige Gott, den entweder sie selbst als den ältesten bezeichnen, oder der sich sonst als der älteste nachweisen läßt, ist ohne Zweifel auch der erste gewesen und hat als solcher seine Zeit für sich gehabt, so lange die andern Götter, die seine Erzeugungen heißen, noch nicht erzeugt waren. Dieser Gott aber ist immer der Himmel. Die Aegypter dachten sich den Himmel als einen droben flutenden Ocean und nannten ihn als solchen Nu oder Nun, der zugleich „der älteste Gott“ heißt, von dem die andern Götter ausgegangen. Bei den ältesten Babyloniern, den Sumerern, war der erste und oberste, gegen

jüngere Götter schon zurücktretende Gott Anu gleichfalls der Gott oder der Geist des Himmels, Zianna, und hieß „der alte der Götter“. Der älteste und höchste Gott des indo-germanischen Urvolkes war Dyäus, der Himmel, und vielleicht noch der allein-herrschende Gott, als die Urväter der italischen und griechischen Völker sich von jenem trennten; denn beide haben diesen Namen mitgenommen und ihn, nach ihrer selbständigen mythologischen Entwicklung, den schließlich herrschenden Göttern beigelegt; aus Dyäus wurde bei den Griechen Zeus, aus Dyäus-pitâ, wörtlich der Himmel-Vater, wurde Diespiter, Jupiter. Die ältesten Götter des Bedavolkes nach Dyäus waren Vâruna und Mitra, und beide sind noch ausschließlich Himmelsgötter. Den dorischen Griechen war Uranôs, der Himmel, gleichfalls der älteste Gott. Rechnen wir zu diesen allen noch die Chinesen, so dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, daß die älteste gemeinsame Religion der Menschheit die Himmelsverehrung war.

In neuerer Zeit hat man sich ein sonderbares Phantasiebild von der menschlichen Religionsgeschichte zurechtgemacht. Man hat die religiösen Zustände der mehr oder weniger verdumpften und verwilderten Horden und Stämme zu erforschen gesucht, wie sie gegenwärtig, sich selbst überlassen leben, und man hat je nach ihrer größeren oder geringeren Roheit gewisse Abstufungen unter ihnen gefunden, je nachdem sie Steine, Klöbze, Pflanzen, Thiere, auch Menschen, dann Mond und Gestirne, die Sonne, den Himmel als göttlich verehren. Dann hat man die Darwinistische Entwicklungslehre angewandt, das Gleichzeitige zu Geschichtlichem gemacht, und angenommen, die Menschheit habe überhaupt in der äußersten Dumpsheit und Roheit angefangen und jene Stufen nach einander durchschritten. Offenbar eine durchaus willkürliche, ja unnatürliche Annahme.



Ich will nicht davon sprechen, daß sich durch die ganze älteste Geschichte der Menschen ein Faden göttlicher Offenbarung und ihrer Überlieferung hindurchzieht. Er war an ein kleines Geschlecht geknüpft, das, obwohl selbst in Abfall gerathen, doch wunderbar genug, das Wesentlichste davon forterhalten hat. Und wir wissen, daß Gott die übrige Menschheit, wie der Apostel sagt, „ihre eignen Wege hat wandeln lassen“.

Aber nur der Kulturhochmuth unserer Zeit kann die Begabtheit, Gewecktheit, Tüchtigkeit der Menschen abschätzen nach der Masse der Kultur, die ihnen zur Unterlage und Voraussetzung dient. Die bewundertsten Erfindungen unseres Jahrhunderts setzen nicht mehr Nachdenken, Erfindungskraft und Genie voraus als der erste Hebel, das erste Ruder, das erste Rad, der erste Zügel, der erste Bogen, das erste Feuerzeug von Reibhölzern, und was sich deß noch sonst nennen ließe. Nein, nicht Botofuden, Buschmännern und ähnlichen verkommenen Geschlechtern glich jene Menschheit der Anfänge, aus welcher später die edelsten Völker entsprungen sind. Viel eher ist zu vermuthen, daß begabte, geniale Naturen bei ihr häufiger waren als in den Folgezeiten, weil sie deren mehr bedurfte.

Freilich war diesen Menschen das Erbe ursprünglichen Wissens um Gott abhanden gekommen. Noch mehr: ihr Denken, ihre Vorstellungen, ihre Sprache hafteten durchaus am Sinnlichen; selbst wo ihr Ahnen und Forschen darüber hinausging, konnten sie es nur in Sinnensälligem anschauen, durch Sinnliches ausdrücken. Zweierlei jedoch wirkte als unveräußerliches Erbe aus dem unbewußten Theil ihrer Seele in ihr Gefühl hinein: das Gewissen und das Erlösungsbedürniß. Und beides hing auf das innigste zusammen mit dem Gefühl einer unbedingten Macht, von der freilich sie nicht wußten, daß es der allanwesende Gott in seiner ungeheuren Wirklichkeit war. Denn

sie kannten keinen Grund dieses Gefühls. Aber sie fanden sich genöthigt, eine Ursache desselben zu setzen. Natürlich konnte dieß nur erst ein gegenständlich Sinnenfälliges sein, und zwar ein solches, dessen Anblick, dessen Betrachtung ein ähnliches Gefühl erweckte. Dazu bot sich ihnen als das höchste, erhabenste, allhinwirkende, als das grenzenlose, unnahbare und unergründliche nur der Himmel. Darum setzten sie ihn, und ihn allein, als die Macht, die sie fürchteten, deren Wohlthat sie begehrtten, die sie anbeteten, der sie opferten.

Sahen wir nun, daß alle mythologischen Religionen, welche die Völker trennten, von der Himmelsverehrung ausgegangen sind, so muß eine Zeit gewesen sein, da diese letztere noch allgemein war und das Menschengeschlecht in Einheit zusammenhielt. Denn gleicher Glaube vereinigt und schließt aneinander. Wann diese älteste Religion begonnen, wie weit sie sich ausgebildet, wie lange sie allgemein geblieben, — wer wollte das sagen? Jedenfalls war sie eine hochbedeutende Stufe in der Entwicklung der Menschheit, und wer möchte nicht gerne wissen, wie sie beschaffen gewesen? Nun, annähernd vermögen uns dieß die alten Urkunden der Chinesen zu sagen. Sie bezeugen von dem dritten Jahrtausend v. Chr. an, daß die Chinesen jene älteste Religion festgehalten hatten.

Allerdings ist schon damals das Jugendliche, Frische, Überwältigende und Begeisterte des Glaubens längst dahin. Wir empfangen den Eindruck eines zwar immer noch hochgehaltenen, aber vor weltlichen Rücksichten schon eingeengten, gealterten Glaubens. Gerade dieß verbürgt uns jedoch, daß jene alten Chinesen, die auch in allem übrigen, in Sprache, Sitte, häuslichen und öffentlichen Dingen das Gepräge höchsten Alterthums zeigen, das Wesentliche der ältesten Religion der Menschheit festgehalten hatten.

Das erweist sich auch darin, daß sie niemals einen Priesterstand oder einzelne Priester gehabt haben, obgleich ihr Kultus mit Opfern und mannigfachen Feiergebräuchen sehr ausgebildet war. Das priesterliche Handeln war Sache des Hausvaters vom Kaiser herab bis zum gemeinen Mann, und war heilige Pflicht. Den Ahnengeistern opferte jeder Hausvater, Hochgestellte auch den Schutzgeistern des Hauses, Fürsten den Geistern des Bodens, der Berge und Flüsse ihres Gebiets, der Kaiser allein dem Himmel sowie den Geistern der Erde, der vier Weltgegenden, der Hauptgebirge und Ströme des Reichs. Nur für den Ahnendienst, der schon breit in den Vordergrund trat, gab es Tempel, und auch diese nur beim Kaiser und den Fürsten; das untere Volk hatte dafür einen besonderen Platz im Hause. Dem Himmel opferte der Kaiser auf einem einfachen großen Altar im Freien.

Dieß alles beruhte auf unvordenklicher Überlieferung. Ein besonderes Religionsbuch bestand nicht. Um daher jenen eigenthümlichen Monotheismus kennen zu lernen, sind zunächst die Urkunden des Schü-king, dann die Lieder des Schü-king zu berücksichtigen. Der Schü-king ist geschichtlicher Art und enthält Verkündigungen und Reden von Kaisern und großen Staatsmännern vom Jahre 2255 v. Chr. an.

Vorweg sei nur noch erwähnt, daß die Amtsbezeichnung des Kaisers „der Himmelssohn“ — Thian-tse — war, und die Bezeichnung seiner Würde, Thian-ming, soviel bedeutet als „die Bestimmung, der Auftrag, der Beruf“ oder „das Amt vom Himmel“. Mit beidem wird also an die höchste religiöse Idee angeknüpft.

Aus der Zeit der Hia-Dynastie, welche mit dem berühmten Jü begann und von 2204 bis 1765 v. Chr. regierte, sind folgende Aussagen:

„Seid fromm; dann werdet ihr rechtzeitig des Himmels Dienste ausrichten.“ — Auf Empörer „sendet der Himmel Unglück herab.“ — „Nur Tugend bewegt den Himmel. Keine Ferne ist ihm unerreichbar. Übermuth führt zur Erniedrigung; Demuth empfängt Erhöhung: das ist des Himmels Weg.“ — „Des Himmels Arbeiter ist der Mann, der damit ihn vertritt“ — womit der Kaiser gemeint ist —; „des Himmels Säkung sind die Pflichten . . . des Himmels Ordnung die Gebräuche . . . des Himmels Gebote die Tugenden . . . des Himmels Strafen sind für die Verbrecher . . . die Aufgaben der Regierung, wie groß! wie groß!“ — „Der Himmel hört und sieht, wie unser Volk hört und sieht; der Himmel ehrt und verabscheuet, wie unser Volk ehrt und fürchtet. Ein Band verknüpft das Oben und das Unten: welche Mahnung den Herren der Erde!“ — Ein Fürst, ausgesandt zur Züchtigung Unbotmäßiger, sagt zu seinen Truppen: „Ich bin samt euch allen beauftragt mit der Strafe vom Himmel“. —

Als der Fürst von Schäng, Tschhing=Thäng, sich gegen den letzten Kaiser der Hia=Dynastie wegen dessen Ausschweifungen und Grausamkeiten erhebt, sagt er: „Nicht ich geringer Mann wage vorzugehen, um einen Aufstand zu unternehmen; es sind des Hia viele Missethaten, die der Himmel befiehlt zu strafen“. — „Ich hörte euch Viele sagen: der Hiafürst ist ein Übelthäter. Ich fürchte den höchsten Herrn und wage nicht, ihn nicht zu strafen.“ — Nachdem er ihn entthront hat und befragt, die Nachwelt werde ihn deshalb verurtheilen, entgegnet ihm ein weißer Minister: „Der Himmel erzeugt das Volk mit Leidenschaften, ohne Herrscher fällt es in Unordnung; aber der Himmel erzeugt auch den Erleuchteten, um rechtzeitig Ordnung zu schaffen. Hia hatte die Tugend verfinstert, das Volk versank in Schmutz und Ruß; da schenkte der Himmel einen

König von Tapferkeit und Weisheit, um wieder aufzurichten das Recht allen Länden und wieder herzustellen Jü's alte Ordnung. Nun folgst du seinen Vorschriften, ehrst und befolgst des Himmels Auftrag . . . Der König von Hia war ein Übeltäter und belog und betrog den hohen Himmel, um seine Befehle nach unten zu erlassen. Das war dem Herrn (Ti) mißfällig, und er ließ Schäng das Amt empfangen, um seinen Völkern gnädig zu sein. . . . Wer fromm hochhält des Himmels Weg, bewahrt sich stets des Himmels Amt." — Darnach sprach der König zum Volke: „Des Himmels Weg ist: segnen die Guten, strafen die Übertreter. Er sandte Unglück auf den Hia, um seine Schuld zu bezeugen. Der erhabene höchste Herr senkte ein Rechtsbewußtsein in die Unterthanen; darin haben sie eine beständige Natur. Der hohe Himmel half getreulich den Unterthanen: der Schuldige ist abgesetzt und liegt darnieder. — Beachte ein jeder seine Pflichten, so empfängt ihr des Himmels Segen. — Ich erwäge, was der höchste Herr im Sinne hat." —

Aus der Zeit des nächsten Kaisers hören wir: „Dem Unglück, das der Himmel anthut, kann man zuvorkommen; dem Unglück, das man sich selber zuzieht, kann man nicht entinnen." — Ferner: „Der Himmel hat keine Liebe; wer aber fromm zu sein vermag, wird geliebt. Bedenklich ist es, auf den Himmel sich verlassen: das Amt ist nicht unabänderlich . . . Wer jetzt nicht den Alten nachahmt, der weiß nicht, daß der Himmel das Amt endigt." — „Der höchste Herr ist nicht stets derselbe: wer Gutes thut, dem sendet er allen Segen, wer Böses thut, dem sendet er alles Unheil." — „Der vorige König sorgte immer eifrig für seine Tugend und vermochte dem höchsten Herrn sich zu gefallen."

Vier Jahrhunderte später sagt ein anderer König: „Ein erleuchteter König richtet sich nach des Himmels Wege. —

Der Himmel ist achtsam und erleuchtet; nimmt der Weise ihn zum Vorbilde, so sind seine Minister gleichfalls fromm und das Volk wird demgemäß regiert." — „Der Himmel merkt auf die Unterthanen, überwacht ihre Rechtschaffenheit und schickt reichliche Jahre oder dürftige. Nicht der Himmel rafft das Volk dahin, das Volk selbst macht der Bestimmung ein Ende. Ist das Volk nicht tugendhaft, so achtet es der Missethaten nicht, und hat auch der Himmel das Amt anvertraut, ihre Tugend zu berichtigen, so sagen sie dann: was geht das uns an?" — „Ach, der König walte fromm des Volkes, so entgeht ihm nicht des Himmels Erbschaft" — nämlich der Thron.

Im zwölften Jahrhundert verübte der letzte Kaiser der Schang- oder Jün-Dynastie solche Unthaten und Greuel, daß sich alles Volk von ihm abwandte. Da sagte ein kühner und weiser Mann zu ihm: „Der Himmel will endigen unseres Jün Bestimmung (Amt). Des Königs Ausschweifungen und Lüste bringen ihm selbst das Ende. Darum verläßt uns der Himmel, und es giebt weder Ruhe noch Nahrung. Wird des Himmels Natur nicht beachtet, so werden die Gesetze nicht befolgt. Schon ist unser Volk nicht ohne den Wunsch des Verderbens und sagt: Warum sendet nicht der Himmel seinen Zorn herab? wird das große Amt nicht gehandhabt, was geht denn uns der jetzige König an?" Der König sprach: „Ach, hat mein Leben nicht das Amt vom Himmel?" Da wandte der Weise sich ab und sprach: „Ach, deiner Übelthaten große Menge ist da droben, und du magst dich berufen auf das Amt vom Himmel?" —

So erhob sich denn auch, von allen Seiten aufgefördert, im Jahre 1121 v. Chr. der Sohn des Musterfürsten, der später König Wên genannt wurde, König Wü gegen den

Nichtswürdigen. Aus seinen Reden sind folgende Aussagen bemerkenswerth.

„Himmel und Erde sind aller Wesen Vater und Mutter; der Mensch ist aller Wesen geistigstes. — Schéu“ (jener letzte Schäng) „hat kein reuig Herz, sondern er bleibt sitzen im Palaste und dienet weder dem höchsten Herrn noch den Geistern, vernachlässigt seinen Ahnentempel und opfert nicht darin. — Der Himmel schirmt die Unterthanen, schafft ihnen Fürsten, schafft ihnen Führer, welche vermögen zu helfen dem höchsten Herrn und zu sorgen für die Ruhe des Reiches. — Die Missethat des Schäng ist voll und der Himmel gebeut sie auszurotten. Willfahrte ich nicht dem Himmel, so wäre meine Missethat eben so groß. — Geopfert habe ich dem höchsten Herrn, das Gebührende dargebracht der weiten Erde u. s. w. — Der Himmel hat Mitleid mit dem Volke; was das Volk ersehnt, das erfüllt der Himmel sicherlich. — Der Himmel liebt das Volk; der Regierende soll es dem Himmel fromm nachthun. — Der Himmel sieht, wie unser Volk sieht; der Himmel hört, wie unser Volk hört.“ — Von Schéu heißt es dann: „Der höchste Herr ist nicht mit ihm; seine Verdammung wird ihm bald den Untergang herabsenden. — Ich habe nun sorgsame menschenfreundliche Männer, und wage fromm, dem höchsten Herrn zu helfen, um die zerrütteten Zustände zu endigen. — Geheimnissvoll lenkt der Himmel die Unterthanen und macht ihr Zusammenleben übereinstimmend.“ —

Aus der nächstfolgenden Zeit seien noch drei Aussprüche erwähnt. Der jugendliche Kaiser Tschhing sagt: „Ich wage nicht mich zu entziehen der Bestimmung des höchsten Herrn . . . O, ich fürchte des Himmels Rundgebung. Er helfe meinem großen, großen Beginnen!“ Von den Ministern sagt er: „Sie kennen des höchsten Herrn Auftrag, dabei des Himmels



hülfsreiche Treue". Und die Beamten der vorigen Dynastie erinnert er: „Der erhabene Himmel ist der höchste Herr, und er wandelte seinen ältesten Sohn“, d. i. den Kaiser, „und dieses großen Jün-Landes Bestimmung“. —

Diese Aussagen reichen bis in das elfte Jahrhundert v. Chr. Was die späteren Theile des Schü-king vom Himmel, vom höchsten Herrn sagen, ist nicht anderes und fast nur Wiederholung des Mitgetheilten.

Aus der Zeit vom zwölften bis zum siebenten Jahrhundert v. Chr. stammen, mit Ausnahme von fünf, sämtliche Lieder des Schi-king, und einige ihrer Aussagen sind für uns von Bedeutung.

Sie beweisen, daß der altchinesische Gott wirklich der sichtbare Himmel war. Denn mehrmals wird er als „der endlose blaue Himmel“ angerufen; auch wohl einmal: „O du blauer, blauer Himmel!“ Doch kommt von ihm Behütung, Schutz und alle gute Gabe.

In böser Zeit heißt es aber auch:

„Der hohe Himmel ist verkehrt,  
Der solch Verderben uns beschert;  
Der hohe Himmel ist nicht hold,  
Der solch groß Unheil senden wollt! —

Das Volk, umgeben von Gefahr,  
Blickt nach dem Himmel traumgebannt,  
Doch kam, was Er bestimmt, so ist.  
Kein Mensch, den Er nicht überwand.  
Er ist der große, höchste Herr!  
Wem hat er je Haß zugewandt?“

Und anderswo:

„Der milde Himmel zürnt ergrimmt,  
Der Himmel schickt, was uns vernichtet:  
Er peinigt uns mit Hungersnoth;  
Rings wandert aus das Volk und flüchtet,  
Heimath und Grenzen sind zu Grund gerichtet.  
Der Himmel warf sein Strafnetz aus.“

Ebenso an einer anderen Stelle:

„Unendlich ist der hohe Himmel,  
Doch dem ist seine Guld nicht gleich.  
Er sendet Hungersnoth und Sterben,  
Vernichtung in das ganze Reich.  
Der milde Himmel, grimmig zürnend,  
Beachtet, schonet keinen mehr.  
Ich schweige deß, der sich verschuldet —  
Für seine Frevel büßet er —  
Doch die auch, die sich nicht verschuldet,  
Sie stürzen alle ringsumher.“

Ähnliche Klagen kommen öfter vor. Dann aber heißt es auch:

„Des hohen Himmels Wirkungsweise  
Ist ohn' Geruch und ohne Laut.“

Und in einem Straßliede an die hohen Beamten, welche über leichtsinnige Belustigungen ihre Pflichten versäumen, wird gesagt:

„Habt vor des Himmels Zorn doch Scheu,  
Wagt nicht so eitle Spielerei!  
Scheut auch des Himmels Wandelgang,  
Wagt dieses Treiben nicht zu lang!

Der hohe Himmel schaut darein,  
 Er gehet mit euch aus und ein;  
 Der hohe Himmel sieht es klar,  
 Und wandelt mit euch immerdar.“

Auch finden wir den Ausspruch: „Der Himmel irrt zu keiner Zeit“. Und in einem Feiergefange heißt es:

„O wie des Himmels Vorbestimmung  
 So hehr, so unergründlich ist!“

Endlich muß eines Liedes gedacht werden, das noch vor dem Jahre 1114 v. Chr. entstanden ist und ein eigenthümliches Räthsel aufgiebt. Es ist ein begeistertes Loblied auf König Wên, wird dessen Sohne, dem Tschoufürsten Tán, zugeschrieben, und ich bitte um die Erlaubniß, etwas mehr von ihm anzuführen, als gerade unerläßlich wäre. Es bezieht sich auf die Zeit, als der letzte Schâng-Kaiser regierte, von dessen Tyrannei Wên schwer zu leiden hatte, den er aber dennoch weder verließ noch bekämpfte. Zu weiterm Verständniß ist noch zu bemerken, daß ein Fürst von Tshâng Wêns persönlicher Feind war und durch Verleumdung dessen mehrjährige Gefangenschaft veranlaßt hatte. Das Lied beginnt:

„Erhaben ist der höchste Herr  
 Und schaut herab in hehrer Macht.  
 Er blickte forschend auf das Reich,  
 Ob Ruh' den Völkern sei gebracht.  
 Doch jene beiden Herrscherhäuser,  
 Ihr Walten fand er ungeschlacht.  
 Und durch die andern Länder alle,  
 Da sucht' er um, da nahm er Acht.

Der höchste Herr, als er gefunden,  
 Verwarf er, die sich groß gemacht,  
 Und blickte gnädig auf den Westen,  
 Den er als Wohnsitz zugebacht."

Hiernächst werden die Vorfahren von Wên gepriesen. Dann heißt es von ihrem „großen Lehn“:

„Und es gelangt' an König Wên,  
 Deß Tugend niemals Neu beschwert,  
 Dem Segen ward vom Herrn beschert,  
 Der bis auf Enkel fortgewährt."

Der Herr der sprach zu König Wên:  
 «Fern sei dir Abfall, Gegenwehr,  
 Und fern Gelüsten und Begehr». —  
 Da stieg er über alle hoch und hehr.  
 Das Mi-Volk wagte frech genug  
 Des großen Landes Schädigung,  
 Fiel ein in Juàn und drang bis Kûng.  
 Der König, zürnend aufgefahren,  
 In Ordnung stellt' er seine Scharen,  
 Zu wehren eingedrungenen Scharen,  
 Tschêus Wohl zu sichern vor Gefahren,  
 Und allem Reich entsprechend zu gebaren.

Nicht aus der Stadt war er gegangen,  
 Als wir in Juàn's Gemarkung drangen  
 Und unsrer Gipfel Höhn ersprangen.  
 Kein Scharen mehr auf unsern Bergen,  
 Und uns die Berge, uns die Höhen!  
 Kein Trinken mehr aus unsern Quellen,  
 Und uns die Quellen, uns die Seen!

Da wählt' er jene schöne Fläche,  
 Wohnt' an des Khi-Bergs Mittagswand  
 Und an des Wei-Gewässers Strand,  
 Wo er ein Merkziel jedem Land  
 Und niederm Volk als Zuflucht stand.

Der Herr der sprach zu König Wên:  
 «Die lichte Tugend halt' ich werth,  
 Die groß Getön und Färbung gern entbehrt,  
 Die niemals Leidenschaft noch Laune nährt,  
 Die unerkannt und unverstanden  
 Nur nach des Herrn Gebot verfährt.» —  
 Der Herr der sprach zu König Wên:  
 «Ins Land des Feindes sollst du geh'n,  
 Sollst deine Brüder dir gesellen,  
 Sollst deine Hafenleitern nehmen  
 Samt Sturmgeräth und Wagenthürmen,  
 Die Mauern Ts'hüngs damit zu stürmen.»

Sturmzeug und Thürme rückten an;  
 Ts'hüngs Mauern stiegen hoch hinan;  
 Man fing die Schuld'gen Mann bei Mann,  
 Und beim Erschlagen schonte man.  
 Das war ein Weihen, Opferbringen,  
 Das ein Gelingen, ein Bezwingen,  
 Daß aller Welt Gespött und Hohn vergingen.  
 Vor drangen Sturmzeug, Thürmewagen  
 An Ts'hüngs gewalt'gen Mauerfragen;  
 Das war ein Draufgeh'n, das ein Jagen,  
 Das ein Hernichten, ein Zerschlagen,  
 Daß aller Welt verging das Widersagen."

Dreimal hörten wir in diesem Liede, der Herr, d. i. der Himmel, habe zu König Wên gesprochen. Wir können nicht in Zweifel sein, daß dieß weder eigentlich, noch in dem Sinne zu nehmen sei, in welchem die alttestamentlichen Propheten eine von dem lebendigen Gott in ihnen gewirkte Offenbarung so bezeichneten. Die altchinesische Überzeugung sprach der Philosoph Mêng-tse aus, da er sagt: „Der Himmel spricht nicht; durch sein Walten bei den Ereignissen erweist er seinen Willen; das ist alles“. Daher wissen auch die chinesischen Ausleger mit der entgegengesetzten Aussage des Liedes nichts anzufangen, und sofern man sie wörtlich nimmt, haben sie Recht. Wir aber haben nicht das Recht, in den chinesischen Gedankenkreis hineinzutragen, was ihm widerspricht. Und so müssen wir sagen, jener Ausdruck sei dichterische Einkleidung entweder dafür, daß Wêns Vorsätze durch den glücklichen Erfolg sich als Wille des Himmels ausgewiesen, oder dafür, daß er in der Stimme des Volks denselben erkannt habe, was ja beides chinesischer Ansicht entspricht.

Fassen wir nun zusammen, was die mitgetheilten Aussagen über den altchinesischen Himmelsglauben enthalten!

Der sichtbare Himmel, „das gewölbte Blau“, wie der Schi-king einmal sagt, hat Macht über alles und ist deßhalb „der höchste Herr“. Er will, er bedenkt und beschließt — auch das, was er künftig thun will. Er sieht alles und begleitet alles, ist aber weder durch das Gehör noch durch den Geruch wahrzunehmen. Von ihm ist bestimmt was gut, was nicht gut sei. Er ruft das Volk ins Leben, hat Mitleid mit ihm, liebt es mit hülfsreicher Treue. Für den einzelnen hat er weder Liebe noch Haß; aber durch Frömmigkeit kann man seine Liebe erwerben, durch Untugend seinen Zorn erregen. Den Guten behütet, schützt, segnet er auf alle Weise; für den Schul-

digen aber sendet er Strafen; denn von ihm kommt alles Glück, von ihm alles Übel. Das Amt des Kaisers ist sein Auftrag, der Kaiser sein Vertreter; dieser und seine Minister verrichten die Geschäfte des Himmels, sind dessen Werkleute und Gehülfe. Wie er aber diese höchste Würde giebt, so nimmt er sie auch wieder dem Unwürdigen. Sein Wille wird erkannt in dem, was das Volk will, denn diesem hat er ein bleibendes Rechtsbewußtsein eingepflanzt, und ein geheimnißvolles Band verknüpft ihn mit demselben. Er setzt ihm aber Fürsten und Vorstände, weil es sonst, durch seine Leidenschaften hingerissen, in Aufruhr und Zerrüttung gerathen würde.

In alle dem ist kaum etwas der Gottheit Unwürdiges. Ja, wer sich noch der Zeit des alten Rationalismus zu erinnern weiß, wird eine merkwürdige Ähnlichkeit seiner Gotteslehre mit dieser altchinesischen nicht verkennen. Es wurde damals sogar lieber vom Himmel gesprochen als von Gott. Immerhin aber meinte man damit nicht den sinnenfälligen blauen Himmel, die sichtbare Naturerscheinung. Diesen aber, und zwar im eigentlichsten Sinne, meinten die alten Chinesen, sie mochten ihn mit seinem Namen, oder als den „höchsten Herrn“ bezeichnen. Auch findet sich nicht die entfernteste Andeutung, daß er als ein nichtfinnliches Wesen von der sinnlichen Erscheinung zu unterscheiden sei. Darum kann dieser Himmelsglaube auch nur ein „mythologischer Monotheismus“ genannt werden. Denn nicht in der Vielgötterei allein besteht das Mythologische, sondern zuerst in der Setzung dessen als Gottheit, was es an sich nicht ist. Der einheitliche Himmelsglaube war darin nur die erste Stufe. Von ihm sind andre Völker je nach ihrer Art zur Mehr- und Vielgötterei fortgeschritten, die Chinesen beharrten bei ihm. Monotheismus aber, wenn auch mythologischer, war er ohne Zweifel.



Allerdings hörten wir schon die alte Aussage: „Himmel und Erde sind aller Wesen Vater und Mutter“; und dieß könnte allenfalls dem gleichgestellt werden, daß alle ausgebildeten Mythologien Himmel und Erde an die Spitze der Göttererzeugungen setzen. Allein bei den alten Chinesen wurde wohl der Erde geopfert, sie stand dem Himmel am nächsten, dennoch war sie nur die vornehmste unter den Naturgenien und durchaus keine bestimmende, waltende Macht. Das war der Himmel allein.

Gleichwohl wird dieser einzige und noch dazu sichtbare Gott nur, sofern er Ursache der menschlichen Schicksale ist, als Mittel zum Zweck betrachtet. Nur damit er wohlgeordnete Zustände, damit er ein ruhiges, glückliches Leben gewähre, soll man sich ihm wohlgefällig verhalten. Ein lebendiges, warmes Verhältniß des Gemüthes zu ihm, Liebe, Bewunderung, Begeisterung für ihn zeigen sich nirgends; von wirklicher Anbetung, Lobpreisung, von eigentlichen Gebeten zu ihm fehlt jede Spur. Im Schi-king befinden sich einunddreißig Feiergefänge zu verschiedenen Opfern, und zwar ausschließlich zu Opfern der Kaiser. Nicht einer von diesen meist kurzen Gesängen gilt dem Himmel, feiert den höchsten Herrn. Sie alle beziehen sich auf die für die Geister der Ahnen, für Ausfaat, Ernte und Landbau angeordneten Opfer, nur gelegentlich wird dabei des Himmels gedacht. Am meisten ist dieß noch der Fall in folgendem Gesange:

„Ich brachte dar, ich opferte —  
Es war ein Widder, war ein Stier —  
Der Himmel sei ihm gnädiglich geneigt!

Ich halte, füge, richte mich nach König Wens Geboten,  
Dem Reiche täglich Ruh erhaltend.

Der Segenbringer König Wên,  
Er hat es gnädig aufgenommen.

Ich aber will bei Tag und Nacht  
Des Himmels Majestät verehren,  
Daß ich es so bewahren mag."

Es ist ein Gesang nach dargebrachtem Opfer, das aber dem Geiste Wêns galt. Die gewünschte Gunst des Himmels und seine Verehrung sind auch hier nur Mittel, nicht Zweck.

Der Himmel, bei all seiner Macht, seinen Forderungen, Wirkungen und Bestimmungen war doch durch eine weite Kluft von den Menschen getrennt.

„Der Geister Nahesein indessen  
Ist nicht im Voraus zu ermessen,  
Und desto minder zu vergessen",

heißt es im Schi-king. Auch war man fest überzeugt, daß bei den Ahnenopfern die Geister selbst gegenwärtig seien; wie denn in einem Festliede zu solchem Opfer gesagt wird:

„Gar glänzend sind die Opferweih'n,  
Und herrlich zieh'n die Ahnen ein;  
Es freuen sich die Geisterreih'n,  
Dem frommen Enkel zum Gedeih'n,  
Und lohnen ihm mit großem Segen,  
Ohn' Ende soll sein Alter sein."

Zu ihnen gab es daher ein nahe, persönliches, sozusagen menschliches Verhältniß; selbst mit den Naturgenien dachte man sich in näherer Verbindung als mit dem fernen weiten Himmel, dessen Verehrung denn auch, nach einigem Auf- und Niederschwanke, immer mehr Sache berechnender Klugheit wurde, immer mehr erkaltete und verblaßte.

Nüchtern aber und immer auf das Irdische und Weltliche zielen, finden wir diesen Himmels glauben schon in den Anfängen der chinesischen Geschichte. Von einem Entstehen, einer Fortbildung, einem aufsteigenden Werden zeigt sich nichts. Er ist schon ein Fertiges, ein Altüberliefertes. Selbst was sich in China an Mythischem vorfindet, bezieht sich nicht auf ihn, nur auf Herrscher, auf Erfindungen, wie Ackerbau, Schrift u. dgl.

Die Entstehung einer Volksreligion — einer solchen, die keinen besonderen Stifter hat, sondern sich aus dem Gesamtbewußtsein des Volkes entwickelt, fällt immer in vorhistorische Zeit. Die Geschichte aber belehrt uns, daß jeder Glaube in seiner Jugendzeit eine überwältigende Macht ist, welche die Gläubigen zu begeistertem Aufschwung, zu grenzenloser Hingebung erregt. Zeigt nun weder Geschichte noch Mythos etwas Ähnliches rücksichtlich des chinesischen Himmels glaubens, den wir vielmehr schon in frühester Zeit völlig ernüchtert, ja gealtert fanden; und sehen wir gleichwohl, daß dieser Glaube auch so sich seit vier Jahrtausenden forterhalten hat: so erlaubt diese Zähigkeit des chinesischen Volkscharakters wohl den Schluß, daß sein Himmelsmonotheismus sich um mindestens ebenso viele Jahrtausende in die vorhistorische Zeit zurückerstrecke; daß er ein treu bewahrtes Erbe aus jener Urzeit sei, da die noch nicht in Völker zertrennte Menschheit nur erst zum Himmel aufblickte als zu dem ersten und einzigen Gott, den alle ältesten polytheistischen Mythologien der Völkerzeit zur Voraussetzung haben.

Von jener Urzeit des einheitlichen Menschengeschlechts bis zur historischen Zeit Chinas mochte sich ein sehr langer Zeitraum ausdehnen; dem Glaubenserbe der chinesischen Urbäter mag einzelnes abhanden, einzelnes hinzu gekommen sein; im allgemeinen aber wird der Hauptstock bewahrt worden sein,

so daß wir uns nach ihm allerdings eine annähernde Vorstellung von der ersten gemeinsamen Religion der Menschheit machen können.

Nachzuweisen, weshalb diese schon so weit ausgebildet sein konnte, wenn sie auch in andrer Gewandung besaß, was die Chinesen in der Nacktheit abgezogener Begriffe haben; ferner nachzuweisen, weshalb andere Völker zu, mehrten, ja vielen Göttern fortgeschritten sind, liegt nicht im Umfange der heutigen Aufgabe.

Aber eine andere Betrachtung drängt sich auf.

Niemand wird leugnen, daß der chinesische Himmelsglaube, obwohl Monotheismus, doch eine falsche Religion sei. Denn ob er gleich seinem „höchsten Herrn“ Eigenschaften zuschreibt, ohne welche auch uns Gott nicht Gott wäre, so ist jener doch auch mit denselben nicht der Gott, der es ist. Unvermeidlich dasselbe ist es aber immer, wenn das menschliche Bewußtsein lediglich aus eigenen Mitteln Gott setzt, den es überhaupt zu setzen freilich nicht umhin kann. Es mag ihn setzen als Naturerscheinung, Naturkraft, Naturgrund, oder als Vorstellung, Denkbild, Begriff, Idee; es mag ihn mit allem ausstatten, was es für gotteswürdig erkennt: dennoch wird sein Gott nie der sein, der in Wahrheit Gott ist. Dazu ist auch der größte und genialste Mensch zu beschränkt, zu unzulänglich, zu fehlsam. Denn es ist eine Thatfache der Erfahrung, daß auch der Begabteste, so wie er nur an sich selbst und von Natur ist, mit seinem Denken und Dünken den Gott nie erreicht, dessen übermächtiger Anwesenheit und innigster Nähe er gleichwohl nicht zu entfliehen vermag. Dem Bewußtsein ist es versagt, niederzutauchen in die dunkle Tiefe der Seele, in welcher sie von Gott noch berührt wird, wie das Gewissen und das Suchen nach Gott darthut. Darum können wir zur bewußten Kennt-

niß und Erkenntniß des wahren, lebendigen Gottes nicht anders gelangen als durch dessen Selbstbezeugung, deren Vollendung, deren Höhen- und Mittelpunkt Christus ist. In ihm, der die Scheidewand zwischen Gott und der Menschheit weggethan, bietet Gott selbst sich uns an; und nehmen wir so Ihn in uns auf, dann erleben wir Ihn, und dieß Leben wird das Licht, durch welches wir Ihn erkennen, der in Wahrheit Gott ist.

Giebt es mitten in der Christenheit solche — und es giebt deren — die sich abwenden von dem Gotte der Offenbarung, die ihn besser kennen wollen, als er selbst sich bezeugt hat, die sich selbst einen anderen Gott setzen: so mögen sie diesen nennen, wie sie wollen, ihn auch aus dem erhabensten und feinsten Gedankengespinnste gestalten, — seinem Ursprunge und Wesen nach wird ihr Gott in dieselbe Klasse gehören mit dem Gotte des altchinesischen Monotheismus, nur daß der Glaube an diesen, weil nicht durch Verleugnung und Abfall entstanden, den ihrigen immer noch an Würde und Hoheit überragt.



10.

Die

# Deutsche Sprachgrenze

in den Alpen.

Von

Dr. Ludwig Neumann,

Professor am Gymnasium zu Heidelberg.

Mit einer Karte.



Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, 1885.

Sammlg. v. Vorträgen. XIII.

23

Alle Rechte vorbehalten.





## Die deutsche Sprachgrenze in den Alpen.

Die Statistik hat berechnet, daß von 10000 Alpenbewohnern 3444 deutsch, 2677 italienisch, 2546 französisch, 1056 slovenisch, 222 furlanisch und 55 rhätoromanisch sprechen. Schon ein flüchtiger Blick auf diese Zahlen genügt zur Erregung unseres Interesses für die Ethnographie der Alpenländer; daselbe dürfte sich aber noch steigern, wenn wir auf irgend einer Völkerkarte von Mitteleuropa die wirr verschlungenen Linien auffuchen, längs welcher Deutsche und Romanen aneinander grenzen. Suchen wir nach einer Erklärung dafür, warum diese Grenzlinien so, wie wir sie heute vorfinden, und nicht anders verlaufen, so sehen wir uns sofort auf die Geschichte verwiesen, die allein uns über diese Fragen Auskunft geben kann.

Im folgenden soll nun versucht werden, diese historische Entwicklung der Alpenethnographie darzulegen unter möglichster Fernhaltung alles hypothetisch Unsichern. Nur unzweifelhaft klargestellte Forschungsergebnisse sollen, und zwar wo immer es angeht, mit Quellenangabe vorgeführt werden. Und so mag es denn gelingen, die Teilnahme weiterer Kreise für einen Gegenstand zu erregen, der uns schon von rein nationalem

Standpunkt aus nahe geht, und die Aufmerksamkeit auf ein Gebiet zu lenken, das in seiner ganzen Ausdehnung zu den landschaftlich schönsten Theilen der Alpen gehört.

Eine Hauptquelle für meine Darstellung ist das nicht genug zu empfehlende Werk von R. Böckh: *Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet*, Berlin 1867. Dasselbe enthält außerordentlich reiches Material und ist für jeden, der sich um die Nationalitätenfrage in Belgien, Lothringen, Elsaß, in der Schweiz, in Cisleithanien, Ungarn und Siebenbürgen, sowie an der preussischen Ostgrenze interessiert, eine ergiebige Fundgrube wichtiger, nach allen Seiten verwendbarer Daten. Aus dieser Quelle scheint auch A. Wäber zu seinem Aufsatz: „Die Sprachgrenzen in den Alpen“ im Jahrbuch des Schweizer Alpenklub 1878—79 in erster Reihe geschöpft zu haben. —

Hier wollen wir uns ausschließlich auf den Teil der Sprachgrenzen beschränken, soweit er Länder germanischer Zunge von solchen der italienischen und romanischen im engeren Sinn trennt, d. h. auf die Lande und Völker zwischen Monterosa im Westen und demjenigen Punkt der Tellabahn im Osten, an welchem Venezien und Kärnten zusammenstoßen, nämlich Pontebba. Die zu besprechenden Grenzlinien lassen sich auf den Blättern 25 und 28 des Stieler'schen Handatlases wenigstens einigermaßen genau verfolgen, besser eignen sich hierzu natürlich eigentliche Sprachkarten, z. B. diejenigen in dem neuen, wohl fast in jedermanns Hand befindlichen Andrée'schen Atlas. (Vergl. übrigens die Kartenskizze am Schluß.) Der Übersichtlichkeit halber wähle ich als westlichsten Punkt der im folgenden darzustellenden Sprachgrenze Freiburg in der Schweiz. Von hier an verläuft die Linie, längs welcher Deutsche und Franzosen von einander getrennt werden, der Hauptsache nach südlich bis zum Kamm der Berner Alpen, den sie beim Oldenhorn erreicht,

von hier an auf diesem Kamm bis zum Wildstrubel fast genau östlich, überschreitet in Siders den Rhonefluß und steigt von hier an auf dem Kamm zwischen Einsiedenthal (Val Anniviers) und Turtmannthal zum Matterhorn. Damit ist die große europäische Wasserscheide erreicht. Auf dieser geht unsre Linie erst eine kurze Strecke über den Theodulpasß und das Breithorn südöstlich, um dann ziemlich genau südlich zwischen Val de Challant und dem Thal Gressoney nach Süden zu verlaufen. Bei Issime, etwa 12 km nördlich von der Einmündung des Nysbaches in die Dora baltea, steigt sie zur Thalsohle hinab, erreicht hier ihren südlichsten Punkt und geht zugleich vom französischen aufs italienische Sprachgebiet über.

Hier erst beginnt also die deutsch-italienische Sprachgrenze. Diese übersteigt jenseits des Nysthales den Kamm zwischen Gressoney und den Zuflüssen der Sesia, um sofort wieder zu Thal zu ziehen, so daß der oberste Teil des Sesiabeckens mit Magna dem deutschen Gebiet zufällt; nach Überschreitung eines zweiten Sattels wird die Anzasca erreicht, und zwar östlich von Macugnaga, so daß auch dieses vom italienischen Gebiet abgetrennt wird. Vom Monte Moro an folgt die Sprachgrenze derjenigen der Länder bis zum Ofenberg, wobei also die südlich vom Simplon liegenden Dörfer Simpeln und Ruden (Gondo) westlich zu liegen kommen, d. h. dem deutschen Gebiet zufallen.

Am Ofenberg, wenig südwestlich vom Griespaß, weicht die Sprachgrenze wieder von der Landesgrenze nach Süden ab, und weist den obersten Teil des Tosathales, das Pommat mit den Orten Fruthwald, Gurf, Zum Steg, Andermatten, Staffelswald, Unterwald dem deutschen Gebiet zu; indem die Linie sodann zweimal kurz nach einander den Gebirgszug überschreitet, der Tosa von Tessin scheidet, vereinigt sie mit dem Pommat

die einzige deutsche Tessinergemeinde Gurin oder Bosco im obersten Kessel eines Zuflusses der Maggia. Weiter nördlich wird beim Rufenenpaß die Grenze zwischen Wallis und Uri gegen Tessin erreicht, und auf dieser haben wir uns über den Gotthard hinaus östlich zu bewegen bis zum Piz Ravetsch.

Hier beginnt das Land der Romaunschen oder Westladiner in Graubünden sich zwischen die Gebiete der Deutschen und Italiener einzufügen, wie dies auch mit dem kleinen Bezirk der Ostladiner in den Dolomiten Südtirols der Fall ist. An diesen zwei Stellen findet demnach die deutsch-italienische Sprachgrenze Unterbrechungen. Um nun aber zunächst den zusammenhängenden deutschen Sprachbezirk vom welschen, welcher Art dieser auch sei, zu trennen, halten wir uns vom Piz Ravetsch an nordöstlich und folgen der Grenze gegen das romanische Börderrheinthal. Diese fällt bis etwas Weniges östlich von der Ringelspitze zusammen mit derjenigen von Graubünden gegen Uri, Glarus und St. Gallen. Von hier an fällt sie steil nach Süden, überschreitet bei dem deutschen Tamins und Reichenau den Rhein, folgt diesem bis Ems an der Straße nach Chur, wendet sich dann südsüdöstlich zum Stäzer Horn, geht über die Lenzerheide zum Lenzerhorn, erreicht zwischen Alveneu und Schmitten das Landwasser, von wo sie zum Sertigpaß aufsteigt, um dann dem nordrhätischen Hauptkamm bis zum Piz Buin und der Landesgrenze bis Finstermünz zu folgen. Nur die nordöstlichste Gemeinde Graubündens, Samnaun, gehört zum deutschen Gebiet, freilich erst seit Anfang dieses Jahrhunderts.

Von Finstermünz bis zum Stilfser Joch fällt die Sprachgrenze mit der schweizerisch-tirolischen Landesgrenze zusammen, dann geht sie südöstlich über den Hauptstock des Ortlermassivs bis zum Monte Ceredale und von hier an auf dem Gebirgszug weiter, der Martell- und Mtenthal vom Monsberg trennt.

Die vier obersten Nonsberger Gemeinden, Laurein, Proveis, St. Felix und Unsere liebe Frau im Wald (Senale), gehören aber dem deutschen Sprachkreis an. Längs des Mendelgebirges strebt unsere Linie südwärts, bis sie zwischen Nischholz und Salurn die Etsch überschreitet; gleich jenseits Salurn, dieses südlichsten Vorpostens deutschen Wesens in Tirol, schwingt sie sich auf den Gebirgszug zwischen Etsch- und Fleimserthal, und streicht diesem entlang bis zum Rosengarten. Zwei Fleimser Dörfer, Truden und Altrej in der Bezirkshauptmannschaft Cavalese, fallen aber dem deutschen Gebiet zu.

Vom Stilfser Joch bis hierher ist die Grenze wieder deutsch-italienisch. Am Rosengarten aber wird das ostladinische Land der Fassaner, Grödner, Enneberger und Ampezzaner erreicht, welches zusammenfällt mit den höchsten Erhebungen der Dolomiten, und das nur die Quellgebiete des Avisio, des Grödnerbaches, der Gader, der Boita und des Cordevole umfaßt. Die deutsch-ladinische Sprachgrenze zieht sich über die Seißer Alp ins Grödner Thal, jenseits desselben östlich und dann nördlich über die Geißlerspitzen und den Peitlerkofl bis zur Mündung des Enneberger Baches in die Gader; vom Kronplatz an geht es dann genau südöstlich bis zum Monte Cristallo. Hier stoßen wieder deutsches und italienisches Gebiet zusammen, und dies bleibt so längs der kärntnerisch-venezianischen Landesgrenze bis nach Pontebba. Nur an zwei Stellen, bei Bladen (Sappada) und bei Tischelwang (Timaun) greift die deutsche Sprache auf den Südabhang des Grenzgebirges über.

Von Bladen an ostwärts findet sich kein reines Italienerthum mehr südlich der Sprachgrenze; es ist vielmehr durchsetzt von furlanischen Elementen, und bei Pontebba treffen sich Deutsche, Furlaner und Slovenen: hier ist der östlichste Punkt des von uns in Betracht zu ziehenden Gebietes.

Es erübrigt nun noch die Rhätoromanen in Graubünden und Tirol von den Italienern abzugrenzen und neben den schon erwähnten Sprachhalbinseln, d. h. denjenigen Landesteilen, welche orographisch durch hohe Gebirgsketten vom deutschen Stammlande getrennt sind, wie Gressoney, Magna, Macugnaga, Simpelnen-Ruden, Pommat-Gurin, Nonsberg, Truden-Altreh, Bladen und Tschelwang, die eigentlichen Inseln des Deutschtums im Bereich der italienischen und romanischen Sprache aufzusuchen.

Vom Piz Ravetsch an grenzen Romanen und Italiener aneinander längs der Wasserscheide zwischen Rhein, Tessin und Adda bis wenig östlich vom Splügen, wo das Val di Lei die einzige Stelle ist, an welcher die italienische Zunge und das politische Königreich Italien ins Rheingebiet übertreten. Auf dem Grat, der Bergell und Averser Thal trennt, geht die Sprachgrenze bis zum Septimer, weist im hintersten Thalkessel des Oberhalbsteiner Rheines Bivio und Marmorera dem italienischen Gebiet zu, gelangt über Julier und Maloja auf den südrhätischen Hauptkamm, dem sie bis östlich vom Berninapass treu bleibt, um von hier an der Landesgrenze entlang das Stilfser Joch zu erreichen. Die Gegend von Livigno im Gebiet der Spöll ist die einzige, die zugleich Italien und dem Donaugebiet angehört. —

Die Grenze zwischen Ostladinern und Italienern wendet sich etwas südlich vom Rosengarten nach Osten, überschreitet nahe bei Predazzo den Avisio, geht in derselben Richtung weiter bis zur Landesgrenze, der sie abgesehen von geringen östlichen Ausbuchtungen in der Gegend des Monte Marmolata und des Boitathales folgt bis zum Monte Cristallo. •

Im romanischen Graubünden sind als deutsche Sprachinseln aufzuzählen: die große Gemeinde Obersaxen, südlich von



Tavanasa am Vorderrhein, das Quellgebiet des Averser Rheins südlich von Ander zwischen Val di Lei und Bergell, dann das Hinterrheinthal mit Hinterrhein, Medels, Rufenen, Splügen, Sufers; über den Balser Berg hängt dies Gebiet zusammen mit dem nördlich bis Tersnaus deutschen Balserthal, und über den Safier Berg mit dem Safienthal, das bis zu seiner Ausmündung ins Vorderrheinthal bei Versam deutsch ist. Mit diesem Gebiet hängen direkt zusammen die deutsche Gemeinde Vallendas westlich von Versam, und nur durch den Bergrücken nördlich vom Piz Beverin getrennt der Kreis Thufis am Mittellauf des Hinterrheins mit den wichtigsten Gemeinden Tschappina, Urmein, Thufis, Masein, Pratwall, Fürstenu, Silz, Mutten, Rongellen. Diesen bedeutenden deutschen Bezirk könnte man recht wohl durch die Verbindung Versam-Tamins, Mutten-Lenzerheide als mit dem zusammenhängenden Gebiet unsrer Sprache vereinigt denken; allein es sind in dieser Zusammenstellung wie für ganz Graubünden überhaupt, so auch für den schmalen hier in Betracht kommenden Streifen Landes mit romanischer Bevölkerung alle Gemeinden außer acht gelassen, die nicht volle 50 % oder mehr rein deutscher Bewohner aufweisen können.

In Piemont hat sich bis heute die deutsche Sprachinsel Rimella an einem nördlichen Zufluß der Sesia, nordwestlich von Barallo und westlich von Pallanza erhalten; in Welschtirol nördlich vom Caldonazzosee das Fersen- und zum Teil auch das Pinaitthal, über Roveredo einzelne Teile der großen Gemeinde Folgareit, hoch über dem Astico St. Sebastian und Lufern; in Venezien am Südbhang der Lessinischen Berge zwischen Mla und Verona Reste der Dreizehn Gemeinden, zwischen Astico und Brenta, Cima Duodici oder Zwölferkofl und Bassano die Sieben Gemeinden, endlich im Quellgebiet des



Tagliamento südlich von Bladen die Gemeinde Zahre oder Sauris bei Ampezzo di Carnia.

Zum Verständniß der gegenwärtigen Sprach- und Nationalitätsgebiete in den Alpen und ihrer eben angegebenen Grenzen ist, wie schon erwähnt, ein historischer Rückblick unerläßlich, und mag derselbe auch noch so kurz zusammengefaßt werden, so müssen wir dennoch weit zurückschreiten in längst entschwundene Jahrhunderte, in denen die ersten schüchternen Sonnenstrahlen der Geschichte verdunkelt werden vom üppigsten Gewebe der Hypothese. Wir folgen auf diesem unsichern Boden in erster Reihe einem Schriftsteller, dessen Thätigkeit seit Jahrzehnten dahin ging, einiges Licht in die Urgeschichte der Alpenbewohner bringen zu lassen, nämlich dem Altmeister rhätischer Sprachforschung, Ludwig Steub. Seine Ansichten scheinen übrigens wenigstens in allen wesentlichen Punkten mit den von namhaften Fachhistorikern in diesen Dingen ausgesprochenen Anschauungen übereinzustimmen.

Nach Steub erfolgte die erste Ansiedelung Italiens von Norden her. Völkerstämme von arischer Wurzel, Umbrier, Osker, Latiner und Etrusker zogen von der unteren Donau her um den Golf von Triest herum und hinab in die menschenleere Halbinsel; die letzten dieser Stämme, die Rhätier, strömten wie später die Slaven der Save und Drau entlang ins Alpengebiet ein und verbreiteten sich darin nach Westen und Süden. Den westlichsten Punkt ihres Vordringens bezeichnet nach allgemeiner Annahme der Ort Pfyn = ad fines (franz. Finge) zwischen Siders und Leuk im Rhonethal, wo seit Jahrhunderten das längst germanisierte Oberwallis sich von dem französischen Unterwallis scheidet. Im Norden dehnten sich die Rhätier aus bis an den Bodensee, wo im Thurgau der Name Pfyn wieder vorkommt und bis an die bayerischen Alpen, im Süden bis zur

lombardischen Ebene und im Osten ungefähr bis zum Meridian des Toblacher Feldes.

Zwischen sie und ihre alten Stammes- und Sprachverwandten weiter im Süden keilten sich ums Jahr 600 vor Christus die keltischen Gallier ein, und als später die Enkel jener Osker, Umbrier, Latiner und Etrusker, die Römer, an die Alpen vordrangen und im Jahre 15 v. Chr. die Rhätier besiegten und unterjochten, da war die Verschiedenheit in Sitte und Sprache so groß geworden, daß beide Teile die gemeinsame Abkunft nimmer erkannten. Die Römer entvölkerten mit entsetzlicher Grausamkeit die Alpenthäler, in welche sie eingezogen waren, und verschleppten die wehrhafte Mannschaft in ferne Länder bis hinab ins Banat und an den Unterrhein. Der Rest der Bevölkerung in den heimatlichen Alpen unterlag rasch dem Prozeß der Romanisierung, und in den heutigen Rhätoromanen Graubündens und Tirols haben wir die letzten Überbleibsel dieser ersten Alpenbewohner vor uns.

Wie sehr dieselben zusammengeschrumpft sind, zeigt ein Blick auf die Karte. Von der Reuß bis zum Piave, vom Boden- bis zum Gardasee finden wir rhätische Flur- und Ortsnamen, und doch sprechen höchstens noch 80000 Menschen irgend einen der dialektisch verschiedenen Zweige rhätoromanischen Idioms. Noch vor wenig Jahrhunderten war fast ganz Graubünden und Vorarlberg romanisch, und jetzt erleben wir es bei jeder Volkszählung, daß die Zahl der Romanen und Ladinern geringer wird gegenüber der stetig wachsenden deutschen Bevölkerung im Norden und der italienischen im Süden, indem eben unter dem Druck materieller Interessen und beschleunigt durch die verbesserten Verkehrsmittel der Gegenwart an den Nordausgängen romanischer Thäler die

Germanisierung, an den Südhängen der Berge aber die Italianisierung täglich sichtbare Fortschritte macht.

Raum war die Urbevölkerung der Alpen, soweit dieselbe hier für uns von Belang ist, romanisiert, so brach der Sturm der Völkerwanderung über sie herein; „durch den heftigen Anprall und die Besitzergreifung der Länder von seiten germanischer und slavischer Stämme entsteht nach und nach dasjenige Bild der Alpenethnographie, das wir heute, natürlich nach noch vielfachen spätern Wandlungen, wahrnehmen. Wie im einzelnen sich die heutigen Nationalitäten herausgebildet haben, darüber wissen wir außerordentlich wenig wahrhaft Historisches. Doch ist z. B. in Tirol durch die Völkerwanderung die historische Kontinuität offenbar viel weniger zerstört worden als anderswo in Europa. Wir können zum Teil wenigstens die Züge der Völker durch die Thäler und Pässe dieses Landes an der Hand der Linguistik verfolgen und erfahren auf diesem Wege, daß weit ins Pusterthal hinein von Osten her Slaven zogen, und daß von Nordwesten her schwäbisch-alemannische Stämme ins Oberinntal eingedrungen sind, während der bayerische Stamm von Nordosten herauf dem Inn entlang und über den alten Heerweg zog, dem Cimbern, Goten und Longobarden schon früher gefolgt waren, bis er durch die wilden Porphyr Schluchten des Eisak hinab ins lachende, rebenumlaubte Etschland vordrang, und bayerische Sprache, Sitte und Treuherzigkeit über den größten Teil von Tirol bis unter den sonnigen Himmel Italiens verbreitete.“

Neben Geschichte und Linguistik hat hier die prähistorische Forschung mit ihrer naturwissenschaftlichen Methode viel und erfolgreich gearbeitet. Dr. Tappeiner in Meran zieht auf Grund von 4935 Schädel- und 3385 Kopfmessungen an Lebenden in seinem Werk: „Studien zur Anthropologie Tirols“ zc.

Innsbruck, Wagner 1883" Schlüsse, die der obigen Darstellung durchaus entsprechend lauten. Außer in dem genannten Werk findet sich vieles über die Ethnographie der Alpenländer in zahlreichen Nummern des Korrespondenzblattes der deutschen Gesellschaft für Anthropologie z., und in der Anleitung zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiet der deutschen und österreichischen Alpen von Professor Dr. J. Ranke, dessen Ausführungen ich oben zum Teil wörtlich gefolgt bin.

Zur Zeit der großen Bayernzüge fanden sich in der Lombardei und mehr noch in Venezien Goten; ihnen folgten Longobarden und später Franken, und diesen endlich die Heereszüge der deutschen Kaiser und besonders der Ottonen, welche viel Volk nach Italien führten. Es ist daher nicht nur vom Standpunkt der Politik, sondern auch von dem der Nationalität begreiflich, daß Otto I. 952 die Marken Verona und Aquileja, d. h. das ganze Gebiet zwischen Etsch und Isonzo, vom Königreich Italien trennte und zu dem mit Bayern vereinigten Kärnten, also zu Deutschland schlug, das in seinem nationalen Bestand damals wirklich von Meer zu Meer reichte.

Fügen wir noch hinzu, daß in die nordwestlichen Alpenthäler zu der keltischen Urbevölkerung jener Gegenden die deutschen Stämme der Burgunder und Alemannen einzogen, und zwar besonders in die heutige deutsche Schweiz und ins Rhonethal, so sehen wir, daß einmal eine Zeit gewesen ist, zu welcher vom Genfersee bis zur Adria, vom Bodensee bis zum Po die Alpenthäler und Alpenhöhen von deutschen Lauten widerklangen, wenn auch nicht behauptet werden kann, daß jemals in diesem ganzen weiten Gebiet germanische Sprachen die alleinherrschenden gewesen seien.

Überall dort aber, wo deutsches Wesen auf durchaus verbreitete und allgemein eingebürgerte römische Kultur stieß, also

vor allen Dingen im Süden der Alpen und in den weiten nach Süden sich erschließenden Thalöffnungen, war der Untergang germanischen Volks- und Nationaltums ein rascher und unvermeidlicher. „Wie immer und überall in ähnlichen Fällen unterlagen die Starken, nachdem sie über die Schwachen mit dem Schwerte gesiegt, der Kultur der Besiegten und opferten derselben ihre Sprache und ihre Nationalität.“ Es mußte das so kommen nach natürlichen, zwingenden Ursachen. Einmal waren die Besiegten an Zahl immerhin noch sehr stark, dann ging naturgemäß der Verkehr fast ausschließlich nach dem reichern Süden, ferner war, wie wir ohne Mühe einsehen, den Germanenstämmen nichts leichter, als sich an die durch die erhöhte Fruchtbarkeit des Bodens gewährleistete Bequemlichkeit des neuen Aufenthaltsortes zu gewöhnen und gleichzeitig die rauhern alten Stammesbräuche abzulegen; Mischehen fanden statt, die Eroberer eigneten sich das ausgebildete römische Rechtsleben an, machten das Lateinische zur Staats- und bei der zur selben Zeit erfolgenden Christianisierung auch zur Kirchensprache, wobei sie sich außerdem noch einer stammesfremden Priesterschaft unterwarfen — kurz, die Romanisierung vollzog sich sicherlich eben so leicht und rasch als wir den Prozeß der Assimilierung in Nordamerika unter unsern Augen vor sich gehen sehen, und es begreift sich demnach nicht unschwer die Ursache, derzufolge Unterwallis, die Südthäler der Alpen, sowie Lombardei und Venezien verwelscht worden sind.

Da und dort aber erhielt sich unter dem Schutze günstiger lokaler Einflüsse auch im Süden deutsche Sprache und Sitte, und wir dürfen wenigstens zum Teil in den Bewohnern der früher aufgezählten Sprachhalbinseln und -Inseln nichtromanisierte Reste altgermanischer Einwanderer aus den Zeiten der Völkerwanderung wieder erkennen. Dazu kommen dann noch

ipätere Einwanderungen von Norden her, sei es, daß einzelne Teile von kaiserlichen Heergesolgen sich ansiedelten oder angesiedelt wurden, sei es, daß gewerbliche Interessen, Holzhandel, Kohlenbrennerei und Bergbau, Auswanderer rein deutscher Nationalität an die Südhänge der Alpen führten zu einer Zeit, als die Lombardei, als Südtirol und Venetien schon mehr oder weniger in der Verwelschung aufgegangen waren. —

Im folgenden möge nun für die wichtigsten der mehrfach erwähnten merkwürdigen Reste des Deutschtums in welschen Länden die Frage nach Herkunft, Geschichte und gegenwärtigen Verhältnissen kurz beantwortet werden.

Die deutschen Gemeinden am Südfuß des Monterosa lassen sich gemeinschaftlich betrachten. Durch die Freundlichkeit eines persönlichen Bekannten aus Val Gressoney bekam ich Einsicht in das Buch: *Histoire des églises paroissiales de Gressoney S. Jean et Gressoney La Trinité par l'Abbé Duc Pierre Etienne, Aoste 1866*. Daraus entnahm ich, daß eine nicht unbedeutende Litteratur über das Thal vorhanden ist, und daß über den Ursprung seiner Bewohner schon vielfache Ansichten geltend gemacht worden sind. Der eine denkt sich die dortigen Deutschen als Nachkommen von Sachsen, die den Verfolgungen Karls des Großen hierher entflohen, der andere sieht in ihnen Abkömmlinge von Soldaten, die unter den Ottonen hier mit Land beschenkt worden seien, noch andere sprechen von Hirten, Kohlenbrennern und Bergleuten aus dem Wallis und beglaubigen diese Ansicht durch sprachliche Anklänge an den Dialekt der Walliser und durch den Umstand, daß hoch oben am Abhang des Monterosastockes Reste alter Bauten sichtbar sind, die mit dem Vorhandensein sehr alter und zum Teil noch im Betrieb befindlicher Goldbergwerke in Magna, im Anzascathal &c. in Verbindung gebracht werden. Sprachähnlichkeiten zwischen den



Idiomen der nördlichen und südlichen Anwohner der Monterosa-gruppe sind sicher gestellt, ferner finden sich im Wallis und in Gressoney gleiche Familiennamen, und eine in frühern Jahrhunderten leichtere Gangbarkeit der heute vergletscherten Pässe darf man wohl in den penninischen Alpen ebenso gut annehmen, als sie von den Berner Alpen und den Übergängen aus Piz-naun nach dem Unterengadin nachgewiesen ist.

In den Werken: Die Deutschen am Monterosa, Zürich 1840, und: Die Deutschen Kolonien in Piemont, Stuttgart 1842 von Dr. A. Schott findet sich der strenge Beweis für eine Einwanderung deutscher Walliser in die Thäler des Lys-, Sesia- und Anzascaflusses. Bezüglich der Zeitbestimmung dieser Einwanderung erwähnen Petermanns geographische Mittheilungen von 1862 Untersuchungen eines Turiner Geistlichen Tradinetti, wonach urkundlich seit der Zeit Karls des Großen in jenem sehr dünn bevölkerten Teil Piemonts die Familie Biandrate ansässig und begütert gewesen ist. Seit 1168 hatte diese Familie auch Güter in Wallis, und um das Jahr 1218 wurde auf den hintersten Gehängen in Val Gressoney von Wallis aus Alpwirtschaft getrieben; aber erst seit 1250 fanden aus dem Rhonethal größere Einwanderungen nach Süden statt, seit jener Zeit also kann erst von einer deutschen Bevölkerung in den oft genannten Gegenden gesprochen werden. Doch scheint sich diese ziemlich weithin ausgedehnt zu haben. Wenigstens heißt in dem westlichen Parallelthal zu Val Gressoney, dem seit lange ganz französischen Val Challant, ein Bezirk heute noch Canton des Allemands und in dem Dorfe Ahas desselben Thals enthält nach einer Mittheilung der Rivista alpina italiana 1884 bis zur Stunde der Dialekt manche deutschen Worte, die an die Nachbarschaft von Gressoney erinnern; ferner berichten Petermanns geographische Mittheilungen von 1867, daß im Jahre



1539 Preßmelsch (Premosello) an der Anzasca, nur eine halbe Wegstunde von Vogogna an der Simplonstrasse entfernt, und Urnasch (Ornavasso), nicht weit von der Mündung der Tosa in den Vangensee, deutsch waren, Orte, die zur Zeit vollständig italienisch sind. Auch Rima und Rimasco, sowie noch mehrere kleinere Weiler in jenem Gebiet sind dem Deutschtum verloren gegangen, während Rimella in einem linken Seitenthal des bei Barallo in das Val Sesia einmündenden Val Mastallone seine Nationalität bewahrt hat, und ebenso wenigstens zum Teil Magna, Macugnaga und die Gressoneyer Gemeinden La Trinité, St. Jean, Gaby und Issime.

Durch das ganze Gebiet treffen wir noch überall deutsche oder zweisprachige Flur-, Weiler-, Paß-, Berg- und Geschlechtsnamen. Ich erwähne in Macugnaga nur den Namen des Gastwirtes zum „Monte Rosa“ und eines bekannten Fremdenführers: Lochmatter, sowie die Weilernamen: In der Stapf, Zum Strich, Zur Tanne; im Val Gressoney treffen wir Grasmattaz (Grasmatte), Lochmattaz (Lochmatte), Boden, Biel, Wald, Staffel, und Gressoney selbst scheint nichts anderes zu sein als Kressen-Aue; für diese Annahme spricht der Umstand, daß eine Wiese im Thal wirklich Ege heißt, daß die außerordentlich häufig vorkommende Kresse (französisch cresson) den Einheimischen nur unter diesem deutschen Namen bekannt ist, und daß endlich die Thalbewohner selbst diese Etymologie als die allein richtige ansehen. An Familiennamen finden sich hauptsächlich Biner, Zumstein (Delapierre), Beck (Pecco), Zimmermann, Schwarz (Noir), Dreißig (Trenta), Thuminger.

Ein Umstand, der neben den früher allgemein aufgestellten Gründen der Verwelschung sehr günstig war und der die Erhaltung des Deutschtums von seiten unsrer Stammesbrüder am Monterosa als eine Art Heldenthat erscheinen läßt, ist

darin zu finden, daß die dortigen Gemeinden sehr oft italienische Geistliche bekamen, welche von den Bewohnern ebenso wenig verstanden wurden, als sie dieselben verstehen konnten. Schon 1412 finden wir Klagen hierüber, die beim Bischof in Aosta vorgetragen wurden; von da an wiederholten sie sich oft, z. B. auch 1567 und noch später. Die Leute halfen sich schließlich mit dem sehr einfachen Mittel, daß sie, wenn immer die Verhältnisse es erlaubten, die begabteren ihrer Söhne Geistliche werden ließen, und sehr häufig finden wir daher seit langer Zeit Gressoneyer Priester, welche den öffentlichen Gottesdienst in der angestammten Sprache hielten, nicht nur im heimatlichen Thal, sondern auch überall sonst in den benachbarten deutschen Gemeinden. Manchmal, wenn Not an Mann war, wurden auch Seelsorger aus Deutschland verschrieben, die in dem Werkchen des Abbé Etienne alle namentlich aufgeführt sind.

Im Jahre 1851 schätzten die Gebrüder Schlagintweit bei Gelegenheit ihrer wissenschaftlichen Erforschung der Monterosa-gruppe, wobei sie auch die ethnographischen Momente berücksichtigten, die Zahl der deutschen Bewohner im Süden des Gebirgsstockes auf 6000. 1860 war in Rimella die Bevölkerung noch ganz deutsch, in Magna zu 91%, in Gressoney la Trinité zu 96%, in St. Jean zu 92%, in Gaby zu 90%, in Issime zu 28% und in Macugnaga zu 30%. Darnach dürften es um jene Zeit kaum mehr als etwa 2500 Deutsche gewesen sein. Bei den Zählungen in den Jahren 1871 und 1880 hat die italienische Regierung die Nationalitätsfrage nicht mehr gestellt, so daß neuere Daten nicht beibringlich sind. —

Die Schweizer Gemeinden Simpelu und Ruden (Gondo) am Südbahange des Simplon verdanken ihre Nationalität der Jahrhunderte langen Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Oberwallis; über ihren Ursprung, sowie auch über diejenigen

der Gemeinden im oberen Tofathal steht fest, daß sie von Norden her bevölkert worden sind. Das Pommat war 1860 noch ganz deutsch, von Bosco (Gurin) im Kanton Tessin ergab die Volkszählung vom 1. Dezember 1880, daß der Ort heute noch ausschließlich seine angestammte Sprache spricht. Es ist dies um so interessanter, als das ganze übrige Tessin ausnamlos italienisch ist, und als Bosco durch einen hohen Bergrücken vom stammverwandten Pommat, und durch einen zweiten (Griespaß) vom oberen Rhonethal getrennt ist.

Das deutsche Sprachgebiet wächst, wie früher erwähnt, täglich durch Germanisierung. Auf diesem Wege wurden die Landschaften Samnaun, Schanfigg, Prättigau, wie auch das angrenzende Vorarlberg deutsch, während einzelne Thäler, z. B. Davos, das große und kleine Walser Thal und andere allgemeiner Annahme zufolge durch Einwanderung deutscher oder genauer ausgedrückt burgundischer Walliser bevölkert worden sind.

Das Hinterrheinthal verdankt seine deutschen Bewohner den fränkischen Kaisern, welche zum Schutze des Splügenpasses und Vogelberges (des heutigen Bernardino) Alemannen dort ansiedelten, die sich bei rascher Bevölkerungszunahme über den Walser- und Safierberg hinüber allmählich nach Norden ausdehnten bis an den Vorderrhein bei Versam. Mit dieser Ansiedelung scheint auch diejenige des unmittelbar anstoßenden hinteren Averser Thales zusammenzuhängen.

Eine meines Wissens historisch nicht klargestellte Erscheinung ist das Übergreifen der italienischen Sprache über den Septimer nach Bivio und Marmorera im Thal des Oberhalbsteiner Rheins. Vielleicht dürfte der Jahrhunderte hindurch lebhafte Verkehr über den Septimerpaß mit dem italienischen Bergell die Hauptursache davon sein.

Weiter ostwärts haben wir unsere Aufmerksamkeit auf Südtirol zu lenken, welches Land mit dem angrenzenden Venezien ein wahres „Paradigma ethnographischer Forschung“ genannt zu werden verdient. Dem entsprechend ist auch die Litteratur über die hier sich aufdrängenden Fragen eine außerordentlich reiche, ich darf mir aber hier die Anführung derselben wohl ganz ersparen, indem ich auf eine Zusammenstellung hinweise, welche in der wirklich klassischen Arbeit von Chr. Schneller: Deutsche und Romanen in Südtirol und Venezien, Petermanns geographische Mittheilungen 1877, enthalten ist, sowie auf eine ebensolche neuern Datums, welche Dr. Groos in dem ersten Heft der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1884 giebt. Aus Schnellers Aufsatz habe ich in der bisherigen Darstellung schon einige Momente entlehnt und werde ihm auch weiterhin wenigstens zum Theil folgen. Jedem, der sich um die Sprach- und Nationalitätsverhältnisse in den genannten Ländern interessiert, kann seine Lektüre nicht genug empfohlen werden, da er in klarster und überzeugendster Darstellung schildert und entwickelt, alle Angaben quellenmäßig belegt, und außerdem durch eine Karte im Maßstab 1 : 740 000, auf welcher die Sprachgebiete verschiedenfarbig eingetragen sind, dem Verständnis von seiten des Lesers auf halbem Wege entgegenkommt.

Unter Monsberg versteht man das von tief eingeschnittenen Wasserläufen durchfurchte Plateauland von Südtirol, das sich an seiner Westseite ans Ortlermassiv ansetzt, das nördlich und östlich von der Wasserscheide des Noosflusses (Noce) gegen Martell-, Utten- und Gtschthal begrenzt ist und im Süden an die Adamello- und Brentagruppe stößt. Die Monsberger sind Ladinier, deren Sprache aber in dem Übergang zum Italienischen soweit vorgeschritten ist, daß ihre Eigentümlichkeiten

fast gänzlich verschwunden sind. Im obersten Teil des Monsberges, am Fuß der Hofmahl und des Gampenpasses, der ins Ultenthal und nach Meran führt, liegen die vier deutschen Dörfer Laurein, Proveis, St. Felix und Unserer lieben Frau im Wald, die orographisch und politisch vollständig zu Welschtirol gehören.

In den letzten Jahren ist viel über die Deutschen in Monsberg geschrieben worden, was bei Schneller noch nicht erwähnt ist, ich nenne nur die Aufsätze von Ludwig Steub, die vor einigen Jahren in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen und sodann in den „*Chyrischen Reisen*“ wieder gedruckt worden sind, ferner zahlreiche Reiseberichte in den verschiedensten Touristenzeitschriften und Tagesblättern, z. B. in der Wiener Deutschen Zeitung, endlich die Broschüre: *Aus den Bergen an der Sprachgrenze in Südtirol*, Stuttgart 1880. Neben Schneller ist jedenfalls für den Monsberg wie für ganz Tirol Steub erster Gewährsmann, man braucht neben seinen zahlreichen andern Schriften nur an die „*Drei Sommer*“ und an die „*Herbsttage in Tirol*“ zu erinnern.

Die Deutschen in Monsberg sind, wie mit einiger Zuversicht ausgesprochen werden darf, wirkliche und wahrhaftige Goten. Jedenfalls ist soviel sicher, daß sie von oben her, d. h. über den Gampenpaß von Ulten und dem Etzthal aus eingewandert sind, wie dies sprachliche und körperliche Merkmale darthun. Die Bewohner Merans aber und seiner gottbegnadeten Umgebung hält ebenso wie Felix Dahn unser Gewährsmann Steub (*Herbsttage*, S. 159 ff.) für Goten, indem er ausführt, daß die im 6. Jahrhundert hier einwandernden Bayern unter den Romanen schon deutsche Brüder gefunden haben, und daß diese, nämlich „die tapfern hochgestreckten und so würdig einhergehenden Bauern aus dem Burggrafenamt, zunächst die

Helden von Algund, von Mais und Passeier (und wohl auch jene von Schnals, Ulten und Sarntal), diese Männer mit dem stolzen Antlitz, mit den leuchtenden Augen, diese herrlichen Jünglingsgestalten und jene Mädchen in ihrer ernstesten Schönheit Nachkommen alter Gotenscharen seien, die einst König Theodorich von Verona hereingesandt und angesiedelt habe, um die *claustra provinciae*, die rhätischen Kläusen, und mit ihnen das Reich gegen die anstürmenden Barbaren zu verteidigen. Und als die vielbesungene Herrschaft und das teure Königtum gefallen, zogen sich auch die unterlegenen Goten aus Italien zum größten Teile ins rhätische Gebirg zurück, weil es ihnen die nächste Freistatt bot, wo sie neben der Wärme und den Früchten des liebgewonnenen Südens in den zahlreichen Kastellen Schutz zu finden und nach eigenem Herkommen in einiger Unabhängigkeit zu leben hofften. So konnte es sich begeben, daß sie, einmal in solcher Menge angesessen, auch die nach ihnen erscheinenden Bajuwaren und Longobarden, obwohl deren Herrschaft tragend, in sich aufjogen und so nach verlornem Namen dennoch dem Geblüte nach das herrschende Volk blieben . . . . Sie sind durch und durch deutsch und doch ein Schlag, wie er sonst in Deutschland nirgends mehr zu finden ist . . . . Dazu kommt aber überdies, daß noch ein Schriftsteller des 12. Jahrhunderts die Meraner einfach Goten nennt, — ein Zeichen, daß damals die alte Verwandtschaft noch ganz fundbar war; und die alte Herrschaft Gossensaß bei Sterzing, das Gloggenfachsen der deutschen Heldensage, es bedeutet seinem Klang nach auch nichts anderes als einen Sitz der Goten."

Außer den Nonsberger „Goten“ finden sich westlich von der Etzch jenseits der früher festgestellten Sprachgrenze zur Zeit keine deutschen Reste mehr, wenn auch nicht jede Spur von früherem Germanentum verlöscht ist. So sind im Ledro-



(Leder-) Thal und auch an andern Orten verwelichte deutsche Ortsnamen zahlreich genug von den Linguisten nachgewiesen worden. Einen interessanten Beleg hierfür bietet die Karte, die dem 1884 in Stuttgart erschienenen Büchlein von Hans Veß „Deutsche Sprachinseln in Südtirol“ beigegeben ist. Auf dieser Karte sind alle nachweisbaren alten deutschen Bezeichnungen eingetragen.

Um die Richtigkeit des Satzes darzuthun, daß das Deutschtum wenigstens im Osten der Etsch während der vergangenen Jahrhunderte in einer für uns mehr als betrübenden Weise zurückgegangen sei, brauchen wir nicht erst auf die Zeiten der Völkerwanderung oder auch nur der Ottonen zurückzugreifen. Trient ist heute der Sitz der heftigsten Italianissimi, deren Denkweise, um nur ein Beispiel anzuführen, durch die städtische Verordnung trefflich gekennzeichnet wird, derzufolge die Grabchriften auf dem Kirchhof nur in italienischer Sprache abgefaßt sein dürfen! Und doch gab es noch im vorigen Jahrhundert deutsche Zünfte, und der Adel führte deutsche Prädikate. Im 17. Jahrhundert war mehr als die Hälfte der dortigen Studierenden deutsch, und weitere hundert Jahre früher wurde Trient zur Konzilstadt gewählt, weil es eine „sentina Italarum et Germanorum“ war. 1483 waren die Bürger und Lenker der Stadt deutsch, und das älteste Statut derselben ist ebenfalls in unserer Sprache abgefaßt. Im übrigen Welschtirol, wo wir heute nur noch die geringen Reste Truden und Altrey im Fleimserthal, Walzburg (Bignola), Falise (Falesina), Ruburen oder Nchlait (Roveda), Gereut (Fraissilongo), Floruz (Fierozzo), Außerberg (St. Francesco), Innerberg (St. Felix) und Balai (Balü) im Mochen- oder Fersenthal, etliche geringe Fraktionen in der großen Gemeinde Folgareit (Folgaria), sowie St. Sebastian und Lufern haben, zusammen



mit etwa 7000 Deutschen, da bestanden im 16. Jahrhundert noch überall, und auch an manchen andern Orten, z. B. in allen größeren Gemeinden von Val Sugana, deutsche Pfarreien neben den italienischen; überall im jetzt verwelschten Gebiet stoßen wir auf deutsche Ortsnamen, ich nenne von vielen nur Siebernach, Bierach (Bierago), Rißlach (Rissolago), Boll Chesten (Castagnè) etc., und ein Italiener selbst, Dekan Pecini in Fersen (Pergine), sagt 1821: *è verisimile, che tutta la Val-sugana superiore sia stata tedesca*. Dieser Satz läßt sich sogar dahin erweitern, daß die Einwohner Südtirols vor gar nicht vielen Jahrhunderten alle die deutsche Sprache redeten, und in dieser Form wurde er sogar 1836 bei Gelegenheit einer Doktorpromotion in Padua verteidigt.

Wie wir sehen, sind diese einstigen deutschen Reste entsehrlich zusammengeschrunpft; der Gründe dieser Erscheinung sind gewiß mancherlei. Einmal mögen die weiter oben schon skizzierten allgemeinen Ursachen der Romanisierung lange Zeiträume hindurch fortgewirkt haben, dann haben neben der starken Bevölkerungszunahme in Südtirol selbst fortwährende Einwanderungen von Venetien her und Verschiebungen der Einwohner nach Norden zu stattgefunden, wo die rein deutsche Bevölkerung bei weniger ergiebigem Boden weniger dicht ist und sich nicht so rasch vermehrte; speziell in unserm Jahrhundert waren bis vor kurzem Tirol und Venetien politisch vereinigt, und die Interessen gravitierten nach Süden; bei der kläglichen Zerrissenheit unsrer Verhältnisse fehlte dem Deutschen der mächtige Hinterhalt an seiner Nation, Agitatoren geistlichen und weltlichen Standes schürten fortwährend und scheuten kein Mittel, auf die Massen einzuwirken, welche leider in den Kreisen der Gebildeten fast ausschließlich italienische Kultur sahen; die Amts- und Kirchensprache ist in Welschtirol überall, also auch in den deutschen Gemeinden, die

italienische, ja ein großer Teil des deutschen Südtirols bis Aлаusen und Schlanders hinauf, 10 Dekanate mit 115000 Einwohnern, gehört kirchlich in die Diözese Trient.

Die Verwelschung scheint übrigens den Höhepunkt ihrer Entwicklung überschritten zu haben. Seit 1866 geht der Zug der materiellen Interessen mehr nach Norden, man fängt an einzusehen, daß man „mit Deutschland ein Garten, mit Italien aber eine Alpe“ sein würde, in Innsbruck bildete sich 1867 die deutsche Schulgesellschaft, welcher 1880 der deutsche Schulverein in Österreich gefolgt ist. Nicht nur die oft genannten deutschen Gemeinden, sondern auch italienische verlangen nun deutsche Schulen oder doch Parallelklassen. Und darin liegt sicherlich ein hohes Verdienst des deutschen Schulvereins, daß er durch landeskundige Vertrauensmänner die abgelegensten Thäler besuchen läßt und überall, wo das Bedürfnis vorhanden ist, dafür sorgt, daß der Verwelschung Halt zugerufen wird. Allein im Fersenthal sind drei deutsche Schulen seit kurzem in Thätigkeit, und was im Nonsberg und in andern gefährdeten Grenzgegenden geschehen, das ist mehr, als wir von ferne ahnen. So hat während der letzten vier Jahre in den Südthälern der tirolischen Alpen ein fröhliches Leben begonnen, dessen gedeihlicher Entfaltung zuzusehen jedem Deutschen eine wahre Herzensfreude sein muß. Ich habe während dieser Zeit mehrfach Gelegenheit gehabt, Briefe von Geistlichen und Lehrern im Nonsberg, im Fersenthal, in Lufern zu Gesicht zu bekommen, und kann nicht verhehlen, daß es etwas geradezu Rührendes hat zu lesen, wie diese würdigen Männer die Verwirklichung ihrer innigsten Jugendträume freudig begrüßen, und wie sie jubeln über den Anbruch ihrer schönsten glücklichsten Tage, an welchen sie die bisher rettungslos der Verwelschung anheimfallende Jugend, die zum Teil Eltern und Großeltern nimmer

verstand, wieder deutsche Schulen besuchen sehen und hören, wie sie deutsche Worte spricht und deutsche Lieder singt. Es ist den Leuten ernst mit ihrem Eifer und das verbürgt uns auch den Erfolg; ist erst die Schule der Nation gesichert, so ist alles gerettet!

Einen wesentlichen Fortschritt des Deutschtums in Südtirol konstatirt der Sekretär der Handelskammer in Bozen, Dr. Angerer, an der Hand statistischer Nachweise in seiner Schrift: Deutsche und Italiener in Südtirol, 1881. Um nur eines herauszugreifen, führt er an, daß 1860 6<sup>0</sup>/<sub>10</sub>, 1870 4<sup>0</sup>/<sub>10</sub> und 1880 nur noch 3<sup>2</sup>/<sub>3</sub> <sup>0</sup>/<sub>10</sub> der Handel- und Gewerbetreibenden in Bozen Italiener waren, und daß von 893 dortigen Schulkindern nur 50 italienisch sind. Diese Data dienen wesentlich zur Belehrung für jene, welche Bozen = Bolzano als eine sozusagen italienische Stadt anzusehen die Freundlichkeit haben.

Jenseits der Grenze, welche seit 1866 Tirol von Venetien trennt, sind die zwei bekanntesten Komplexe deutschen Sprachgebiets die Dreizehn und Sieben Gemeinden. Die erstern liegen zwischen Ala und Verona am Südadhang der Lessinischen Berge, die letztern zwischen Brenta und Astico auf der Abdachung einer weiten, nach Süden geneigten Hochebene. Beide haben zusammen etwa 11 □ Meilen und gegen 35000 Einwohner, die noch vor nicht allzulanger Zeit ausschließlich Deutsch gesprochen haben, wie die Bevölkerung der nahe liegenden Gebiete von Verona, Vicenza und Padua etwas früher auch. Die Leute nennen sich Cimbern und führen ihren Ursprung auf jene Cimbern zurück, die 101 vor Christus von Marius geschlagen worden sind. Urkundlich sind sie aber zum Teil wenigstens erst 1166 von Fersin (Pergine) im obern Val Sugana eingewandert, während ein anderer größerer Teil von Süden her gekommen ist, wo nach frühern Ausführungen um das Jahr

1000 zahlreiche Deutsche (Longobarden, Franken, Bayern) sich befanden. In Padua waren 647—1050 unter 32 Bischöfen 22 Ultramontani d. h. Deutsche; nach Widter und von Attlmahr waren vor 1500 in vielen Orten um Vicenza nur deutsche Priester, ja sogar südlich von dieser Stadt weisen mancherlei Urkunden solche nach; von Vicenza selbst weiß man, daß dort vor dem 14. Jahrhundert mehr Deutsch als Italienisch gesprochen worden ist, und daß etwa um das Jahr 1000 das Italienische neben der natürlichen deutschen Sprache als diejenige der Gelehrten galt. Im ganzen Gebiet von Padua bis Verona weisen Flur-, Orts- und Geschlechtsnamen unverkennbar auf deutschen Ursprung hin, in Vicenza z. B. deutet der Name Bisega (für Campo Marzo) auf Wiese, Thor und Theater Berga auf Berg und der Flußname Bacchiglione oder Bacchiglio auf Bächle und Bach. Nehmen wir zu alledem noch die verbürgte Thatsache hinzu, daß die jetzigen Kirchgemeinden in den Sette Comuni ursprünglich Filialen von Pfarrkirchen in der Ebene waren, so beweist dies, „daß die Sieben Gemeinden allmählich von der Ebene aus bevölkert wurden. Denn wenn die Siebenberger als Einwanderer oder Eroberer gekommen wären, so würden sie sich auch in eigene Kirchgemeinden vereinigt haben. Sie dürften also ursprünglich Hirten, Kohlenbrenner und Holzarbeiter gewesen sein, worauf auch der Name Schläge = Asiago ihres Hauptortes hinweist. Dabei bleibt aber nicht ausgeschlossen, daß die Bevölkerung, wie schon angedeutet, zeitweilig auch von Norden Zuwachs erhielt.“

Die Leute nennen sich, wie ebenfalls schon bemerkt worden ist, Cimbern und ihre Sprache cimbrisch; es ist aber kein Zweifel, daß wir in ihnen nichts weniger als Cimbern, sondern nach obigen Ausführungen einfach Reste der verschiedenen deutschen Stämme aus den Zeiten der Völkerwanderung vor uns haben,

die hier, während rings herum alles in der Romanisierung unterging, Sprache und Nationalität bewahrt haben.

Bezüglich der Geschichte der Cimbern möge kurz erwähnt werden, daß sie nach vielen Wechselfällen zu Anfang des 15. Jahrhunderts an Venedig kamen, unter dem sie 400 Jahre lang standen. Seit der Napoleonischen Zeit fällt ihre Geschichte mit derjenigen des übrigen Oberitaliens zusammen. Die Dreizehn Gemeinden bildeten eine Art Republik mit einem venezianischen Statthalter an der Spitze, einem großen und kleinen Rat u. s. w., Hauptort war Calsein (Badia Calavena). Eine ähnliche Verfassung besaßen auch die Sieben Gemeinden, welche sogar Gesandte in Venedig, Vicenza, und wo es sonst Not that, unterhielten. Wie kräftig das deutsche Element in jenen Gegenden einst war, erfahren wir u. a. aus einem in der Vicentiner Bibliothek vorhandenen Aushebungsbericht vom Jahr 1598, worin Graf Franz von Caldogno dem Dogen Grimani berichtet, daß die sehr trogigen deutschen Bergbewohner, besonders in den Sieben Gemeinden, Leute, die an Leib und Seele noch die alte germanische Kraft bewahrt hätten, gegen 10000 Mann deutscher Landwehr stellen könnten und zwar ohne die Dreizehn Gemeinden, und daß es sich empfehle, dieselben, um sie leichter zum Kriegsdienst zu bewegen, unter deutsches Kommando und unter Offiziere ihrer Nation und Sprache zu stellen. —

Heute sieht das freilich ganz anders aus. In den Dreizehn Gemeinden ist die cimbrische Sprache ganz verschollen bis auf die zwei Orte Fonta (Campo Fontana) und Gliezen (Ghiazza), wo Schneller 1875 sie von jung und alt sprechen hörte. Von den Sieben Gemeinden sind Lusan (Lusiana) und Genebe = gegen Eben (Enego) vollständig verwelscht, in Schläge (Sleghe = Asiago), Ghel (Gallio) und Bösche (Fozza)

wird das Cimbrische neben dem Italienischen, in Roban (Roana) und Roß (Rozzo) wird es durchaus als Hauptsprache geredet. Es enthält nichts Nordisches, Gotisches oder überhaupt Seltsames und reicht in keinem Falle höher hinauf als in den Zustand der deutschen Gesamtsprache im 12. und 13. Jahrhundert. Die Litteratur über die Sieben und Dreizehn Gemeinden ist ziemlich groß, sowohl in deutscher als italienischer Sprache; dagegen giebt es einheimische Sprachproben außer Katechismen, Gebet- und Gesangbüchern wenige. Doch erschien zu Asiago 1882 von Dr. J. von Bischofern (Bescovi), einem eingebornen Cimbern, eine Sammlung von solchen; über diese, wie überhaupt über die sogenannten Cimbern, kann ich nun, durch einen freundlichen Zufall dazu geführt, aus eigener Erfahrung einiges beifügen. In einem der letzten Sommer hörte ich nämlich, daß nicht allzuweit von meiner Heimatstadt am Oberrhein entfernt einige Cimbern als Steinhauer beschäftigt seien; nach mehrfachen Erkundigungen gelang es mir auch ihre Wohnung ausfindig zu machen sowie zu erfahren, daß sie am Sonntag Vormittag sicher zu treffen und zu sprechen seien, während unter der Woche, wo sie angestrengt zu arbeiten hätten, nicht an einen Besuch gedacht werden könne. In der Frühe eines herrlichen Sonntagmorgens zog ich also aus auf meine ethnographische Entdeckungsreise und schritt bald in einem stillen, freundlichen Schwarzwaldthälchen aufwärts, bis ich hoch oben den einsam gelegenen Hof erreichte, auf dem ich meine Cimbern einquartiert wußte. Nach wenig einleitenden und den Zweck meines Kommens erläuternden Worten saßen dann der alemannische Gutspächter, vier Cimbern aus Roban, nämlich ein Vater mit zwei Söhnen und einem Schwiegersohn, dann noch ein Welschtiroler aus Malè im Sulzberg, der kein Wort Deutsch verstand, und ich im freundlichen Garten, und über uns lächelte die lieblichste



Sonne, als hätte sie selbst ihre Freude an meinen linguistischen und ethnographischen Bestrebungen.

Zuerst waren die Leute besangen, aber bald legten sie ihre Scheu ab, beantworteten, wie ich es wünschte, meine Fragen cimbrisch und bedienten sich auch unter sich dieser Sprache. Ich verstand sie recht gut, und wenn mir je etwas nicht ganz klar werden wollte, oder wenn sie mich nicht vollständig verstehen konnten, so bedienten wir uns des Mediums der italienischen Sprache. Im Verlauf der Unterhaltung ergab sich zunächst die Richtigkeit der obigen Angaben, wonach in Roban und Roß noch alles „cimbro“ spricht; ich erfuhr, daß es noch ältere Leute genug giebt, die kaum ein Wort „Wallisch ver-  
stean“, daß bis in die vierziger Jahre hinein allgemein cimbrisch gepredigt wurde, daß aber seit jener Zeit Kirche und Schule verwelkt sind; nur ausnahmsweise geschieht es durch den guten Willen einheimischer Geistlicher und Lehrer, daß da und dort die angestammte „Sproach“ noch in Gottesdienst und Unterricht verwendet wird. Die Jungen wachsen zweisprachig auf und dienen natürlich im italienischen Heer, während der anwesende Alte, 1814 „gebiert“ (geboren), von 1835 ab acht Jahre lang in „Venedige“ und „Bern“ gedient hatte — natürlich unter den Österreichern. Die Bezeichnung Bern für Verona zeigt mir, daß der alte Dietrich von Bern der deutschen Heldensage heut dortzuland kaum mit anderm Namen genannt würde, als der ist, unter welchem er uns durch die Jahrhunderte überliefert wurde.

Über das einige Italien zeigten sich meine Cimbern gerade nicht begeistert. Früher, als sie noch „Austriaci gewean“, hätten sie es besser gehabt, alles sei billiger gewesen; das „Geschäft“ (der Handel) gehe auch jetzt noch vielfach nach „Wallisch-Tirol“, aber die neue Grenze erschwere es. Der



jüngste der Anwesenden, ein „Bua“ von etwa 17 Jahren, war erst vor kurzem über „'s Mark“ (die Grenze) gezogen, durch Val Sugana nach Trient über den „Brennero“ u. s. w. nach dem Schwarzwald gereist, er hatte bei der Abreise kein Wort „ditsch“ gekonnt, war aber mit seinem „cimbroy“ bis zu uns überall herrlich durchgekommen. Sein Name Giovanni wurde von den andern Joanni ausgesprochen, kaum anders als unser Wort Johann. Um die Leute nicht mißtrauisch zu machen, unterließ ich es, mir schriftliche Notizen zu machen, und so kann ich nicht jedes einzelne charakteristische Wort aufzählen, das ich vernommen habe, ich kann nur im allgemeinen sagen, daß ich das Cimbrische viel besser verstand, als ich erwartet hätte, und daß der oberbadiſche, dem alemannischen Stamm angehörige Gutspächter und dessen Familie mit den fremden Mietern sprach und verkehrte wie mit ihres Gleichen, ohne daß es zwischen ihnen je zu sprachlichen Mißverständnissen gekommen wäre. Hier noch einige Sprachproben: Taschentuch heißt einfach Tüachle, Hahn und Henne werden wie bei uns ausgesprochen, höchstens mit dem fast unhörbaren Unterschied, daß das H am Anfang beinahe stumm ist. Die Lebensmittelnamen Broad, Wein, Bier, Mehl klingen genau wie in der deutschen Schriftsprache, Fleisch heißt Floasch. — „Der Hund billt. 's Feuer brinnt“. — „Batter, Mutter, Bruader, Schweschter, Suhn“. — „In Schläge sin guate Alberghi, viel Herrn kumme weit her; im Summa isch dahoam so frisch wie im Schwarzwald; die Sieben Gemeun liegen sehr hoch u. s. w.“ — Die Affirmation wurde stets durch ja, nie durch si gegeben, dagegen hörte ich statt nein und aber fast ausschließlich no und ma. Der Gruß beim Abschied wie bei der Ankunft war ein herzliches „Grüaß Gott“.

Das Aussehen bot nichts Charakteristisches. Der Alte mit

seinen zwei Söhnen war durchaus schwarzhaarig und südlich dunkelgefärbt, dagegen war der Schwiegersohn aus derselben Gemeinde blond und blauäugig wie ein Kind des germanischen Nordens. Der noch mitanwesende Südtiroler aus Malè beteiligte sich, da wir fast ausschließlich cimbrisch resp. deutsch verhandelten, gar nicht am allgemeinen Gespräch. Aus einzelnen Fragen, die ich speziell an ihn richtete, erlah ich, daß er von den nur wenig Stunden von seiner Heimat entfernten deutschen Gemeinden im Nonsberg keine Ahnung hatte.

Mein Besuch bei den Cimbern hat mich überzeugt, daß wirklich bis zur Stunde jene Reste deutschen Volkstums an den Südhängen der Alpen noch lebensfähig sind, und daß es, wenn ihre Heimat noch zu Österreich gehörte und damit innerhalb der engern Thätigkeitsphäre des deutschen Schulvereins läge, eine lohnende und durchaus nicht schwere Arbeit wäre, uns einige tausend Stammesgenossen in Sprache und Nationalität zu erhalten, die unter italienischer Herrschaft als unrettbar verlorene Söhne der gemeinsamen Mutter angesehen werden müssen. Denn woher soll ihnen Rettung kommen?

Im Osten des Piabeflusses wohnen Friauler oder Furlaner. Ihre Sprache zeigt Reste, die von der altrhätischen Alpenbevölkerung herrühren, und solche der einstigen Latinisierung; dann sind auch Goten, Longobarden, Franken und Bayern nicht spurlos vorübergegangen, Slaven haben hier Wortstämme und Sprachformen zurückgelassen, und seit Jahrhunderten ist all dieser Mischmasch im Prozeß der Italianisierung begriffen. Vor dieser haben sich gerettet Tschelwang (Tima), das von färtnerischen Bergknappen besiedelt worden ist, Bladen (Sappada) mit etwa 1200 Einwohnern, deren Vorfahren im 12. Jahrhundert aus Willgraten im Pusterthal hier eingewandert sind, und die Zahre (Sauris), deren Bewohner von dem fränkisch-

bayerischen Teil der Bevölkerung Veneziens resp. Friauls abstammen. Bladen und die Bahre wurden in den letzten Jahren wiederholt besucht und es giebt mehrere Berichte über solche Besuche, wie überhaupt gerade über diese Inseln des Deutschtums in Welschland die Litteratur recht umfangreich ist; das bedeutendste in derselben scheint mir ein Aufsatz des Freiherrn von Czörnig aus Triest in der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1880, in welchem sich ältere Publikationen über denselben Gegenstand aufgezählt finden. Ich will nicht ermüden, indem ich über diese östlichen Enklaven in Venezien historische Data berichte — sie finden sich in dem leztangeführten Aufsatz. Ich will vielmehr nur erwähnen, daß speziell Sauris sein Deutschtum gut und treu bewahrt und darauf stolz ist, wie ich durch folgendes hübsche Geschichtchen bestätigen kann. — Ein einfacher Landwirt in der Gemeinde hegte aus rein nationalen Beweggründen längst den Wunsch, seinen Sohn in Deutschland irgendwo unterzubringen und ihn dort ein Handwerk lernen zu lassen, damit er heimgekehrt ein tüchtiger Arbeiter und zugleich eine kräftige Stütze des Deutschtums sei. Den vereinten Bemühungen einiger sich um die Sache interessirender Herren gelang es, den Jungen bei einem tüchtigen Schreinermeister meiner Vaterstadt in die Lehre zu bringen. Bei Gelegenheit der desbezüglichen Unterhandlungen bekam ich mehrere Briefe aus der Bahre zu lesen, von dem Vater des betreffenden Jungen, der den gut deutschen Namen Ludwig Schneider trägt, sowie von dem Gemeindefekretär, der in seinem Schreiben sogar deutsche Dichter citierte! Der Stil und die Orthographie war in all diesen Schriftstücken ziemlich korrekt, nur fanden sich viele italienisch gebaute Partizipialkonstruktionen; auch der Junge spricht ordentlich und verständlich, ähnlich wie die Cimbern, und hat sich bei uns nicht nur gut angewöhnt, sondern auch

wacker gehalten, so daß er gewiß seinen Fürsorgern einst in der fernen Heimat alle Ehre machen wird.

Im folgenden theile ich eine Zahrer Sprachprobe mit, die ich dem erwähnten Czörnig'schen Aufsatze entlehne. Es ist die „Parabel vom verlournen Suhne.“

„A gewisser Mann hät gehät zween Söhne; der jüngere won ihnen hät gesagt dem Wäter: Wäter, gebe mir'n Thäl des Guötes, das mir komet, und er hät ihnen das Guet gethält, und nach beni (wenig) Täge alles zöänder gepädet, der jüngere Sohn ungern ischt dahin gean in ein beites Land und dort hät er verschwenzet sein Guet mit unehrlich Leben; und aster (nachdem) daß er hät gehät alles werfresset, ischt ane große Theurung ingewallen im selbigen Lante, und er hät angehebet Noath ze leiden und ischt gean sich ingeben ame Herrn vom sell Lante und hät ihn geschidet in sein Dorf damit die Wäcken (Schweine) zu hueten. Er hät verlangt sein Bauch zu wüllen mit Büecheln, daß die Wäcken hän gefsen und Rans hät sie ihm geben. In ihm selbst geand hät gesagt: Wie viel Tägeworker im Hause meines Wäters hant übriges Proat, ma (aber) i bere dahin vor Hunger; i bar (werde) aufstean und gean ze meim Wäter und ihm säge: Wäter, i han gesündiget im Himmel und wor dir. I ben nit bürdig mehr zu riefen mi dein Sohn. Mach mi als bie an den deinigen Tägeworker. Und aufsteand ischt er gean ze seim Wäter, und do er bar no beit, sei Wäter hät ihn gesean, er hät si über ihn erbärmt und ihm entgegen geand ischt ihm gewallen um den Hals und hät ihn gebußet. Der Sohn hät ihm gesagt: Wäter, i han gesündiget im Himmel und wor dir, i bin nit bürdig mehr ze werden genannt dein Sohn. Der Wäter aber hät seinen Knechten gesagt: Behend bringet her das beschte Gewänd und anleget ihn, thuet den Rinke an

seiner Händ und Schuh auf seine Wüffe, herwührt ein gemäschtes Rälble, teadtets, und bir bein essen und luschtig bleiben, beil der dogene (dieser) mein Suhñ bar geschtorben und jekt bieder lebet, er bar werlourn und ischt bieder wunnen (gefunden), und angehebet luschtig ze bleiben."

In der Schreibweise habe ich mich streng an Czörnig's Darstellung gehalten, die ich der Aussprache unsres jungen Sauriser Schreinerlehrlings ganz entsprechend finde; ich bemerke nur noch, daß die Zahrer unser *f* stets wie *w* aussprechen und *w* wie *b*, obgleich letzteres nicht ganz rein. *h* im Anlaut ist schwach, *s* vor einem Konsonanten ist stets *sch*, z. B. ischt, Schprache, wie in allen süddeutschen Dialekten; *ä* ist ähnlich dem *a* im englischen talk, oft fast wie *o*. —

Doch nun zum Schluß!

Rechnen wir zu der früher aufgestellten Zahl von rund 3500 Deutschen am Südfuß vom Monterosa 1500 im Formazzthal und in dem Tessiner Gurin, 7000 in Welschtirol und etwa 4000, was sehr niedrig gegriffen ist, in Venezien, so ergibt das doch eine Gesamtzahl von etwa 16000 zerstreuten Stammesgenossen im italienischen Sprachgebiet, deren Zähigkeit und Ausdauer wir unsere Anerkennung und Bewunderung, deren Verhältnissen wir unser Interesse nicht vorenthalten können.

Ich füge noch einige touristische Bemerkungen bei: Der Hinweis auf die Großartigkeit der Monterosagruppe mit ihren vergletscherten Pässen, über welche Macugnaga, Magna und die Gressoney zu erreichen sind, wird genügen, um den Weg nach jenen Gemeinden anzudeuten, aus welchen die Route durchs Anzascathal direkt an den Langensee, diejenige durch das Sesiathal nach Varallo und über den aussichtreichen Monte Motterone ebendahin, endlich jene durch das Thal Gressoney in das der Dora baltea führt, von wo aufwärts Aosta und

die Montblancgruppe, abwärts die Bahn nach Turin erreicht werden kann. Mitten im Pommatal, im obern Formazzathal, befindet sich der Tosaßfall, von Kennern für den großartigsten in den Alpen gehalten, der gewöhnlich von Oberwallis aus über den leicht gangbaren Griespaß besucht wird, eine Tour, die im weitem Verlauf der Tosa entlang abwärts ebenfalls an den Lago Maggiore führt. Über Graubünden Touristisches sagen zu wollen darf ich mir wohl ersparen. Dagegen verlohnt es sich, die Hauptwege in den deutschen Nonsberg kurz anzugeben. Von Westen her kann man dorthin gelangen über den Tonalepaß und durch den Sulzberg, von Meran über den Campenpaß mit Besteigung der Längen Spitze, von Bozen über die Mendel, wobei kein Wanderer die Besteigung des prachtvollen Monte Roen (Rhönberg) vergessen wird. Das Plateauland des Nonsbergs mit seinen schluchtartig eingeschnittenen Thälern und seinen mühelos zu ersteigenden, aussichtreichen Bergen wird von manchen für die Perle Südtirols gehalten. Denselben Ruhm beansprucht auch Val Sugana mit dem einzig schönen See von Caldonazzo, von wo aus Fersenthal, Lusern und die Sette Comuni leicht zu besuchen sind. Die landschaftlichen Reize einer Wanderung von der Pusterthalbahn durch die Wunderwelt der Dolomiten nach Bladen und Sauris bedürfen keiner besonderen Empfehlung mehr; sie sind weltberühmt. — Vielleicht veranlassen diese Hinweise bei geplanten Gebirgstouren in den genannten Gegenden Absteher in eine oder die andere der deutschen Sprachinseln, dem Besucher zu Genuß und Belehrung, den dortigen Bewohnern aber zur Freude und Ermunterung, damit sie sehen, wie wir Deutsche im großen mächtigen Reich Teilnahme empfinden für unsere fernem und treuen, leider aber zum größeren Teile fast machtlos der Vermischung preisgegebenen und, wenn nicht zeitig und energisch gewehrt wird, der Nation unwiederbringlich verlorenen Stammesgenossen im Süden der Alpen.

---









BV  
4244  
F7  
v.13

W. Frommel, Sammlung

**THEOLOGY LIBRARY**  
**SCHOOL OF THEOLOGY AT CLAREMONT**  
**CLAREMONT, CALIFORNIA**

**228758**

